<36604478770018

<36604478770018

Bayer. Staatsbibliothek

Ph-Ms-519
Maafs

Philos. Anthrops. Scr. part. 1ª 30.

BIBLIOTECA CENTRAL

R

Versuch

über die

Einbildungskraft.

Von

BIBLIOTHECA

Johann Gebhard Ehrenreich Maaß,

Professor der Philosophie zu Halle.

Halle,

bei Michaelis und Bispink.

1792.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Meinen

unvergeßlichen Freunden,

Johann Andreas Karl Braunbehrens,

Johann Friedrich Müller,

Heinrich Friedrich Karl Maaß,

gewidmet.

Vorrede.

Sittliche Verbesserung des Menschen ist das Erhabenste, was sich die Wissenschaften zu ihrem letzten Zwecke vorsetzen können. Einige streben diesen Zweck mittelbar zu erreichen; andere mehr unmittelbar. Unter den letztern nimmt die Psychologie eine der vornehmsten Stellen ein. Es ist daher eine sehr angenehme Erschei-

nung,

nung, daß sie in unsern Tagen eine vorzügliche Aufmerksamkeit denkender Köpfe auf sich gezogen hat.

Zu ihren wichtigsten Hauptstücken gehört die Theorie der Einbildungskraft, und diese beruht auf der Auflösung zweier Probleme:

1) Nach welchem Gesetze vergesellschaften sich die Vorstellungen in der Einbildungskraft?

2) Welche unter mehrern Vorstellungen, die sich mit einer gegebnen vergesellschaften können, wird jedesmal zur Klarheit gebracht? Richtet sich das nach einem allgemeinen Gesetze? und welches ist dieses Gesetz?

Bei der Auflösung des ersten Problems kömmt es darauf an, daß man

das

das oberste Gesetz der Association aus einem höhern Princip ableitet, weil es sonst immer ein unsicherer Führer bleibt. Das zweite hat man noch nicht aufzulösen unternommen, oder vielmehr, in seiner ganzen Allgemeinheit noch nicht aufgeworfen.

Ich habe mich bemüht, beide Probleme aufzulösen, und meine Schrift, aus der innigen Ueberzeugung, daß sie weiter nichts ist, einen Versuch genannt.

Da ich den Zusammenhang der Einbildungskraft mit den übrigen Vermögen der Seele aufsuchen mußte; so war ich genöthigt, auch über die letztern einige einzelne Betrachtungen anzustellen. Hierunter findet sich, wie ich glaube, manches, was der Psychologie zu einigen Fortschritten vielleicht Anlaß geben könnte, z. B.

was ich über die Principien des vernunftähnlichen Vermögens gesagt habe, oder über den Parallelismus zwischen dem Geschmacke, dem moralischen Sinne und dem sogenannten gemeinen Menschenverstande.

Im April 1792.

Der Verfasser.

Erster

Erster Theil,

Theorie der Gesetze der Einbildungskraft.

Einleitung.

§. 1.

In unserer gesammten Sinnlichkeit, sofern sie dem Verstande in der weitesten Bedeutung entgegengesetzt wird, lassen sich zwei Hauptvermögen von einander unterscheiden: ein leidendes und ein thätiges. Beide Vermögen werden erfordert, um die Erscheinungen, die in dem untern Erkenntnißvermögen wahrgenommen werden, möglich zu machen. Wenn die Seele durch einen, ausser ihr wirklichen, Gegenstand afficirt wird, und dadurch eine Vorstellung erhält; so kömmt ihr in sofern eine Receptivität, oder eine Fähigkeit zu, durch äussere Gegenstände bestimmt zu werden. Dieses ist also ein leidendes Vermögen, ob es gleich hiebei dahin gestellt bleibt: mit welchen näheren Bestimmungen dasselbe gedacht werden müsse? ob es bloß und allein, oder nur gewissermaßen leidend sey? ob bei den, von äusserlichen Gegenständen erhaltenen, Eindrücken ein Accidenz, oder gar etwas Sub-

stanzielles, in das vorstellende Subjekt übergehe; oder ob nur die Thätigkeit des letztern durch die Objekte, auf irgend eine andere Art, bestimmt werde? Meine Absicht erlaubt mir nicht, diese Fragen zu untersuchen. Ich verstehe unter der Receptivität bloß im allgemeinen die subjektive Beschaffenheit des Vorstellungsvermögens, wodurch es möglich wird, daß Vorstellungen durch Gegenstände außer ihnen bestimmt werden können, und schreibe diese Receptivität den Sinnen zu, als ihr ausschließendes und alleiniges Eigenthum. Alle Vorstellungen oder Modifikationen der Sinnlichkeit, die nicht in sofern in ihr wirklich sind, als sie von einem Objekte afficirt wird, müssen durch ein thätiges Vermögen derselben hervorgebracht werden, das sich von den Sinnen unterscheidet, und in der weitesten Bedeutung die Einbildungskraft heißen mag.

§. 2.

Dieses thätige Vermögen unsrer Sinnlichkeit hat bei allen seinen Wirkungen keinen andern Stoff als den, der durch die Sinne aufgenommen ist. Daher kann dasselbe zwar ohne unmittelbare Beihülfe der Sinne neue Vorstellungen erzeugen; aber nur durch Verbindung und Trennung der, aus dem Sinnenstoffe genommenen, Merkmale. Neue, einfache und ursprüngliche Vorstellungen hervorzubringen, steht nicht in seiner Gewalt. Denn da dergleichen Vorstellungen auf keine Art durch die Erfahung entwickelt,

oder

oder zur Klarheit erhoben würden; so könnten sie auch überall nicht zum Bewußtseyn gelangen. Einige scharfsinnige Psychologen *) scheinen es zu läugnen, daß man der Einbildungskraft das schöpferische Vermögen, neue ursprüngliche Vorstellungen zu wirken, absprechen dürfe. Sie glauben, die Einbildungskraft sey im Stande, verworrene Empfindungen, worin wir weiter keine Merkmale unterscheiden (z. B. zwei Farben), so in einander zu verschmelzen, daß eine neue Vorstellung hervorgehe, die gleichfalls eine völlig einfache Erscheinung darstelle.

Gesetzt aber, daß dieses möglich sey; so steht es der Wahrheit des Vorigen nicht entgegen. Ursprünglich und unabhängig von dem Sinnenstoffe ist eine solche Vorstellung demnoch nicht, die auf die ebengedachte Art von der Einbildungskraft erzeugt wird. Vielmehr entsteht sie durch die Verbindung solcher Merkmale, welche die Einbildungskraft von den Sinnen aufnahm.

So allgemein sich demnach sagen läßt, daß die Einbildungskraft keinen eigenen Stoff habe, sondern nur bearbeite, was die Sinne liefern; so ist es demnoch nicht weniger wahr, daß sie selbst erst mitwirken muß, um diesen Stoff zu erhalten, indem die Sinne allein denselben nicht liefern können. Diese Mitwirkung der Einbildungskraft bei den Empfindungen nenne ich die ur-

*) z. B. Tetens in seinem Vers. über d. m. N. 1 B. 1 V. Nr. 14. 15.

sprüngliche Thätigkeit derselben, alle übrigen aber abgeleitete, indem sie durch jene erst möglich werden.

Für die Entwickelung des höchsten Gesetzes, dem die Succession aller Wirkungen der Einbildungskraft unterworfen ist, wird es, wie ich glaube, nicht ohne Nutzen seyn, auf diesen Unterschied ihrer Thätigkeiten Rücksicht zu nehmen, und die Art, wie dieselben auf einander folgen müssen, zuerst an den ursprünglichen zu erforschen. Wenn mir der Versuch hiezu gelingen sollte; so würde er ein höchstes Gesetz der Einbildungskraft aufstellen, das nicht bloß durch Induktion gefolgert, sondern a priori, aus der Beschaffenheit der Wirkungen dieses Vermögens selbst, abgeleitet wäre.

Erster Abschnitt.

Von der ursprünglichen Thätigkeit der Einbildungskraft.

§. 3.

Wenn ein Gegenstand auf unsre Sinne wirkt; so nehmen diese das Mannichfaltige, das diese Einwirkung enthält, auf, oder sie percipiren dasselbe. So wenig aber dadurch eine Uhr entsteht, daß ich alle dazu gehörigen Theile, Räder,

Kette

Kette u. s. w. neben einander lege, ohne sie gehörig miteinander zu verbinden; eben so wenig könnte die Vorstellung von einem Gegenstande, oder dem Mannichfaltigen, als einem zu einer Einheit verbundnen Ganzen, in uns entstehen, wenn bei den Empfindungen nicht ein thätiges Vermögen mitwirkte, welches das von den Sinnen aufgenommene Mannichfaltige in die gehörige Verbindung brächte. Ohne diese Verknüpfung würde dasselbe bloß als ein verworrener und völlig unzusammenhängender Haufen erscheinen, worin die Theile bloß zusammen gestellt wären, ohne die mindeste Beziehung auf einander zu haben, und ohne als zu einem Ganzen gehörige Theile vorgestellt zu werden. Die Meinung ist aber nicht, als wenn der Stoff der Empfindung in dem Sinneneindrucke an sich chaotisch und regellos wäre. Denn wenn er auch zu einem Ganzen geordnet vorhanden ist; so wird er doch darum noch nicht als solcher vorgestellt. Durch die Sinne nun allein, sofern sie eine bloße Receptivität haben, kann die Einheit des Mannichfaltigen, die zur Vorstellung eines Gegenstandes gehört, in der Vorstellung nicht entstehen. Denn 1) ist die Einheit des Gegenstandes, als ein bloßes Verhältniß, oder eine Beziehung, worin die verschiednen Momente des Mannichfaltigen in demselben auf einander stehen, nicht etwas, das die Sinne afficiren könnte: 2) müssen alle Eindrücke auf die Sinne successiv geschehen. Wenn demnach die Empfindungen bloß der Receptivität

der Sinne angehörten; so würden die Gegenstände bloß als successiv erscheinen, aber nie als aus zugleichseyenden Theilen bestehend vorgestellt werden können. Da nun dies unläugbar der Fall nicht ist; so setzen die Empfindungen, als Bedingungen ihrer Möglichkeit, die Mitwirkung eines, von den Sinnen verschiednen, und thätigen Vermögens voraus. Dies ist die Einbildungskraft. Sie muß das von den Sinnen aufgenommene Mannichfaltige, wie auch ihr Name anzeigt, in ein Bild fassen, da es sonst unverknüpft uud nicht als ein Ganzes erscheinen würde.

Wollte man aber den Sinnen nicht eine bloße Receptivität zuschreiben, sondern sie selbst mit dem thätigen Vermögen ausstatten, was zur Vorstellung eines Gegenstandes, als solchen, erfordert wird; so kann ich dieses geschehen lassen. Nur ist alsdann dasselbe mit der Einbildungskraft einerlei, und diese muß also für ein, den Sinnen zuständiges, Vermögen gehalten werden. Denn 1) dürfen die Vermögen der Seele, wie überhaupt die Naturkräfte, nicht ohne Noth vervielfältigt werden. Die nämlichen Erscheinungen erfordern den nämlichen Grund ihrer Möglichkeit: einerlei Thätigkeiten setzen einerlei Vermögen voraus. Die abgeleiteten Thätigkeiten der Einbildungskraft aber sind von der nämlichen Art, als die ursprünglichen. Diese, wie jene, beschäftigen sich mit dem von den Sinnen empfangnen Stoffe, um das Mannich-

nichfaltige deſſelben mit einander zu vereinigen: 2) wenn das bei den Empfindungen thätige, verbindende Vermögen von der Einbildungskraft verſchieden wäre; ſo ließe ſich kein Grund angeben, warum der Sinnenſtoff jederzeit in die Einbildungskraft übergehe, und wie er von derſelben, als Stoff ihrer Vorſtellungen, aufgenommen werde. Im entgegenſtehenden Falle aber leuchtet dies ein.

§. 5.

Wenn alſo die Einbildungskraft bei den Sinnenvorſtellungen mitwirkt, und wenn es urſprüngliche Thätigkeiten derſelben giebt; ſo iſt, an ſich betrachtet, eine verſchiedene Ordnung möglich, in welcher eine Reihe ſolcher Thätigkeiten auf einander folgen könnte. Dies gilt ſowohl in Abſicht auf das zu verbindende Mannichfaltige in einem Gegenſtande, als auch in Rückſicht auf den Fortgang von einem Gegenſtande zum andern. Es frägt ſich alſo, in welcher Ordnung die Wirkungen der Einbildungskraft bei den Empfindungen auf einander folgen müſſen, oder nach welchem allgemeinen Geſetze die Succeſſion ihrer urſprünglichen Thätigkeiten ſich richte?

§. 9.

Es kann keinem Zweifel unterworfen ſeyn, daß das Geſetz der Stätigkeit, welches, wie die

verschiedensten philosophischen Systeme anerkennen, allen Veränderungen, wenigstens sofern dieselben Erscheinungen sind, vorgeschrieben ist, daß, sage ich, dieses Gesetz auch den Wirkungen der Einbildungskraft, die gleichfalls zu den Erscheinungen gehören, eine Ordnung vorzeichne, nach der sich ihre Succession richten muß. Dieser Vorschrift aber kann die Einbildungskraft bei ihren ursprünglichen Thätigkeiten nicht anders getreu bleiben, als dadurch, daß sie bei der Perception des Sinnenstoffes von einem jeden Momente desselben zunächst zu demjenigen fortgeht, welches durch die Sinne unmittelbar mit dem vorigen verbunden recipirt wird. Jede nächstfolgende ursprüngliche Thätigkeit der Einbildungskraft muß durch den nächstfolgenden Theil des, von den Sinnen aufgenommenen, Mannichfaltigen bestimmt werden. Ohne dieser Ordnung zu folgen, würde die Succession jener Wirkungen dem Gesetze der Stätigkeit überall nicht angemessen seyn können. Denn da die Einbildungskraft bei allen ihren Wirkungen keinen andern Stoff hat, als den sie von den Sinnen erhält: da ihre Thätigkeiten insgesammt durch diesen Stoff bestimmt werden müssen (§. 2.); so ist nur der eine Grund möglich: warum sie nach einem Momente des gegebnen Mannichfaltigen a unmittelbar ein anderes b percipiren kann, daß dieses letztre mit dem erstern a unmittelbar verbunden von den Sinnen recipirt wird. Geschähe also ein Uebergang von a nach einer dritten

Bestimmung e in dem Gegenstande, ohne daß die eben erwähnte Bedingung dabei statt fände; so hätte diese bestimmte Thätigkeit, als solche, überall keinen Grund. So wie es also für einen Körper, der durch einen gewissen Theil des Raumes n bewegt werden soll, eine nothwendige Bedingung dieser bestimmten Bewegung ist, daß er das mit n unmittelbar verbundne Raumtheilchen m zuvor durchlaufe; eben so ist es für die Einbildungskraft eine nothwendige Bedingung der Perception eines jeden Moments in dem Sinnenstoffe, daß das vor demselben vorhergehende Moment zuvor von ihr percipirt werde: daß sie zu diesem nicht von einem Dritten unmittelbar übergehen kann.

Das höchste Gesetz für die Succession der ursprünglichen Thätigkeiten der Einbildungskraft ist demnach das so modificirte Gesetz der Stätigkeit:

Auf die Perception eines jeden Theiles in dem Mannichfaltigen des Sinnenstoffes folgt zunächst die Perception desjenigen, der unmittelbar mit dem vorigen verbunden von den Sinnen aufgenommen wird.

Dieses Gesetz muß in der subjektiven Natur der Einbildungskraft selbst gegründet seyn: sie kann nicht erst durch die Gegenstände ausser ihr an dasselbe gebunden werden. Denn die einwir-

kenden Gegenstände bestimmen zwar das Mannichfaltige des Stoffes, womit sich die Einbildungskraft beschäftigt; aber die Art und Weise, wie sie sich mit demselben beschäftigt überhaupt und insbesondre die Art, wie sie dasselbe verknüpft, kann eben darum, weil subjektive Thätigkeiten dazu gehören, durch die erstern allein nicht bestimmt werden. Dies muß auch von subjektiven Gesetzen abhangen. Könnte nun die Einbildungskraft, vermöge ihrer subjektiven Einrichtung, von dem erwähnten Gesetze der Folge ihrer Wirkungen abweichen; so könnte dieses durch die afficirenden Gegenstände nicht gehindert werden, und es würden Wirkungen der Einbildungskraft möglich seyn, die dem Gesetze der Stätigkeit entgegen wären.

Ich glaube mich also berechtigt, das von mir aufgestellte Gesetz als eine subjektive Bedingung anzusehen, woran die Einbildungskraft bei ihren ursprünglichen Wirkungen gebunden ist, und die zu ihrer wesentlichen Einrichtung selbst gehört.

Zweiter Abschnitt.

Von der abgeleiteten Thätigkeit der Einbildungskraft.

Erstes Kapitel.

Von dem höchsten Gesetze für die Succession der Einbildungen überhaupt.

§. 7.

Da die Einbildungskraft bei allen ihren Verrichtungen keinen andern, als den Sinnenstoff, kennt, womit sie sich beschäftigen könnte (§. 2.); so müssen aus diesem Stoffe auch die Merkmale der Vorstellungen genommen seyn, welche durch die abgeleiteten Thätigkeiten der Einbildungskraft entstehen. Diese Thätigkeiten sind folglich, ihrer materiellen Bestimmung nach, wiederhohlte ursprüngliche, und die dadurch gewirkten Vorstellungen, in Absicht auf das Mannichfaltige ihres Gegenstandes, erneuerte Empfindungen. Das Verhältniß aber, worin die Einbildungen — so heissen die Vorstellungen dieser Art — gegen den äussern Gegenstand stehen, der durch sie vorgestellt wird, ist vom demjenigen, welches bei den Empfindungen statt findet, sehr verschieden. Bei diesen ist der äußere Gegenstand gegenwärtig, durch dessen unmittelbare Mitwirkung der Stoff der Vorstellung bestimmt wird; bei

den

den Einbildungen nicht. Daß aber die Einbildungskraft ein Vermögen besitze, auch ohne diese unmittelbare Mitwirkung der Gegenstände ausser ihr, Vorstellungen hervorzubringen, lehrt der unmittelbare Schluß vom Wirklichen aufs Mögliche. Sofern sie nun Einbildungen wirken kann, heißt sie die Einbildungskraft in der eigentlichen Bedeutung: in welchem Sinne ich das Wort künftig nehmen werde, wenn von der Einbildungskraft schlechthin die Rede seyn wird.

§. 8.

Die Einbildungen wiederhohlen die Empfindungen entweder in unveränderter oder in veränderter Form: das erstere, wenn in denselben alle mannichfaltigen Merkmale, die in den Empfindungen unterschieden wurden, in eben der Verbindung wieder vorgestellt werden; das andere, wenn dies nicht ist. Sofern die Einbildungskraft ein Vermögen ist, Einbildungen der erstern Art hervorzubringen, heißt sie die Einbildungskraft in der engsten Bedeutung. Wenn die Empfindungen in veränderter Gestalt wiederhohlt werden; so kann die geschehene Veränderung nur in einer Trennung oder neuen Verbindung der, aus dem Sinnenstoffe genommenen, mannichfaltigen Merkmale bestehen. Unter dem letztern begreife ich beides, sowohl das Zusammensetzen der Merkmale, wenn dieselben in der Einbildung unterschieden werden, als auch das Vermischen derselben, wenn sie so verbunden wer-

werden, daß wir sie nicht unterscheiden können, und daß aus ihnen eine dritte, einfache Vorstellung hervorgeht: von welchem Unterschiede schon oben geredet ist (§. 2.). Das Vermögen der Einbildungskraft, zusammen empfundene Merkmale zu trennen, einige derselben, oder auch die Vorstellung ihrer Subjekte zu verdunkeln, und nur die übrig bleibenden allein klar vorzustellen, heißt das sinnliche Abstraktionsvermögen; so wie unter dem Dichtungsvermögen die Einbildungskraft zu verstehen ist, insofern dieselbe das Mannichfaltige des Sinnenstoffes auf eine neue Art zusammensetzt. Auf beiden Vermögen, wie auch auf der Einbildungskraft im engsten Verstande, beruht, wenn wir die sogenannten Sinnenurtheile ausnehmen, die sinnliche Urtheilskraft, in Absicht auf das Materielle ihrer Wirkungen. In jedem sinnlichen, wie überhaupt in jedem Urtheile, wird etwas Mannichfaltiges als verbunden oder als getrennt vorgestellt. Jedes sinnliche Urtheil setzt demnach eine Wirkung von einem der gedachten Vermögen voraus; nur daß in jedem gegebnen Falle noch eine besondre Art des Bewußtseyns hinzukommen muß, welches denn das ist, was dem Urtheilsvermögen eigenthümlich angehört. Hieraus folgt von selbst, daß von den erstgenannten Vermögen auch alle Zweige, oder besondern Modifikationen der sinnlichen Urtheilskraft in sofern abhängig seyn müssen, als man auf den Stoff ihrer Wirkungen sieht. Es gehört aber hieher:

1) Das

1) Das sinnliche Erinnerungsvermögen, welches über die Identität einer gegenwärtigen und vergangnen Vorstellung urtheilt. Das Erinnerungsvermögen überhaupt macht das Wesentliche und Eigenthümliche des Gedächtnisses aus. Denn nur in sofern wird etwas für eine Wirkung des letztern anerkannt, als eine Erinnerung statt findet. Es ist also nicht genau, wenn man das Gedächtniß als eine Modifikation der Einbildungskraft ansieht; zumal, wenn man bedenkt, daß sich die Wirkungen desselben auch über die Vorstellungen des Verstandes und der Vernunft erstrecken. Einbildungen, und überhaupt Vorstellungen wieder hervorzurufen, ist das Geschäft des Gedächtnisses überall nicht. Dieses Vermögen hat es nur damit zu thun, sich der Einerleiheit einer gegenwärtigen Vorstellung mit einer vergangnen bewußt zu werden. Weil aber die Erinnerung an eine Vorstellung das Wiederhervorrufen derselben nothwendig erfordert; so wird beides von dem gemeinen Sprachgebrauche zuweilen verwechselt, und man sagt, daß man sich an eine Sache nicht erinnern könne, wenn man überhaupt nicht vermögend ist, sich die Vorstellung davon wieder klar zu machen.

Es gehören 2) hieher der sinnliche Witz und Scharfsinn, wovon der erstere über die Uebereinstimmungen; der andre aber über die Verschiedenheiten sinnlicher Gegenstände urtheilt

theilt. *) Der Sprachgebrauch hat den Begriff des erstern Vermögens erweitert. Gedanken nämlich, die durch einen merklich großen sinnlichen Witz gewirkt werden, sind unter andern wegen des Neuen und Unerwarteten, das sie enthalten, geschickt, Vergnügen zu erregen. Dieses scheint man nun als einen ausschließenden Vorzug des Witzes angesehen, und ihm daher auch solche ergötzende Gedanken beigemessen zu haben, worin keine Uebereinstimmung, sondern z. B etwas Neues und Unerwartetes, oder auch ein Kontrast, der uns ein Lächeln abnöthigt, vorstellig gemacht wird. Endlich muß

3) Das Vernunftähnliche als ein von der sinnlichen Urtheilskraft abhängiges Vermögen angesehen werden. Denn die Wirkungen desselben sind Urtheile, sofern dieselben um einer dritten Vorstellung willen gefallen, oder aus dieser abgeleitet werden, wie das z. B. der Fall ist, wenn ich urtheile: daß jemand einen heftigen Schmerz erdulde, weil ich einen starken Ausdruck dieser Empfindung in seinen Gesichtszügen lese.

Es

*) „Dieser alte Unterschied taugt nichts, — sagt ein Recensent, ich weiß nicht mehr, wo? — Witz und Scharfsinn können einander nicht entgegengesetzt werden: denn es giebt auch scharfsinnigen Witz.“ Das wußte Baumgarten auch: denn er handelt vom scharfsinnigen Witze. Und giebt es denn etwa keine Dinge, die in einigen Merkmalen übereinstimmen, in andern verschieden sind? Kann etwa Vorstellung ihrer Uebereinstimmung und Verschiedenheit nicht zusammen bestehen?

§. 9.

Es kömmt hier nicht darauf an, die Verrichtungen aller dieser Vermögen noch weiter aufzulösen und in ihre Bestandtheile zu zerlegen: sie mußten nur von einander unterschieden werden, um desto deutlicher einzusehen, wie die Reihe der Vorstellungen in der Einbildungskraft, in den verschiednen gegebnen Fällen, durch dieselben modificirt wird: welches allezeit geschehen kann, wenn auch ein allgemeines Gesetz statt findet, an welches eine jede Succession ohne Ausnahme gebunden ist. Um des folgenden willen muß ich mir vorläufig noch eine Bemerkung erlauben.

Die Einbildungen haben es insgesammt mit den Empfindungen gemein, wodurch sie auch als sinnliche Vorstellungen charakterisirt werden: daß der Gegenstand derselben als etwas Einzelnes oder Individuelles vorgestellt wird. Demohneracht aber giebt es einige unter denselben, die den allgemeinen Begriffen des Verstandes darin ähnlich sind, daß sie nur solche Merkmale enthalten, die mehrere Gegenstände miteinander gemein haben, und daß sie also in der That mehrere andre Vorstellungen unter sich fassen; ob sie gleich von der Einbildungskraft nie als solche, sondern immer nur als etwas Konkretes vorgestellt werden. Einige haben wollen dergleichen Vorstellungen allgemeine, ich möchte sie unvollendete Bilder nennen. Die Einbil-

bildungskraft gelangt zu denselben durch Hülfe der Abstraktion und des Dichtungsvermögens Mehrere aufeinander folgende Empfindungen und Einbildungen haben einige Merkmale miteinander gemein. Diese, da sie öfter wieder kommen, müssen von der Einbildungskraft vorzüglich aufgefaßt werden. Die übrigen läßt sie fallen: und so entsteht ganz unwillkührlich ein unvollendetes Bild, das aber seinen Ursprung zuweilen auch einer willkührlichen Abstraktion zu verdanken hat. Diese Bilder, welche durch fortgesetzte Verdunkelung einiger Merkmale immer unbestimmter werden können, gebrauchen wir ins besondre, die Begriffe des Verstandes auf die sinnlichen Gegenstände anzuwenden, oder diese unter jene zu subsumiren. Sie dienen dem Verstande als Zeichen seiner abstrakten Begriffe; und wenn es wahr ist, daß wir nicht ohne Zeichen unsrer Begriffe durch den Verstand abstrakt denken können, weil die Aufmerksamkeit, um sich zu fixiren, etwas Sinnliches haben muß; so kann es doch gewiß ohne Worte geschehen. Dies machen die unvollendeten Bilder der Einbildungskraft möglich. Ueberhaupt aber setzt jede Verbindung eines Zeichens mit einem Begriffe die abgesonderte Vorstellung des letztern nothwendig voraus.

§. 10.

Nach welchem Gesetze richtet sich nun die Succession der abgeleiteten Thätigkeiten der Ein-

bildungskraft? In welcher Ordnung müssen die Einbildungen insgesammt auf einander folgen?

Es ist zuvörderst aus den Bemerkungen im ersten Abschnitte über die Empfindungen klar, warum aller Sinnenstoff, sofern derselbe als Gegenstand vorgestellt wird, in die Einbildungskraft übergehe, und als Stoff ihrer künftigen, abgeleiteten Thätigkeiten von derselben percipirt werde. Denn bevor dies nicht geschiehet, kann überall das Mannigfaltige des Sinnenstoffes nicht als ein Gegenstand vorgestellt werden (§. 3.). Bei denjenigen Empfindungen, wo dies nicht geschieht, wo nichts als ein von dem vorstellenden Subjekte verschiedner Gegenstand, sondern bloß eine subjektive Modifikation des erstern vorgestellt wird, ist es daher nicht nothwendig, daß die Einbildungskraft den Stoff derselben percipire; noch weniger aber kann sie ihn immer zu ihren abgeleiteten Thätigkeiten gebrauchen. Ich darf es kaum erst sagen, daß ich hier die Empfindungen der unvollkomnern Sinne, des Geschmacks, des Geruchs und des Gefühls in Gedanken habe. Der Stoff aber, den die Einbildungskraft durch eine ursprüngliche Thätigkeit wirklich percipirt, muß auf irgend eine Art, welche hier zum voraus zum bestimmen nicht möglich und nicht nöthig ist, für dieselbe aufbewahrt werden. Denn sonst würde es ihr völlig unmöglich seyn, Einbildungen hervorzubringen. Sie könnte, da sie keinen anderweitigen Stoff hat, nur wirksam seyn, sofern

ein

ein äußrer Gegenstand die Sinne afficirte, und es würde sonach, ausser den Empfindungen, keine andern sinnlichen Vorstellungen geben. Es wird also das Mannichfaltige des Sinnenstoffes aufbewahrt, und die Einbildungskraft kann dasselbe durchlaufen und wieder vorstellen, auch wenn der äußere Gegenstand nicht mehr gegenwärtig, oder seine Einwirkung auf den Sinn nicht mehr wirklich ist. Bei diesem Geschäfte, also bei Hervorbringung der Einbildungen ist die Einbildungskraft, in Absicht auf die Succession derselben, an das Gesetz der Stätigkeit in eben der Modifikation gebunden, in welcher dieses der Folge ihrer ursprüglichen Wirkungen vorgeschrieben ist. Auf jede gegebene Einbildung folgt zunächst diejenige, deren Stoff mit dem Stoffe der vorigen unmittelbar verbunden, durch die Empfindung recipirt ist.

§. 11.

Folgende Betrachtungen werden das mehr ins Licht setzen. Wenn eine Reihe von Einbildungen nicht auf die angezeigte, sondern auf irgend eine andre Art succedirte; so würde eine solche Succession

1) gar keinen Grund haben. Daß

a) kein objektiver Grund derselben statt finden könne, erhellet von selbst. Denn es sind hier gar keine mitwirkenden Gegenstände vorhanden, durch welche die Reihe der Vorstellungen bestimmt werden könnte.

Sofern dieses geschieht, haben wir nicht mehr eine Succession bloßer Einbildungen, die von dem Vermögen dazu allein abhängig wäre. Es wird nicht eine Einbildung durch die andre hervorgerufen, sondern es mischt sich Empfindung mit ein, welche den Fortgang der Einbildungskraft modificirt: und dies gehört unter die besondern Fälle, die dem allgemeinen Gesetze untergeordnet, und, nach Erwägung des letztern, in genauere Betrachtung gezogen werden müssen. Hier ist nur die Frage: wie die Vorstellungen in der Einbildungskraft aufeinander folgen, sofern sie, nicht durch die Objekte gewirkt, sondern nur von dem vorstellenden Subjekte wieder hervorgerufen werden? Es würde auch

b) kein subjektiver Grund des Fortganges vorhanden seyn, wenn es Einbildungen gäbe, die nicht nach dem erwähnten Gesetze aufeinander folgten. Die abgeleiteten Thätigkeiten der Einbildungskraft sind, in Absicht auf ihren Stoff, Wiederhohlungen der ursprünglichen; und können also durch nichts anders, als durch den Stoff der letztern individuel bestimmt werden. Die unmittelbare Verknüpfung einer Einbildung mit der andern gehört aber zu der individuellen Bestimmung der zu ihnen gehörigen Thätigkeiten der Einbildungskraft, und muß also mit derjenigen Verknü-

knüpfung einerlei seyn, die in der entsprechenden ursprünglichen Thätigkeit durch den Sinnenstoff bestimmt wurde. Wenn demnach die Einbildungen a und c unmittelbar verknüpft würden, durch die respondirende, ursprüngliche Thätigkeit aber wäre nicht c, sondern vielmehr b zunächst mit a verbunden worden; so wäre zwar für die unmittelbare Verknüpfung der Einbildungen a und b ein subjektiver Grund in der Einbildungskraft, aber überall nicht davon anzutreffen, daß a und c zunächst an einander gekettet würden. Diese Succession würde also eine Ausnahme von dem Gesetze der Stätigkeit seyn, welchem sie doch nothwendigerweise unterworfen bleiben muß, und die Einbildungskraft hätte zu jeder andern Einbildung m eben so gut übergehen können.

Dazu kömmt noch folgende Betrachtung. Wenn auf eine gegebne Einbildung a eine andre b unmittelbar folgte, deren Objekt mit dem Objekte der erstern noch nicht zusammen vorgestellt worden wäre, und es sollte ein subjektiver Grund dieser Succession vorhanden seyn; so müßte derselbe entweder in a selbst liegen, oder in irgend einem Seelenvermögen. Allein wenn aus der Vorstellung a oder aus einem Vermögen der Seele begriffen

werden könnte, warum auf die erstere die Vorstellung b folge; so hätte auch b auf a schon folgen müssen, als a das vorigemal wirklich war. Folglich wären a und b schon zusammen in der Seele gewesen, welches gegen die Voransetzung streitet. Mithin ist es unmöglich, daß unter der gesetzten Bedingung, ein subjektiver Grund vorhanden sey, warum b auf a folgen sollte. Es wäre also für diese Succession gar kein Grund vorhanden; und es ist also dieselbe unmöglich. Dieser Beweis des angegebnen höchsten Gesetzes für die Succession der Einbildungen knüpft sich an den, worauf Wolf dasselbe baute, und den er für allein zureichend hielt, sich von der durchgängigen Gültigkeit jenes Gesetzes zu überzeugen. Er hat es vor den meisten Psychologen, die sich mit der Untersuchung dieses Gesetzes, auch nach ihm, beschäftigten, voraus, daß er sich nicht damit begnügte, dasselbe durch Abstraktion von den vorkommenden Fällen aufzusuchen, und in einem bestimmten Ausdrucke anzugeben, welches allerdings auch für die gründliche Kenntniß der geheimsten Wirkungen der menschlichen Seele von ausgebreitetem Nutzen ist; sondern daß er auch versuchte, dasselbe a priori zu beweisen, und dadurch vor Augen zu legen, daß sich die Einbildungskraft nothwendig nach demselben richten müsse. Er philoso-

phir-

phirte darüber so*): Die Einbildungskraft hat es mit den Sinnen gemein, daß sie die Erscheinungen in der Welt den Eindrücken gemäß vorstellen muß, die auf die sinnlichen Werkzeuge gemacht werden. Wenn nun eine Vorstellung a gegenwärtig ist, die wir schon einmal gehabt haben; so enthält diese überhaupt den Grund, warum noch andre Vorstellungen von abwesenden Gegenständen entstehen, und zwar von denjenigen, die wir ehemals mit dem Gegenstande der Vorstellung a zusammen percipirten. Warum a nicht diese, sondern vielmehr andre Einbildungen hervorbringen sollte, die noch nicht damit verbunden waren, davon ist gar kein Grund vorhanden: es würden das Vorstellungen seyn, die den auf die sinnlichen Werkzeuge gemachten Eindrücken nicht gemäß wären.

Ich habe versucht, dieses Raisonnement einen Schritt weiter zurück zuführen; indem ich die ursprünglichen Thätigkeiten der Einbildungskraft von den abgeleiteten unterschied, und die Abhängigkeit der letztern von den erstern zu zeigen mich bemühte. Ich setzte noch

2) hinzu: Da das Gesetz, dem sich die Einbildungskraft bei der Folge ihrer ursprünglichen Thätigkeiten unterwirft, in ihrer eignen we-

*) Psych. rat, §. 223. 224.

sentlichen Beschaffenheit gegründet ist, und nicht von einem Gegenstande ausser ihr abhangen kann (§. 6.); so ist sie an dasselbe bei der Succession aller ihrer Wirkungen gebunden, nicht bloß bei den ursprünglichen, sondern auch bei den abgeleiteten: auch diese müssen jenem Gesetze gemäß aufeinander folgen.

Diese Gründe lassen, meiner Einsicht nach, keinen Zweifel daran übrig, daß das allgemeine und höchste Gesetz der Verbindung der Einbildungen so bestimmt werden müsse:

Auf jede Einbildung folgt zunächst diejenige, deren Stoff mit dem Stoffe der erstern unmittelbar verbunden in der Empfindung recipirt ist.

§. 12.

Ich habe dieses Gesetz mit Vorbedacht noch nicht das höchste Gesetz der Einbildungskraft genannt. Denn unter diesem Ausdrucke, wie ihn der Sprachgebrauch gewöhnlich nimmt, begreift man noch einige Erweiterungen mit, deren dasselbe fähig ist, und deren Erörterung ich noch einige Zeilen widmen muß.

1) Die gegenwärtige Vorstellung, auf welche eine Einbildung, nach dem Gesetze ihrer Succession folgt, ist nicht nothwendig auch eine Einbildung: es kann eine Vorstellung andrer

Art

Art seyn. Wenn eine solche etwas Mannichfaltiges enthält, was wir schon empfunden haben; so wird sich die Einbildung von demjenigen damit verbinden müssen, dessen Empfindung zunächst mit der Perception des erstern verknüpft war.

2) Wenn wir einen Gegenstand a empfinden, oder uns einbilden, und zugleich, oder unmittelbar damit verbunden, eine andre Einbildung b wirklich ist; so wird auch b an die Vorstellung von a gekettet, und beide können als künftige Einbildungen zunächst aufeinander folgen. Denn die zu b und der Vorstellung von a gehörigen Thätigkeiten der Einbildungskraft werden zu einer möglichen unmittelbaren Succession durch den Stoff bestimmt. Die Einbildungen, die sich an eine Empfindung oder an eine andre Einbildung anknüpfen, können sich demnach täglich vermehren, und in manchen Fällen vielleicht zu einem zahllosen Heere anwachsen.

3) Wenn ein empfundner oder eingebildeter Gegenstand das Mannichfaltige a, b, c . . . enthält; so wird a nicht allein mit b, sondern auch mit c, u. s. f. unmittelbar verbunden. Denn da die Einbildungskraft alles Mannichfaltige des Gegenstandes in eine Einheit bringen, oder dasselbe als unmittelbar zusammengehörig vorstellen muß; so müssen auch alle dazu erforderlichen Thätigkeiten derselben unmittelbar miteinander verbunden werden. Entsteht also nachher wieder die Vorstellung von a; so kann die

Einbildungskraft zu b, c ... unmittelbar fortgehen.

Eben dieses gilt auch, und zwar aus eben dem Grunde, in Beziehung auf mehrere von einander verschiedne Gegenstände. Wenn der Gegenstand a das Mannichfaltige b, c, d ... α aber β, γ, δ ... enthält; so können a und α so zusammen vorgestellt werden, daß die nachmaligen Einbildungen von ihnen unmittelbar aufeinander folgen können. Dieser Fall aber tritt dann ein, wenn a und α als ein zusammengehöriger Inbegriff von Gegenständen vorgestellt werden, wie z. B. der verschiednen Reize, womit eine übersehbare Naturscene das Auge belustigt. Hier wird alles von der Einbildungskraft in eine Einheit gebracht. Die künftigen Einbildungen von a und α mithin von b und β u. s. f. können also unmittelbar auf einander folgen.

Diese Betrachtungen zusammengefaßt, geben das Resultat: Alles Mannichfaltige, werde es empfunden oder eingebildet, sofern es von der Einbildungskraft unmittelbar verknüpft, oder auch nur in eine Einheit zusammen vereinigt, kurz, sofern es zusammen vorgestellt wird, kann in künftigen Einbildungen unmittelbar aufeinander folgen.

Dieses höchste Gesetz der Einbildungskraft ist, den vorigen untersuchungen zufolge, in der wesentlichen Beschaffenheit dieses Vermögens selbst gegründet. Die Verbindung

der

der Vorstellungen in demselben hat folglich, als solche betrachtet, zunächst bloß subjektive Gründe; nicht, wie einige wollen, auch objektive. Ich kann daher mit Baumgarten nicht übereinstimmen, wenn er dieselbe aus dem allgemeinen Zusammenhange des Einzelnen in der Welt, dergleichen durch die Einbildungskraft vorgestellt wird, herleitet *). Er stützt diese Theorie überdem auf die Meinung, daß in jede Empfindung und Einbildung eine Vorstellung aller der Gegenstände eingewickelt sey, die mit dem Gegenstande der erstern im Zusammenhange stehe. Daß es aber für eine endliche Vorstellungskraft nothwendig, oder auch nur möglich sey, bei der Vorstellung des Wirklichen in der Welt alle Bedingungen, die dasselbe, als solches, voraussetzt, vollständig mitvorzustellen, das ist eine Behauptung, die ihre großen Schwierigkeiten hat, zumal, da der Fall nicht einmal bei dem Denken des Möglichen statt findet. Ueberdem, wenn die Association durch den Gegenstand und seinen objektiven Zusammhang bestimmt würde; so müßte sie bei allen Menschen gleichförmig, wenigstens mehr gleichförmig seyn, als sie es, der Erfahrung zufolge, wirklich ist.

Ob.

*) Baumg. Metaph. §. 561. Auch bei den neusten Schriftstellern über diese Materie finde ich hierin Unbestimmtheit. So redet z. B. H. Dorsch in s. Beitr. zum Studium der Philos. (4. B. S. 5) von subjektiver und objektiver Ideenverbindung.

Objektive Gründe der Verbindung der Einbildungen sind nur als entferntere, nur in sofern zulässig, als es von den Gegenständen abhieng, den Stoff der Einbildungskraft in der Empfindung so und nicht anders zu bestimmen; und wenn die Einbildungen a und b auf einander folgen; so können die Gegenstände zu den Bedingungen der Möglichkeit dieser Succession mitgerechnet werden. Wenn aber der Stoff einmal in der Einbildungskraft ist; so sind die Gründe der Succession der Einbildungen bloß subjektiv.

§. 13.

Wenn ein Inbegriff von Mannichfaltigem unmittelbar verbunden, oder nur überhaupt zusammen vorgestellt wird; so ist das eine Totalvorstellung, deren Partialvorstellungen alle die einzelnen Vorstellungen sind, woraus die erstre besteht, es mögen dieselben zugleich oder successiv wirklich seyn. Die Verbindung der Einbildungen, ihre Folge, sofern eine durch die andre, oder durch eine Vorstellung andrer Art hervorgerufen wird, heißt auch ihre Association oder Vergesellschaftung: und dann lautet das höchste Gesetz für die Succession der Vorstellungen der Einbildungskraft so: Alle, (aber auch nur,) Partialvorstellungen einer Totalvorstellung können sich unmittelbar vergesellschaften.

Dieses Gesetz, das schlechthin das höchste Gesetz der Einbildungskraft heißt, ist bisher schon rich-

richtig aufgefunden und dargestellt, wenn man von einer kleinen Unbestimmtheit im Ausdrucke absehen will. Man sagte: „alle Theilvorstellungen einer ganzen vergesellschaften sich, oder: jede Theilvorstellung ruft ihre Totalvorstellung hervor.„ Allein wenn eine gegebne Vorstellung eine Einbildung hervorruft, und diese eine dritte, mit der sie, aber nicht die erste, zu einer Totalvorstellung gehört; so wird doch die dritte auch von der erstern hervorgerufen. Aber mittelbar. Deshalb muß der Zusaz: unmittelbar, in dem Ausdrucke des allgemeinen Gesetzes hinzukommen.

§. 14.

Eh ich zu einer weitern Entwickelung des höchsten Gesetzes der Einbildungskraft fortgehen kann, muß ich zuvor die Hypothesen beleuchten, welche die Vergesellschaftung der Vorstellungen in derselben aus mechanischen Gesetzen abzuleiten suchen, und die seit Hobbes Zeiten anfingen in Umlauf zu kommen. Diese Art zu philosophiren war leicht faßlich, und schien die Sache auf den ersten Blick so einfach und natürlich zu erklären, daß es gar wohl begreiflich ist, wie sie sich einen so ausgebreiteten Beifall erwerben konnte. Unter denen, die dieser Erklärungsart zugethan waren, und sie scharfsinnig genug durchzusetzen suchten, zeichnen sich vorzüglich Malebranche und Hartley aus. Auch hat dieselbe noch heutiges Tages ihre Verehrer unter Männern, deren gelehr-

lehrte Einsichten sonst bekannt genug sind, die sich aber einer tiefern Untersuchung ihrer Hypothese, wodurch man nur allein von der Unstatthaftigkeit derselben überzeugt werden kann, vielleicht eben deshalb überheben, weil dieselbe ein Licht um sich her verbreitet, das auf den ersten Blick allerdings sehr täuschend ist.

Um die Unmöglichkeit einer mechanischen Erklärungsart der Association im Allgemeinen zu erkennen, muß man die beiden Hauptsysteme, die es dabei geben kann, von einander unterscheiden, und das Wesentliche eines jeden in Erwägung ziehen. Offenbart sich hier eine Unmöglichkeit, sie als gemeine Principien der Association zuzulassen; so können sie auch durch keine Modifikation, die ihnen etwa gegeben werden mag, zu diesem Range erhoben werden. Alsdann aber müssen sie als Erklärungsgründe der Vergesellschaftung ganz wegfallen, gesetzt auch, daß es einzelne Fälle gebe, die aus mechanischen Gesetzen, von jener Unmöglichkeit überhaupt abgesehen, begreiflich würden. Sollte sich aber auch die Succession der Einbildungen aus physiologischen Gründen erklären lassen; so hätte man doch dadurch keine Vergesellschaftung erklärt. Denn nun würde nicht eine Vorstellung durch die andre hervorgerufen, es associirte sich nicht eine mit der andern; sondern eine jede würde durch einen Eindruck des Körpers auf die Seele erzeugt. Die physiologischen Gründe sind selbst Objekte für die

Seele,

Seele, und können nichts Subjektives in derselben erklären.

§. 15.

Die beiden Hauptsysteme, unter welche sich alle mechanischen Erklärungsarten der Vergesellschaftung der Vorstellungen, so verschieden modificirt sie auch erscheinen mögen, mit leichter Mühe bringen lassen, sind folgende:

1) Das System der Nervenschwingungen (wie es mir erlaubt seyn mag, dasselbe zu nennen). Dieses System lehrt: die Empfindungen entstehen durch Schwingungen gewisser Nerven; die nämlichen Schwingungen aber können auch hervorgebracht werden, wenn der Sinnengegenstand abwesend ist: alsdann entstehen Einbildungen von denselben Gegenständen, die sich mithin vergesellschaften, wie jene Schwingungen auf einander folgen. Die Association der Vorstellungen hängt hier also ab von körperlichen Ursachen, wodurch die Bewegung der Nerven erzeugt, und von den Bewegungsgesetzen, wodurch dieselbe von einem Nerven zum andern fortgepflanzt wird.

2) Das System der Lebensgeister. Diese Hypothese läßt die Empfindungen dadurch entstehen, daß die sogenannten Lebensgeister sich im Gehirn bewegen, und in dasselbe eine gewisse Spur eindrücken. Werden die Lebensgeister, während daß der empfundne Gegenstand abwesend ist, wieder durch die nämliche Spur, beweget;

weget; so entstehet eine Einbildung von dem letztern. Die Einbildungen vergesellschaften sich mithin so, wie die Bewegungen der Lebensgeister durch die Spuren im Gehirn auf einander folgen. Folglich hängt auch nach diesem Systeme, die Association zuerst von körperlichen Ursachen ab, wodurch die Bewegung der Lebensgeister erzeugt, und dann von dem Bewegungsgesetz, nach welchem dieselbe fortgepflanzt wird.

Wenn wir zunächst nur bei einer ganz allgemeinen Betrachtung dieser Hypothesen stehen bleiben; so wird es doch nicht an Gründen fehlen, welche die Ueberredung von ihrer Statthaftigkeit nicht wenig wankend machen dürften. Was insbesondere die letztre derselben anlangt; so bezweifelt oder läugnet die neuere, verbesserte Physiologie das Daseyn der Lebensgeister und noch mehr der Spuren, die von demselben vorgeblich ins Gehirn eingedrückt werden sollen. Hieraus aber folgt von selbst, daß die Association der Einbildungen nicht durch den Lauf jener erdichteten Wesen bewirkt werden könne.

Wenn aber das erstre System eine Einbildung a von dem Gegenstande A sich associiren läßt, weil eben eine in den Gehirnnerven entstandne Oscillation sich fortpflanzte, und die der a zugehörige Schwingung α erzeugte; so ist dabei zu bemerken:

1) Die Ursach, wodurch α bei der sich associirenden Einbildung hervorgebracht werden soll, ist

ist irgend eine andre Nervenschwingung π, die sich dergestalt fortpflanzt, daß die erstre entsteht; π aber ist etwas von dem Eindrucke wesentlich Verschiednes, den A hervorbrachte, als die Oscillation α bei der Empfindung entstand. Wenn nun wesentlich verschiedne Ursachen nicht einerlei Wirkungen haben; so kann auch α nicht durch π erzeugt werden, und Einbildungen können sich nicht dnrch fortgepflanzte Nervenschwingungen vergesellschaften.

2) Aber man könnte sagen: Die Nerven haben durch die Empfindung des Gegenstandes A eine Disposition zu der Schwingung α erhalten; dürfen folglich nur überhaupt in Bewegung gesetzt werden, um α hervorzubringen. Wenn man die Frage über die Möglichkeit einer solchen Disposition bei Seite setzt; so giebt es, unter Voraussetzung ihrer Wirklichkeit, zwei Fälle. Entweder a) hat jede Vorstellung ihren eignen Nerven, dessen Oscillation ihr entspricht, oder b) es ist das nicht. Im letztern Falle würde man durch die Dispositionen nicht das mindeste gewinnen. Denn alsdann hat jeder Nerve mehrere Dispositionen, und wenn sich die Bewegung eines andern auf ihn fortpflanzt; so ist überall kein Grund vorhanden, warum grade die Oscillation α entstehen sollte. Im erstern Falle, wenn jede Vorstellung ihren eignen Nerven hat; so muß jeder Nerve seine Bewegung auf viele andre fortpflanzen können, und es ist wiederum kein Grund da,

warum die Schwingung α und nicht irgend eine andre entstand.

Um aber denen, die über die Statthaftigkeit oder Unstatthaftigkeit der mechanischen Erklärungsarten noch zweifelhaft seyn sollten, ihr Urtheil noch mehr zu erleichtern, bin ich genöthigt, da die Sache von Wichtigkeit ist, noch etwas weiter in das Wesentliche dieser Systeme hineinzugehen.

§. 16.

In dem Systeme*) der Nervenschwingungen ist es nothwendig, daß man, ausser der allgemeinen Verbindung, worin die Gehirnnerven, vermöge der Struktur des Körpers, sich befinden müssen, noch eine besondere Verknüpfung derselben annehme, die zum Behufe der Association der Vorstellungen veranstaltet wurde. Denn widrigenfalls wäre es unmöglich, daß sie sich ihre Oscillationen so mittheilen könnten, als es doch

*) Ich habe hier, dem Ausdrucke nach, nur auf einen der im vorigen gedachten Fälle Rücksicht genommen, auf den nämlich, welcher einer jeden Vorstellung einen eignen Nerven einräumt: theils weil dieser Fall bei weitem der scheinbarste ist, theils weil die hierin vorkommenden Widersprüche mit leichter Mühe auf den andern Fall anwendbar sind, wenn man nur statt eines schwingenden Nerven x blos eine Oscillation x setzt, und dann bedenkt, daß doch auch in diesem Falle mehrere Nerven vorhanden seyn und sich ihre Schwingungen mittheilen müssen.

doch geschehen muß, wenn hierin der Grund von der Vergesellschaftung der Vorstellungen soll anzutreffen seyn; denn nicht verbundne Nerven können sich ihre Schwingungen nicht mittheilen. Dieser Zusammenhang der Gehirnnerven kann aber auf eine doppelte Art gedacht werden. Es können

1) alle ähnliche, d. h. zu ähnlichen Vorstellungen gehörigen, Nerven mit einander in näherer Verbindung stehen. Auf diese Art würde einem jeden Inbegriffe ähnlicher Vorstellungen ein kleines abgesondertes Nervensystem entsprechen. Unter dieser Bedingung kann sich mit einer gegebnen Vorstellung jede andre ihr ähnliche vergesellschaften. Aber die Möglichkeit der Association nicht ähnlicher, oder gar entgegengesetzter Vorstellungen ist gänzlich aufgehoben, welches doch nichts geringers als ein offenbarer Widerspruch ist. Denn da es unläugbare Thatsache ist, daß auch unähnliche und widersprechende Einbildungen sich gesellschaftlich begleiten; so muß eine solche Association auch möglich seyn. Um diesem und ähnlichen Widersprüchen zu entgehen, bleibt nichts andres übrig, als

2) anzunehmen, das alle diejenigen Nerven in einer nähern Verknüpfung stehen, die zu einer Totalvorstellung gehören, d. i. durch deren Oscillationen solche Vorstellungen erregt werden, die zusammen eine Totalvorstellung ausmachen. Auf diese Art würde einer jeden Totalvorstellung

aus-

ein kleines abgesondertes Nervensystem entsprechen, und es würde deren soviele geben müssen, als es Totalvorstellungen giebt. Hiebei sind zwei Fälle möglich.

Man kann a) annehmen, daß die nämliche Vorstellung c, die zu der Totalvorstellung a b c d gehört, wenn sie in einer andern Totalvorstellung e f c g vorkömmt, auch durch die Schwingung eines andern Nerven erzeugt werde. Entstände sie nämlich das erstemal durch die Schwingung das Nerven x; so würde sie, noch dieser Voraussetzung, das andremal von der Oscillation des Nerven y abhängig seyn. Nun gehört x zu dem kleinen Nervensystem q r x s, welches der Totalvorstellung a b c d entspricht; y aber zu dem System t v y z, welches der Totalvorstellung e f c g angehört. Demnach, da x und y in keiner nähern Verbindung sind, und also ihre Schwingungen einander nicht mittheilen können; so kann auch vermittelst derselben keine Oscillation von r oder s nach v oder z übergehen, und es würde mithin unmöglich seyn, daß sich die Vorstellung b oder d und f oder g vergesellschaften könnten. Das ist aber widersprechend, da dergleichen Associationen wirklich, und also auch möglich sind.

Als Galilåi in seinem spätern Alter das Gesicht verloren hatte, ging er einst, von seinem vortreflichen Schüler Toricelli geführt, über eine

ihm

ihm bekannte schöne Flur. „Einst, lieber Toricelli, sagte der Greis, und drückte seinem Schüler die Hand, einst liessen auch mich meine Augen die Reize dieser Gefilde empfinden. Aber jezt, da ihr Licht verloschen ist, sind diese Freuden für mich dahin. Der Himmel läßt mich die lägst prophezeite Strafe dulden. Als ich im Gefängnisse nach Freiheit schmachtete, und von Ungeduld überwältigt, über die Wege der Vorsehung zu murren begann, erschien mir Kopernikus im Traume. Der himmlische Geist führte mich über leuchtende Gestirne hin, und verwies mir drohend, daß ich mich gegen den auflehne, auf dessen Wink alle diese Welten aus ihrem Nichts hervorgegangen wären. Deine Augen, sagte er, werden dir einst verweigern, diese Wunder anzuschauen.„

Ich halte mich hier bei der Erklärung der ganzen Zusammensetzung dieses und ähnlicher Träume nicht auf: dazu wird sich unten Gelegenheit finden, Nur diese Bemerkung fällt in die Augen. In der anfänglichen Totalvorstellung des erzählten Traumes a b c d war die Vorstellung von einem himmlischen Geiste a enthalten. Hiemit associirte sich die Vorstellung des Weissagens g: weil beide schon in einer andern Totalvorstellung verbunden gewesen waren. Denn Galiläi hatte es sich schon öfter gedacht, daß ein himmlischer Geist weiter in die Zukunft sehen könne, als wir sterblichen Menschen. Wäre aber

a im Traume durch die Schwingung eines andern Nerven hervorgebracht worden, als in der erstern Totalvorstellung; so hätte sich auch g mit den Bildern des Traumes nicht associiren können: Kopernikus würde dem Galilăi nichts geweissagt haben.

Es lassen sich auch noch andre Gründe gegen die Statthaftigkeit der vorliegenden Hypothese beibringen: 1) die Menge der kleinen Nervensysteme, die man unter voraussetzung derselben in dem beschränkten Raume des Gehirns annehmen müßte, würde allen vernünftigen Glauben übersteigen. 2) Das Entstehen der theoretischen Fertigkeiten unsrer Seele würde unmöglich seyn. Denn wie könnte die Leichtigkeit in Hervorbringung gewisser Vorstellungen zunehmen, wenn diese bei jeder Wiederholung durch die Schwingung eines neuen Nerven, also auf einem neuen und ganz ungewohnten Wege, erzeugt würden!

In dieser Gestalt also muß die Hypothese der Nervenschwingungen auch aufgegeben werden, da sie keine Beleuchtung verträgt. Aber vielleicht wird sie uns glücklicher zum Ziele führen, wenn wir

b) den andern möglichen Fall annehmen, daß eine jede Vorstellung c, in allen Totalvorstellungen, worin sie nur enthalten seyn mag, immer durch die Schwingung des nämlichen Nerven x hervorgebracht werde. Die Anhänger

dieser Meinung vermeiden freilich das Widersprechende der vorigen; aber sie verwickeln sich in andre Schwierigkeiten, wodurch sie gleichfalls von ihrer Hypothese abzustehen genöthigt werden. Will man nämlich eine nach derselben eingerichtete Nervenverbindung im Gehirne annehmen; so ist der Zusammenhang in den abgesonderten kleinen Nervensystemen entweder

aa) schon wirklich gewesen, ehe die Totalvorstellungen, denen sie respondiren, wirklich wurden; oder er entsteht

bb) zugleich mit diesen Totalvorstellungen.

Im ersten Falle hätten sich die Schwingungen eines jeden Nerven zu jedem andern mit ihm verbundnen schon fortpflanzen, mithin die ihnen zugehörigen Vorstellungen sich schon associiren müssen, ehe diese als Theile einer Totalvorstellung in der Seele zusammen waren. Abermals eine Unmöglichkeit.

Nie kann sich die Vorstellung b mit a vergesellschaften, wenn nicht beide schon sind verbunden gewesen. (Wenn b zufälligerweise auf a folgt, so ist das keine Vergesellschaftung). Man lasse einen der deutschen Sprache unkundigen Ausländer den Schall des Wortes Hochmuth noch so oft hören; es wird ihm dennoch die Bedeutung desselben, oder der entsprechende Ausdruck seiner Muttersprache nicht einfallen; wenn er nicht vorher auf irgend eine Art darüber

ist unterrichtet worden. Er hat aber doch den Begriff, den das Wort Hochmuth bezeichnet, und kennt den Ausdruck dafür in seiner Muttersprache.

Man kann hier nicht einwenden: die Vorstellung b habe sich mit a, ehe sie beide als Partialvorstellungen verbunden wurden, deshalb nicht vergesellschaft, weil der zu der erstern gehörige Nerve y der Aufnahme der oscillirenden Bewegung noch zu sehr widerstanden habe, welcher Widerstand allererst dadurch gehoben werden könne, daß a und b zusammengehörige Partialvorstellungen würden. Das, sage ich, läßt sich nicht einwenden. Denn wenn man auch zugeben wollte, daß diese Ausnahme in einigen Fällen gültig sey; so führt sie doch in sehr vielen andern auf einen Widerspruch, in allen denen nämlich, wo b eine bekannte und geläufige Vorstellung ist. Alsdann muß der Nerve y für die Schwingung, wovon b abhängt, in hohem Grade empfänglich seyn, und kann der Aufnahme derselben nicht widerstehen. Das ist der Fall in dem angeführten Beispiele, zu welchem unzählige andre ohne Mühe hinzugesetzt werden können.

Diese Betrachtungen nöthigen den denkenden Vertheidiger des Systems der Nervenschwingungen, von dem hier betretnen Wege zurückzukehren, und den einzigen, der noch offen steht, einzuschlagen. Er muß annehmen: der Zusammen-

menhang in den kleinen, den verschiednen Totalvorstellungen entsprechenden, Nervensystemen entstehe zugleich mit den erstern. Unter dieser Bedingung muß (so wie auch bei der vorigen) die Nervenverbindung in dem Gehirne eines jeden Menschen anders beschaffen seyn, da dieselben niemals in der Succession ihrer Vorstellungen übereinkommen, und man muß annehmen, daß die Nerven in einem Augenblicke mit einander verkettet werden können, da eine Totalvorstellung, deren Theile sich nachher associiren, oft nur von augenblicklicher Dauer ist. Wenn man es sich auch gefallen lassen will, dieses, an sich betrachtet, als möglich vorauszusetzen; so giebt es doch Fälle, wo es durchaus unmöglich wird, man mag sich die entstehende Nervenverbindung denken, wie man will. Die Nerven mögen immerhin aus so feinem Stoffe bestehen, daß sie sich unsern Sinnen, selbst, wenn man will, den bewafneten entziehen; so sind sie doch ausser einander wirklich, und im Raume von einander verschieden. Einige liegen näher beisammen, andre sind entfernter von einander: einige sind durch einen kleinsten, andre aber durch einen größten Zwischenraum von einander getrennt. Daß nun die letztern überhaupt unmittelbar verbunden würden, widerspricht dem Wesen des Raumes; und daß dies in einem Augenblicke geschehe, widerstreitet diesem sowohl, als auch den Gesetzen der Bewegung. Gleichwohl aber müßte beides möglich seyn. Denn es giebt,

selbst unter den ungleichartigsten, überall keine Vorstellungen, die sich, sobald sie nur in einer augenblicklichen Totalvorstellung zusammen waren, nicht nachher wieder vergesellschaften könnten.

Ich habe hiebei noch angenommen, daß sich die physische Verknüpfung der Nerven, während der ihnen zugehörigen Vorstellungen überhaupt denken lasse; aber diese Möglichkeit würde schwer zu beweisen seyn, selbst für diejenigen, die einander am nächsten liegen; zumal wenn man noch dazu nimmt, daß dieselben auf eine unübersehbar mannichfaltige Art miteinander verknüpft werden müßten.

Da demnach auch der letzte Weg, worauf uns das System der Nervenschwingungen den Grund von der Association der Vorstellungen entdecken wollte, nicht zum Ziele führt; so bleibt nichts übrig, als diese Erklärungsart ganz zu verlassen, und, wenn man den Mechanismus zu lieb hat, um ihm ganz untreu zu werden, zu dem andern Systeme desselben seine Zuflucht zu nehmen. Ob man aber besser dabei fahre, wird sich gleich mit mehrerm ergeben.

§. 17.

Das System der Lebensgeister (15) läßt die bei jeder Vorstellung ins Gehirn gedrückten Spuren mit einander verbunden werden, wenn die ihnen respondirenden Vorstellungen zu ei-

einer Totalvorstellung verknüpft sind. Den Vorstellungen a b c d entsprechen die Spuren s t v x. Werden a b c d zusammen in eine Totalvorstellung vereinigt; so kommen auch s t v x im Gehirn in Verbindung. Kömmt nachher a wiederum einmal zum Bewußtseyn; so laufen die Lebensgeister durch s, und weil t v x mit s verbunden sind; so können jene auch leicht die letztern Spuren durchlaufen. Geschieht das, so assoriiren sich b c d.

Da sich, ausser dem was §. 15. über dieses System gesagt ist, auch manches im vorigen §. Beigebrachte, nur mit der gehörigen Abänderung, auf dasselbe anwenden läßt; so wird es hinreichen, nur noch folgende Bemerkungen zu machen.

1) Da sich die Lebensgeister in Zeit und Raum bewegen müssen, und da sogar, diesem Systeme zufolge, der Unterschied der Vorstellungen nur gegründet seyn kann in der Verschiedenheit des Raumes oder der Oerter, welche jene durchlaufen, und in der Verschiedenheit der Zeit, worin sie diesen Lauf vollbringen (man müßte denn mit einigen annehmen, daß die Lebensgeister aus verschiednem Stoffe zusammengesetzt seyn); so muß man in der Beurtheilung dieser ganzen Hypothese vorzüglich die Verhältnisse in Anschlag bringen, welche durch die Bewegung der Lebensgeister in Zeit und Raum nothwendig entstehen. Hiebei aber, wenn man auch die durch den Lauf der Lebensgeister bewirkte Association der Vorstel-

stellungen überhaupt als möglich einräumen wollte, ereigen sich unvermeidliche Widersprüche. Denn

a) würde eine, dem Bewußtseyn nach, unmittelbare Vergesellschaftung entfernter Vorstellungen unmöglich seyn. Unter entfernten Vorstellungen nämlich verstehe ich, in Beziehung auf die Association, solche, bei denen die Seele nur vermittelst einiger (dunkeln oder! klaren) Zwischenvorstellungen von der einen zur andern übergehen kann; und eine Vergesellschaftung geschiehet dem Bewußtseyn nach unmittelbar, sofern zwischen einer gegebnen Vorstellung a und der sich damit associirenden d keine andre b oder c zum Bewußtseyn kömmt.

Man setze die verschiednen Totalvorstellungen: ab, bc, cd; so sind a und d entfernte Vorstellungen. Soll d mit a vergesellschaftet werden, so muß die Einbildungskraft von a zu b, von b zu c, und endlich von c zu d fortgehen. Nun ist es aber ungezweifelt gewiß, daß sich in sehr vielen Fällen dieser Art, in unserm Bewußtseyn d mit a unmittelbar vergesellschaftet. Dieser Fall würde nach der vorliegenden Hypothese unmöglich seyn. Den Totalverstellungen ab, bc, cd mögen im Gehirne die Spuren $\alpha\beta$, $\beta\gamma$, $\gamma\delta$ entsprechen; so müssen die Lebensgeister, wenn sich d mit a vergesellschaftet, von α ausgehen, und bevor sie in δ anlangen, erst β und γ durchlaufen. Denn α und δ sind nicht miteinander verbunden: weil sich sonst, gegen die allgemei-

ne

ne Erfahrung, Vorstellungen unmittelbar associiren würden, die gar nicht zu einer Totalvorstellung gehörten. Demnach, da die Bewegung der Lebensgeister schon in α und noch in δ stark und geschwind genug ist, die den Spuren zugehörigen Vorstellungen zum Bewußtseyn zu bringen; so müßten auch, indem die Lebensgeister durch β und γ laufen, b und c zur Klarheit erhoben werden.

Es würde eine ganz vergebliche Ausflucht seyn, zu sagen: a und d seyen in Fällen dieser Art für das gegebne Subjekt stärkre und klärere Vorstellungen, als b und c; die Spuren der erstern, α und δ, seyn daher tiefer ins Gehirn eingedrückt und gebahnter, als β und γ; es könne folglich eine Bewegung der Lebensgeister in α und δ hinreichend seyn, die zugehörigen Vorstellungen zum Bewußtseyn zu bringen, die aber deshalb nicht auch in β und γ zu dieser Absicht hinreiche. Hierauf antworte ich aa) gesetzt, daß dies in einigen Fällen von der angezeigten Art zutreffe; so ist es doch in vielen andern falsch, in allen denen nämlich, wo b und c eben so starke und klare Vorstellungen für das gegebne Subjekt sind, als a und d; wo also β und γ eben so tief eingedrückte und eben so gebahnte Spuren seyn müssen, als α und δ, und folglich der Bewegung der Lebensgeister, eben so wenig als diese, Widerstand leisten können. bb) Entweder ist die Bewegung der Lebensgeister, so

wie

wie sie von α ausgeht, eben so stark und geschwind, als sie in β und γ war, da b und c zuerst klar vorgestellt wurden; oder nicht. Im ersten Falle erhellet von selbst, daß sie auch jetzt hinreichen müsse, b und c zum Bewußtseyn zu bringen. Im andern Falle muß sie hierzu gleichfalls hinlänglich seyn können, so lange sie groß genug ist, die Vorstellung a klar zu machen. Widrigenfalls bezeichne man sie durch m; so kann zu der Totalvorstellung a b noch eine dritte Partialvorstellung l gehören, die, da es eine bedingt größte Bewegung geben kann, in ihrer zugehöriger Spur λ gar keine größre Bewegung der Lebensgeister zuläßt, als m ist. Nun werde l durch irgend eine Veranlassung klar vorgestellt; so ist es dann unmöglich, daß sich b so damit associire, daß wir uns dieser Vorstellung bewußt würden. Denn obgleich die Lebensgeister von λ nach β herüberlaufen können; so kann doch ihre Bewegung nicht größer als m seyn, also nicht den Grad haben, der erforderlich seyn würde, b zur Klarheit zu bringen.

Dieses aber widerspricht den klärsten, vor Augen liegenden, Thatsachen. Von jeden gegebnen Vorstellungen, die in dem gegenwärtigen Augenblicke in einer Totalvorstellung enthalten sind (sofern sie nur überhaupt in die Sphäre der Einbildungskraft gehören) ist es möglich, daß sich in den folgenden Augenblicken eine mit der andern associire.

b) Auch ist es nicht aus der Acht zu lassen, daß die Vergesellschaftung der Vorstellungen, wofern sie durch den Lauf der Lebensgeister im Gehirne bewirkt würde, manche Bewegungen der letztern nothwendig machen müßte, die deshalb und in sofern unmöglich sind, als sie, wie alle Bewegungen, in der Zeit geschehen müssen. Jede zwei Vorstellungen, wenn sie nur zu einer Totalvorstellung gehören, können sich in einem Augenblicke mit einander vergesellschaften. Es müßten also die Lebensgeister von jeder Spur im Gehirn zu jeder andern in einem Augenblicke herüber laufen könnrn. Allein da jede Bewegung in der Zeit geschieht, und die Größe der letztern mit der Größe des beschriebnen Weges, wenn alles übrige gleichist, im direkten Verhältnisse steht; so könnten nicht alle möglichen Uebergänge der Lebensgeister aus einer Spur in die andre in gleichen Zeiten geschehen. Es müßte demnach unter den Vorstellungen von einem bestimmten Grade der Klarheit und Stärke einige geben (diejenigen nämlich, deren Spuren im Gehirn weiter von einander entfernt liegen,) die sich nicht so augenblicklich mit einander vergesellschaften könnten, als die übrigen, und das müßte am merklichsten seyn bei denjenigen, deren Spuren durch den größten Zwischenraum getrennt wären.

So führt uns auch die Betrachtung der nothwendigen Bewegungsgesetze auf die Unmöglichkeit,

keit, die Vergesellschaftung der Vorstellungen von dem Laufe der Lebensgeister abzuleiten.

Diese Hypothese verwickelt sich überdem noch

2) in andre unauflösliche Schwierigkeiten, indem sie entweder manche Veränderungen ohne allen Grund annehmen, und so mit einem allgemeinsten Naturgesetze streiten, oder, wenn sie das nicht will, mit der Erfahrung in Widerspruch gerathen muß. Ich habe hier ins besondere die ungewöhnlichen Vergesellschaftungen der Vorstellungen im Sinne. Unsre meisten Vorstellungen sind mit unzählichen andern associirt, a mit b c d ...; folglich müssen auch die ihnen zugehörigen Spuren im Gehirn mit eben so vielen andern Spuren, α mit $\beta\ \gamma\ \delta$ ... verknüpft seyn. Nun aber kann a mit einer von denselben, etwa mit b, am stärksten vergesellschaftet seyn; so daß sich b sehr oft damit associirt; c oder d hingegen associiren sich nur höchst selten mit a. Unter dieser Voraussetzung müssen die Spuren α und β so beschaffen seyn, und in einem solchen Verhältnisse gegen einander stehen, daß darin ein Grund liegt, warum die Lebensgeister von α vielmehr nach β, als nach γ oder δ übergehen. Dieser Grund kann kein andrer seyn, als der: β muß zunächst an α angrenzen, muß eine tiefer eingedrückte Spur seyn als γ und δ, und es müssen in ihr, wie auch zwischen ihr und α die wenigsten Hindernisse angetroffen werden, die sich den bewegten Lebensgeistern entgegen setzen könnten.

Allein

Allein a) kann dieser Grund, wenn man ihn als möglich voraussetzt, doch nicht dann statt finden, wenn c und d eben so starke und klare Vorstellungen sind als b; in welchem Falle γ und δ den Lebensgeistern einen eben so gebahnten Weg anbieten, als β. b) In den Fällen aber, wo der vorgebliche Grund wirklich seine Anwendung finden könnte, wenn nämlich c und d weniger klar und stark als b, also γ und δ schwächer dem Gehirn eingedrückt wären, als β, in diesen Fällen, sage ich, würde ein Widerspruch mit der Erfahrung entstehen. Es könnte nämlich unter Voraussetzung der gedachten Bedingung, niemals c oder d, es müßte immer b mit a vergesellschaftet werden. Denn wenn β zunächst an α grenzt, wenn den Lebensgeistern die wenigsten Hindernisse entgegen stehn, sofern sie sich von α nach β bewegen, und β die am tiefsten eingedrückte Spur ist; so kann die Bewegung der Lebensgeister von α aus keine andre Richtung nehmen, als nach β. Also kann sich mit a keine andre Vorstellung als b associiren; welchem aber die Erfahrung widerstreitet. Man muß also entweder die Unrichtigkeit der zum Grunde liegenden Voraussetzung eingestehen, oder eine Bewegung der Lebensgeister annehmen, die, da sie ohne alle, und gegen die angezeigten Gründe geschehen würde, unmöglich ist.

3) Mann kann diese Gedanken noch erweitern, und überhaupt fragen: Wie ist es möglich,

daß sich die Lebensgeister so unordentlich und verworren bewegen können, als man nach der Hypothese, daß durch ihre Bewegung die Association der Vorstellungen gewirkt werde, überhaupt annehmen muß? Denn da die Bilder der Einbildungskraft bald so, bald wieder anders aufeinander folgen, sich einander durchkreuzen, und in ihrer Succession keine gleichartige Wiederkehr beobachten; so müßte dies auch in den Bewegungen der Lebensgeister der Fall seyn. Allein der Fall ist nicht denkbar, da in allen Veränderungen, die von einem Mechanismus abhangen, eine gleichartige Wiederkehr statt finden muß. Diese Bemerkung entgieng denen, die den mechanischen Erklärungsarten der Association unter andern auch deswegen ihren Beifall zuriefen, weil dadurch, ihrer Meinung nach, die unübersehbare Mannichfaltigkeit der sich associirenden Einbildungen begreiflicher gemacht werde.

§. 18.

Um nichts zu übergehen, was für die Hypothesen, nach welchen die Association der Vorstellungen durch die Succession gewisser Modifikationen des Gehirns bewerkstelligt werden soll, zu streiten scheinen könnte; muß ich noch den Einfluß berühren, den der Wille, oder überhaupt das Begehrungsvermögen auf die Anordnung der Reihe jener Modifikationen haben könnte. Das Begehrungsvermögen, könnte man sagen, lenkt in vielen Fällen den Lauf der Lebensgeister,

oder die Nervenschwingungen, und daraus werden dann diejenigen Associationen begreiflich, die sich sonst von diesen Gehirnveränderungen nicht würden herleiten lassen.

Ich antworte hierauf: 1) Jede Thätigkeit des Willens setzt eine Vorstellung voraus, ist ohne diese nicht möglich. Die Succession der Einwirkungen des Begehrungsvermögens, die dasselbe auf die Reihe der sich associirenden Vorstellungen vornimmt, beruht also selbst auf einer Association von Vorstellungen. Wir stehen also in der Auflösung der Aufgabe noch auf demselben Flecke: die Schwierigkeit ist nicht gehoben, sie ist nur einen Augenblick länger verspart worden. 2) Die Einwirkung des Begehrungsvermögens auf die Vergesellschaftung der Vorstellungen kann auch nur ganz allgemein und unbestimmt seyn, sich nur auf die Hervorbringung einer gewissen Reihe von Einbildungen überhaupt; aber schlechterdings nicht auf das Hervorrufen und auf die Anordnung der einzelnen Vorstellungen selbst erstrecken. Denn sollte irgend eine einzelne Einbildung durch eine Wirkung des Begehrungsvermögens sich associiren; so müßte diese offenbar vor jener vorhergehen: denn sonst könnte sie auf die letzre auf keine Art einwirken. Allein, da keine Thätigkeit des Begehrungsvermögens vor der einzelnen Vorstellung voraufgehen kann, womit sie sich beschäftigen soll; so ist dieser Fall unmöglich. Wir können uns zwar vornehmen,

oder auch wünschen, über einen gewissen Gegenstand nachzudenken, und Untersuchungen darüber anzustellen; aber man kann nicht beschließen, und es ware lächerlich, zu sagen, man habe beschlossen, was für einzelne Vorstellungen uns bei diesem Nachdenken einfallen sollen.

Vielleicht hat mich der Gedanke, daß die beurtheilten mechanischen Erklärungsarten der Vergesellschaftung der Vorstellungen noch unter den neusten Beobachtern der menschlichen Seele ihre Vertheidiger finden, verleitet, in der Aufdeckung der Inkonsequenz, die sich in diesen Hypothesen bei einer genauern Entwickelung verrathen muß, etwas zu weitläuftig zu seyn. Es war aber keine unwichtige Angelegenheit für meine Untersuchungen, die Wahrheit ins Licht zu stellen: daß die Succession der Einbildungen auf keine Weise in irgend einer Succession körperlicher Veränderungen gegründet seyn könne, und hiedurch von neuem zu bestätigen, daß der allgemeine Grund davon einzig und allein in der Seele und zwar in der Natur der Einbildungskraft gesucht werden müsse. Die gesamte Organisation ist ein Objekt für die Seele und kann nichts Subjektives in der letztern erklären.

§. 19.

Das höchste Gesetz der Einbildungskraft, so wie ich es aus der wesentlichen Beschaffenheit dieses Vermögens in seiner Wirkungsart habe

abzuleiten gesucht, ist von den besten Kennern der menschlichen Seele, wie schon bemerkt, und überdem bekannt genug ist, durch Abstraktion von den wirklichen Vergesellschaftungen schon längst aufgefunden und als das allein richtige anerkannt. Inzwischen fehlt es doch nicht an scharfsinnigen Psychologen, die ihm diese Gerechtigkeit nicht wiederfahren lassen. Sie behaupten vielmehr: es gelte dasselbe blos in sofern, als die Phantasie ganz allein wirksam sey; hingegen, sobald andre Vermögen, vorzüglich die Dichtungs- und Begehrungskraft mit ins Spiel kommen, könne die Succession der Einbildungen gar nicht aus demselben erklärt werden. *) Was nun ins besondre das Dichtungsvermögen anlangt; so erhellet aus dem Obigen (§. 8.), daß dasselbe nur ein Zweig, oder eine besondre Modifikation der Einbildungskraft und folglich eben den allgemeinen Gesetzen unterworfen sey, welche die Einbildungskraft überhaupt zu befolgen genöthigt ist. Ueberhaupt aber kann das allgemeine Associationsgesetz, obgleich alle einzelnen Associationen ihm gemäß geschehen müssen, eben deswegen, weil es allgemein ist, nicht die besondern Gründe angeben, wodurch die Association in den einzelnen Fällen modificirt, oder wodurch es in einem solchen Falle bestimmt wird: welche von den mehrern, nach dem allgemeinen Gesetze möglichen, Associationen wirklich statt finden solle. Diese besondern Gründe, welche die

*) Z. B. Tetens Vers. über d. m. N. 1 B. S. 108. ꝛc.

Reihe der Einbildungen modificiren können, geben untergeordnete Associationsgesetze an die Hand, welche vollständig aufzufinden eben so schwer als wichtig, und das Geschäft ist, das ich in demfolgenden Kapitel auszuführen den Versuch machen werde.

Zweites Kapitel.

Weitre Entwickelung des höchsten Gesetzes für die Succession der Einbildungen.

§. 20.

Wenn wir das Associationsgesetz, worunter man, wie schon bemerkt ist (§. 13.), das Gesetz für die Succession aller Vorstellungen der Einbildungskraft zu verstehen hat, weiter verfolgen; so ist es nicht schwer zu bemerken, daß dasselbe, in der Anwendung auf die vorkommenden, möglichen Fälle wirklicher Vergesellschaftungen, unter verschiednen Modifikationen erscheint. Besonders nimmt es, in Rücksicht auf die vorgestellten Gegenstände, eine dreifache Gestalt an, welche besondern Modifikationen desselben, so wie alle übrigen, da sie aus dem höchsten Gesetze abgeleitet werden müssen, Regeln der Vergesellschaftung heissen sollten.

1) Die

1) Die erste von den eben erwähnten Regeln ist das sogenannte Gesetz der Aehnlichkeit: Alle ähnlichen Vorstellungen associiren sich. Es ist mir nicht unbekannt, daß diese Regel von vielen Psychologen dem Gesetze der Partialvorstellungen koordinirt, und für ein, von diesem unabhängiges Gesetz gehalten wird. Allein das heißt dem erstern einen zu hohen, dem andern einen zu niedrigen Rang anweisen. Aehnliche Vorstellungen können sich nur in sofern associiren, als sie, oder ihre Merkmale, zu einer Totalvorstellung gehören, welches aber bei ihnen ohne Ausnahme der Fall ist. Zwei Vorstellungen a und b sind einander ähnlich, sofern beide das gemeinschaftliche Merkmal β haben. Wenn also b, der die Merkmale $\beta\,\delta\,\varepsilon$ zukommen, sich mit a, worin die Merkmale $\beta\,\alpha\,\gamma$ angetroffen werden, vergesellschaftet; so associiren sich $\alpha\,\gamma$ mit β, sind also zusammengehörige Partialvorstellungen. Die Aehnlichkeit zweier Vorstellungen an sich selbst könnte auch gar kein Grund ihrer Vergesellschaftung seyn. Denn die Aehnlichkeit ist ein objektives Verhältniß derselben, woraus ihr subjektiver Zusammenhang in der Einbildungskraft nicht im mindesten folgt (§. 11. Nr. 2.).

Dinge, die zu einer Gattung oder Art gehören, sind einander mehr oder weniger ähnlich. Daher kann das eine das Bild des andern, und die Vorstellung dessen, was mit diesem verbunden war, in unser Gemüth zurückführen, wenn wir

gleich dieselben noch niemals zusammen empfunden haben. So stellt sich unsrer Phantasie das Bild eines verlornen Freundes dar, wenn wir einige seiner Gesichtszüge in einem Fremdlinge wiederfinden, den wir zum erstenmale sehen. Die Scenen der Vergangenheit kehren, oft ohne unser deutliches Bewußtseyn, in unsre Seele zurück, wenn wir in ähnliche Lagen gerathen, und verstärken oder schwächen den Genuß der gegenwärtigen Güter, so wie den Schmerz über die Uebel, die uns drücken. Es ist dies eins von den Mitteln, deren sich die Natur bedient, weise genossene Freuden zu belohnen, und für Thorheiten und Fehltritte büßen zu lassen.

2) Die zweite, hieher gehörige, Regel ist die des Gegensatzes: Entgegengesetze Vorstellungen associiren sich. Nach dieser Regel vergesellschaften sich die Vorstellungen sehr häufig, wie z. B. durchgängig bei dem Anhören einer ironischen Rede.

Hieraus ist zugleich klar, wie wenig gegründet das Vorgeben derjenigen sey, welche die Regel der Aehnlichkeit gar als das höchste Gesetz der Einbildungskrafe haben aufstellen wollen. Denn die Regel des Gegensatzes kann daraus auf keine Weise abgeleitet werden. Entgegengesetzte Vorstellungen sind keine ähnliche: denn die allgemeine Aehnlichkeit, die zwischen allen Dingen ohne Unterschied statt finden soll, kann hier nicht vorge-

geschützt werden, da dieselbe nur dem Verstande erkennbar ist.

3) Rechne ich hieher die Regel der Verbindung der Gegenstände in Raum und Zeit. Vorstellungen von Dingen, die im Raume nebeneinander, und als aufeinander folgend in der Zeit wahrgenommen wurden, vergesellschaften sich miteinander, so wie auch mit den Vorstellungen des Orts und der Zeit selbst, worin sie vorhanden waren, und umgekehrt. Bei dem Anblicke einer Eiche, die mich einst an der Seite eines Freundes beschattete, kehrt der Gedanke an den letztern zurück, und mit der Wiederkehr eines merkwürdigen Tages die Erinnerung an die Begebenheit, die er geschehen sahe.

Auf dieser Regel beruht das sogenannte Andenken des Orts (memoria localis) und der Zeit (synchronismus), worauf wir uns stützen, wenn wir, bei dem Erlernen einer geschriebnen Rede, die wichtigsten Sätze auf dem Rande mit einem Kreuz, oder andern leicht faßlichen Characteren bezeichnen. Die Vorstellung von den letztern führt zunächst nicht die Gedanken, die wir uns einprägen wollen, sondern vielmehr die sichtbaren Ausdrücke derselben zurück, womit jene im Raume nebeneinander sind. Auf eben die Art vergesellschen sich die Vorstellungen von den, in der Zeit aufeinander folgenden Ursachen und Wirkungen.

Daß die letztre Regel unter das allgemeine Associationsgesetz gehöre, leuchtet für sich ein. Denn, wenn mehrere Gegenstände im Raume oder in der Zeit zusammen wahrgenommen werden; so gehören die Vorstellungen davon zu einer Totalvorstellung. Mit der vorletzten Regel, der Regel des Gegensatzes, könnte es vielleicht anders zu seyn scheinen. Aber es scheint auch nur so. Eine Vorstellung führt nicht eher auf die ihr entgegenstehende, bis sie beide als ein Gegensatz (dergleichen aufzusuchen ein ganz gewöhnliches Geschäft unsres Denkens ist) sind vorgestellt worden. Eine ironische Rede kann nur von denen verstanden werden, die sich das, was die in der Rede gebrauchten Ausdrücke zunächst bezeichnen, mit dem, was mittelbar ausgedrückt werden soll, schon als Gegensatz vorgestellt haben.

Die übrigen Fälle gehören mehr unmittelbar unter das allgemeine Associationsgesetz. Ein Zeichen z. B. sofern es als Gegenstand betrachtet wird, braucht dem bezeichneten Gegenstande weder ähnlich, noch entgegengesetzt, noch mit demselben in Zeit und Raum zusammen zu seyn. Die Vorstellung desselben führt die von dem Gegenstande dennoch zurück, wofern nur diese zu einer Partialvorstellung gehöret. Hier ist also gar nicht die Rede von einer objektiven Verbindung der Gegenstände; sondern nur von einer subjektiven unter den Vorstellungen davon, ob-

wohl die erstre überhaupt und in allen Fällen bei der Association der Vorstellungen nur in sofern in Anschlag kommen kann, als sie einer Verbindung der letztern Art zum Grunde liegt.

§. 21.

Ich kann hierbei einen Unterschied nicht unbemerkt lassen, der sich, in Absicht auf die Succession der Vorstellungen, zwischen dem Verstande und der Sinnlichkeit vorfindet. Die Reihe der Vorstellungen in der Einbildungskraft ist einer extensiven Größe ähnlich, wobei ein Fortgang von einem Theile zum andern geschieht. Dagegen muß eine Reihe von Verstandesvorstellungen mit einer intensiven Größe verglichen werden, worin nur ein Fortgang von einer innern Bestimmung zur andern statt finden kann. Die Einbildungskraft geht von einem Theile einer Totalvorstellung zum andern, dieser mag mit dem erstern so ungleichartig seyn, wie man will. Sie befolgt in der Verknüpfung der Dinge ihr subjektives Gesetz, und kümmert sich um den objektiven Zusammenhang der vorgestellten Gegenstände überall nicht. Ganz anders der Verstand. Die Folge seiner Vorstellungen wird durch objektive Gründe bestimmt, und der Zusammenhang derselben ist mit dem objektiven Zusammenhange der vorgestellten Gegenstände gleichförmig. Der Verstand geht

1) vom Unbestimmtern zum Bestimmtern.

Dies ist das synthetische Denken, welches

wie-

wiederum zwei Arten unter sich faßt, indem der Verstand entweder vom Höhern zum Niedrigern herabsteigt, oder von den Gründen zu den Folgen (von den Bedingungen zum Bedingten) fortschreitet. Diesem synthetischen Denken steht

2) Das analytische entgegen, wo ein Fortgang vom Bestimmtern zum Unbestimmtern geschieht, und zwar, entweder vom Niedrigern zum Höheren, oder von den Folgen zu den Gründen (von dem Bedingten zu den Bedingungen). In allen diesen Fällen stimmt die Ordnung in der Verbindung und Folge der Begriffe mit dem objektiven Zusammenhange überein, den man in den Gegenständen antrift, und wird durch den letztern bestimmt.

Hierdurch unterscheidet sich der Verstand sehr charakteristisch von der Sinnlichkeit. Inzwischen könnte die Ordnung, welche in der Folge der Verstandesvorstellungen obwaltet, in gewisser Absicht eine intelligible Association heissen. Nämlich die Begriffe und Gedanken des Verstandes, die doch insgesammt erst durch die Erfahrung zur Klarheit gelangen müssen, werden eben den Gesetzen gemäß entwickelt, nach welchen der Verstand sie nachher wieder verbindet. Denn in den Gegenständen, welche wir durch die Erfahrung kennen lernen, ist, wie es denn auch nicht anders seyn kann, das Höhere in dem Niedrigern, die Folgen sind mit den Gründen verbunden.

Wenn sich demnach die Begriffe des Verstandes nach einer synthetischen oder analytischen Ordnung mit einander verbinden; so kann dies angesehen werden als eine Folge zusammengehöriger Partialvorstellungen, und ist also in sofern einer Association der Einbildungen ähnlich. Auch kann die Ordnung, welcher die Folge der Verstandesvorstellungen unterworfen ist, von nichts anderm abhangen, als von den subjektiven Gesetzen des Verstandes, und man findet hierin einen Beitrag zu dem Beweise der Wahrheit, daß alle Erkenntniß, die den Verstandesgesetzen gemäß ist, auch eben deshalb mit den Gegenständen übereinstimmen müsse, indem jenen Gesetzen eine objektive Gültigkeit nothwendig zukommt.

§. 22.

Wenn wir die verschiednen Modifikationen, unter welchen die Vergesellschaftung der Einbildungen erscheinen kann, weiter verfolgen wollen; so ist zuvörderst noch folgender allgemeine Unterschied dabei wohl in Obacht zu nehmen. Wenn nämlich eine Succession von Einbildungen wirklich wird; so ging entweder der Vorsatz, dieselben hervorzurufen, mit Bewußtseyn vorher, die Reihe wurde durch den Willen bestimmt, oder nicht. Im erstern Falle nenne ich sie eine willkührliche, im andern aber eine unwillkührliche Reihe der Einbildungen. Wie die erstre möglich sey, wird an seinem Orte bemerkt werden; von der letztern aber muß ich zuerst

erst handeln, theils deswegen, weil sie doch jederzeit auch bei der erstern zum Grunde liegt; theils auch darum, weil sie am häufigsten vorkommt, und auf die Erzeugung der Erscheinungen, die von der Einbildungskraft abhangen, den meisten Einfluß hat.

Des zweiten Kapitels

Erste Abtheilung

Von der unwillkührlichen Reihe der Einbildungen.

---

§. 23.

Unter geselligen (associabeln) Vorstellungen mögen diejenigen verstanden werden, die zu einer Totalvorstellung gehören, die sich also einander hervorrufen können. Eine Einbildung wird demnach desto geselliger seyn, zu je mehrern ganzen Vorstellungen sie als ein Glied gehört; und je geselliger sie ist, desto öfter; hingegen je ungeselliger, desto seltner wird sie auch wirklich, auf eine unwillkührliche Art, erscheinen. Denn in dem letztern Falle findet die Bedingung seltner statt, unter welcher sie sich wirklich associiren könnte: daß nämlich eine, ihr zugehörige, Partialvorstellung in der Einbildungskraft wäre. So schwebt einem jeden am häufigsten das vor, womit er sich täglich beschäftigt, und sein Gespräch wird hierauf am leichtesten gelenkt. Die Ein-

drücke der frühern Jugend sind mit aus dem Grunde so schwer zu vertilgen, weil sie sich gleichsam mit dem ganzen, noch wenig reichhaltigen, Gedankensysteme verwebt haben, und in dem reifenden Alter, bei jeder vorkommenden Gelegenheit, hervorgerufen werden. Dagegen spielt die Einbildungskraft, wofern nicht durch einen besondern Grund das Gegentheil bewirkt wird, nicht oft mit Bildern von Gegenständen, die uns noch neu, mithin noch im höhern Grade ungesellig sind. Wenn uns an einem Tage etwas Ungewöhnliches begegnet; so beschäftiget sich nur selten ein Traum der nächstfolgenden Nacht mit dieser Geschichte: sie wird gewöhnlich erst späterhin ein Gegenstand desselben, wenn die Vorstellung davon geselliger geworden ist, welches sie beim Wachen werden kann, indem sie unter andern, durch die Wahrnehmung unsres äusserlichen Zustandes wieder hervorgerufen wird.

Es kann der Fall seyn, und ist es wirkich sehr häufig: daß unter mehrern geselligen Vorstellungen a, b, c, d nur eine, etwa c, oder auch gar keine, zum Bewustseyn gebracht wird. Diejenige Vorstellung c, die sich so vergesellschaftet, daß wir uns ihrer bewußt werden, heißt eine erweckte.

Hierbei muß ich beiläufig erinnern: daß ich unter dem Bewußtseyn nicht, wie einige neuere Schriftsteller, gegen den einmal sehr gut bestimmten Sprachgebrauch, etwas verstehe, was auch

dun-

dunkel seyn kann; sondern den Ausdruck in seiner bekannten Bedeutung beibehalte. Bewußtseyn und Klarheit der Vorstellung sind Wechselbegriffe; obgleich nicht identisch. Eine Vorstellung, die nicht klar ist, ist auch jederzeit ohne Bewußtseyn. Hiermit stimmt der gemeine Sprachgebrauch völlig überein, der selbst von Gegenständen der Empfindung sagt: wir seyen uns derselben nicht bewußt geworden, sofern wir sie nur nicht mit Klarheit empfunden haben. Einige Philosophen behaupten zwar, daß es keine Vorstellung ohne Bewußtseyn gebe, daß dasselbe nur bei einigen ganz unmerklich werde. Inzwischen wenn man auch diesen Philosophen beitreten will; so thut das hier nichts zur Sache. Man verstehe dann nur unter dem, was ich Bewußtseyn schlechthin nenne, ein merkliches Bewußtseyn.

§. 24.

Wenn zu der geselligen Vorstellung A die Partialvorstellungen b c d gehören; so wird, wie schon erinnert ist, von den letztern öfters gar keine erweckt, sondern die zunächst erweckte, n, kann zu einer ganz andern Totalvorstellung, l m n, gehören. Dieser Fall aber würde, vermöge des höchsten Associationsgesetzes (§. 13.) unmöglich seyn, wenn er nicht auf folgende Art begreiflich wäre. Eine von den zu A gehörigen Partialvorstellungen, etwa c, ist zugleich mit der zunächst erweckten n, ein Glied einer dritten

To-

Totalvorstellung: c n o. Alsdann kann die Einbildungskraft von A, durch die Vermittelung von c zu n übergehen. Auf diese Art allein ist es möglich, daß sich n mit A verbinde. Weil aber c, der Voraussetzung zufolge, nicht erweckt wird; so muß diese Vorstellung in der Seele dunkel bleiben, oder gar nicht zum Bewußtseyn gelangen.

Es ist also schon aus diesem Grunde unläugbar, daß es dunkle Vorstellungen gebe; wofern nur zuweilen der Fall statt findet, daß die nächste klare Einbildung n, die sich mit der Vorstellung A vergesellschaftet, mit dieser nicht zu einer Totalvorstellung gehört; welchen Fall aber die Erfahrung gar nicht selten ganz offenbar vor Augen legt.

Da es zur Einsicht in den Zusammenhang der Bilder der Phantasie, von nicht geringem Nutzen ist, von der Wirklichkeit dunkler Vorstellungen überzeugt zu seyn; so sey es mir erlaubt, von vielen Erscheinungen, wobei dieselben nothwendig zum Grunde liegen müssen, und die also ihr Daseyn beweisen, nur noch folgende anzuführen.

1) Es ist eine bekannte Erfahrung, daß viele Träume von den Eindrücken ausgehen, die während des Schlafes auf unsern Körper gemacht werden: daß sie aus Bildern bestehen, die ähnlich, oder sonst gesellig sind mit den Empfindungen, die aus den gedachten Eindrücken beim

Wachen entstehen würden. Wenn z. B. unser Fuß abhängig liegt; so ängstigt uns ein Traum mit der augenscheinlichen Gefahr, von einem steilen Berge zu stürzen. Die Seele muß sich diese äusserlichen Eindrücke offenbar vorstellen, weil sonst überall keine Einbildungen dadurch erweckt werden könnten. Da sie aber gar nicht zum Bewußtseyn kommen; so werden sie dunkel vorgestellt.

2) Eine gleichfalls bekannte Erscheinung ist diese:

Man kann, wenn man sich auch des Abends nicht früher, als gewöhnlich, der Ruhe überläßt, doch merklich früher, als gewöhnlich, des Morgens erwachen, wenn man sich dieses fest vorgesetzt hat. Es ist für sich klar, daß dieser Erfolg nicht vom Körper, sondern ganz allein nur von der Seele herrühren kann. Diese muß, während des Schlafes die Dauer der Zeit percipiren und abmessen, und dann durch einen Eindruck auf den Körper, zur festgesetzten Stunde das Erwachen bewirken. Das alles aber geschieht ohne Bewußtseyn, die Vorstellungen bleiben dunkel.

3) Viele Arten der Kunstfertigkeiten machen Handlungen möglich, die höchst zusammengesetzt sind, und denen viele einzelne Vorstellungen zum Grunde liegen müssen; deren sich aber der Künstler fast durchgängig nicht bewußt wird. So spielt ein geübter Musikus ein vorgelegtes Stück, ohne

dabei die Bedeutung der Noten, ihren Werth, und die zu beobachtende Fingerordnung mit Bewußtseyn zu beurtheilen; ja selbst, ohne sich die Finger oder die Tasten des Klaviers, überhaupt klar vorzustellen. Auch kann man diesen Erfolg nicht etwa dem Mechanismus des Körpers, der sich schon an richtige Fingersetzung u. s. w. gewöhnt habe, beimessen. Dies würde allenfalls nur dann, wenn man ein schon oft wiederhohltes Stück spielt, aber überall gar keine Anwendung auf den Fall leiden, wenn dem Künstler ein ihm völlig unbekanntes Stück vorgelegt wird. Hier muß nothwendig vor jeder einzelnen Thätigkeit, die zur Ausführung gehört, eine Vorstellung oder Beurtheilung voraufgehen.

Diese Gründe setzen die Wirklichkeit dunkler Vorstellungen ausser allen Zweifel, und es würde eine unnöthige Weitläuftigkeit seyn, wenn ich deren noch mehrere anführen wollte.

In einigen neuern Versuchen über die Vergesellschaftung der Einbildungen, die übrigens ihre unläugbaren Verdienste haben, wird das höchste Associationsgesetz (§. 13.) sehr verkannt, wenn es aus dem Grunde für unzureichend ausgegeben wird: weil sich mit einer Vorstellung öfters eine Einbildung (dem Bewußtseyn nach) unmittelbar verbinde, die nicht zu einer Totalvorstellung mit der erstern gehöre. Dieser Fall ist keine Ausnahme von dem besagten Gesetze: die Zwischenvorstellung bleibt nur dunkel; aber

ohne ihre Vermittlung würde die erstre Association unmöglich seyn.

§. 25.

Man setze die Totalvorstellung a b c d. Durch a werde c erweckt; so frägt sichs: warum grade c, nicht b oder d zum Bewußtseyn gerufen werde, da diese doch eben so wohl als die erstre mit a gesellig sind? In dem höchsten Gesetze der Association kann der hinreichende Grund hiervon nicht liegen. Denn da dieses auch erlaubt, daß c dunkel bleibe; so enthält es nur den Grund von der Möglichkeit der Erweckung dieser Einbildung. Warum c in dem gegebnen Falle wirklich erweckt werde, kann also aus demselben allein nicht eingesehen werden. Ueberdem macht dieses Gesetz auch eben so gut die Erweckung der b und d möglich, und kann also keinen hinlänglichen Grund angeben, warum diese nicht wirklich erfolge, und warum gerade nur c zum Bewußtseyn gelange?

Wenn man die Gründe angeben will, warum unter mehrern geselligen Vorstellungen grade c und keine andre erweckt werde; so muß man, wie für sich erhellet, die Bedingung aufsuchen, unter welcher überhaupt eine Vorstellung zum Bewußtseyn, oder zur Klarheit gelanget. Hat man diese gefunden; so lassen sich alsdann die Gründe abzählen, von denen diese Bedingung, mithin auch die wirkliche Erweckung einer geselligen

ligen Vorstellung abhangen kann. Aus diesen Gründen muß es dann in jedem vorgelegten Falle begreiflich seyn, warum unter den mehrern associabeln Einbildungen b c d grade c, und keine andre, zum Bewußtseyn kam.

Folgende Betrachtungen werden uns, hoffe ich, zum Ziele führen.

1) Das Bewußtseyn ist jederzeit von der Vorstellung a, deren wir uns bewußt sind, verschieden. Denn wäre es mit der letztern einerlei; so könnte a niemals eine dunkle Vorstellung seyn, und es würde überall keine solche Vorstellungen geben können. Da dies aber falsch ist (24); so ist schon aus diesem Grunde die Meinung derer unzulässig, welche das Bewußtseyn von der Vorstellung selbst nicht unterschieden wissen wollen.

Ueberdem, wenn diese Meinung gegründet wäre; so würde es unmöglich seyn, eine Vorstellung mit der andern zu vergleichen, oder sie von ihr zu unterscheiden. Jede Vorstellung würde allein und isolirt in der Seele liegen, wenn nicht das Bewußtseyn etwas Drittes, von ihnen Verschiednes wäre, wodurch sie zusammengefaßt werden könnten. Aus dem nämlichen Grunde kann auch

2) das Bewußtseyn nicht in irgend einer Modifikation der Vorstellung a, deren wir uns bewußt sind, bestehen. Es ist also dasselbe überall nicht in der Vorstellung a selbst anzutreffen.

Die psychologischen Materialisten sind genöthigt, einer von den beiden Meinungen zu huldigen, und sich dadurch in einen unvermeidlichen Widerspruch zu verwickeln.

3) Wenn also weder die Vorstellung a selbst, noch auch irgend eine Modifikation derselben, schon das Bewußtseyn ausmacht, das mit ihr verknüpft werden kann, da dieses vielmehr gänzlich davon verschieden seyn muß; so erhellet hieraus, daß auch die Gründe, wodurch eine Vorstellung a gesellig gemacht wird, nicht zugleich schon die Gründe von der Erweckung derselben sind; daß diese vielmehr von den erstern sich gänzlich unterscheiden müssen.

Das Gesetz also, wonach unter mehrern geselligen Einbildungen eine zum Bewußtseyn gebracht wird, und welches das Gesetz der Erweckung heißen mag, kann nicht von dem höchsten Assaciationsgesetze allein abgeleitet werden: es steht unter demselben nur in sofern, als jede erweckte Einbildung sich zuvor, ehe sie erweckt werden kann, vergesellschaften muß. Das höchste Gesetz der Erweckung muß also dem Gesetze der Vergesellschaftung zwar gemäß seyn, es darf nichts aussagen, was diesem entgegen wäre. Uebrigens aber beruht es noch auf einem eignen Prinzip, wovon es abgeleitet werden muß: auf den Bedingungen des Bewußtseyns.

§. 26.

So lange eine Vorstellung dunkel ist, wird durch dieselbe niemals etwas, als ein Gegenstand vorgestellt, und vom vorstellenden Subjekte unterschieden: (denn sofern man angeben kann oder auch nur weiß, was man sich vorstellt, ist auch die Vorstellung klar); sondern es wird bloß das, zu ihr gehörige, Mannichfaltige percipirt. In jeder klaren, und mit Bewußtseyn verknüpften, Vorstellung hingegen wird irgend Etwas als Gegenstand vorgestellt, (sollte dies auch nur eine Modifikation unsrer selbst seyn). Das also, was da macht, daß Etwas (nicht bloß percipirt, sondern) als Gegenstand, als etwas Objektives, vorgestellt wird, muß das Bewußtseyn ausmachen. Dies ist nun nichts anders, als die Thätigkeit der Seele, wodurch das, zu einer Vorstellung gehörige, Mannichfaltige zusammengefaßt, und in eine Einheit verbunden wird (§. 3.).

Indem das Mannichfaltige durch diese Thätigkeit seine eigne Einheit erhält; so erscheint es als etwas von dem vorstellenden Subjekte Verschiednes, als ein Objekt, da es vorher bloß eine subjektive Bestimmung des erstern war. So lange diese Thätigkeit fehlt, und also überall nichts vom vorstellenden Subjekte unterschieden wird, läßt sich auch eine Vorstellung nicht von der andern unterscheiden. Dies ist daher auch bei allen dunkeln Vorstellungen der Fall.

Der Sitz des Bewußtseyns bei bloß sinnlichen Vorstellungen ist also ganz allein das thätige Vermögen der Sinnlichkeit, was wir Einbildungskraft im weitesten Verstande genannt haben; aber gar nicht das leidende, oder der Sinn, sofern er bloß Receptivität hat. Daher ist es zum Theil erklärlich, warum Eindrücke von sinnlichen Gegenständen, die zu einer andern Zeit in einem hohen Grade der Klarheit würden empfunden werden, zuweilen gar nicht zum Bewußtseyn gelangen, wenn gleich kein andres Hinderniß vorhanden ist, als ein Bild, das unsre Einbildungskraft beschäftigt. Diese Beschäftigung nämlich kann so groß werden, daß dadurch die Thätigkeit, die zur Klarheit der erstern Empfindung gehören würde, wo nicht ganz, doch zum Theil verhindert wird.

Die Gründe, wodurch die Thätigkeit, welche das Mannichfaltige einer Vorstellung zusammenfaßt, hervorgebracht wird, sind also zugleich die Gründe, wodurch die Vorstellung zum Bewußtseyn kömmt. Sie geben folglich das Gesetz der Erweckung der Einbildungen an die Hand.

Die gedachte Thätigkeit aber hängt ab:

1) von einer Zeitbedingung. Die Perception des Mannichfaltigen muß nicht zu schnell geschehen. Da die Einbildungskraft das Mannichfaltige, das sie zusammenfassen soll, erst durchlaufen, also einen Regressus zu demselben anstel-

stellen muß, und da hierzu eine gewisse Zeit erforderlich ist; so kann es in dem Wechsel der Perceptionen einen Grad der Geschwindigkeit geben, welcher der Einbildungskraft nicht erlaubt, jenes Geschäft zu unternehmen, oder doch nicht, dasselbe gänzlich zu vollenden. In diesem Falle kann die Perception des Mannichfaltigen keine klare Vorstellung werden.

Die Handlungen, welche durch manche Kunstfertigkeiten hervorgebracht werden, sind im hohen Grade zusammengesetzt, und erfordern viele zum Grunde liegende Vorstellungen. Diese aber gelangen, wegen ihrer ausserordentlich schnellen Succession nur selten zum Bewußtseyn.

Die Thätigkeit, worin das Bewußtseyn besteht, wird

2) erzeugt durch die Menge des Mannichfaltigen, das in der Vorstellung enthalten ist. Wäre gar nichts Mannichfaltiges verhanden; so könnte auch gar kein Zusammenfassen desselben statt finden. Daher giebt es auch keine klare sinnliche Vorstellung, die an sich, und überhaupt genommen, einfach wäre; ob sie es gleich seyn kann, sofern sie als klare Vorstellung betrachtet wird. Je mehr Mannichfaltiges hingegen in einer Vorstellung percipirt wird; desto mehr wird auch die Einbildungskraft zu der Thätigkeit, dasselbe zusammenzufassen, bestimmt. Denn dies ist ihr eigenthümliches Geschäfte, dem sie, vermöge ihrer wesentlichen Beschaffenheit

obliegt, so bald ihrer Thätigkeit nur ein Stoff gegeben wird, das sie folglich um so eher ausüben muß, je mehr Stoff und Veranlassung dazu vorhanden ist.

3) Die Stärke und Bestimmtheit der Perception des Mannichfaltigen in einer Vorstellung ist das dritte, was die Einbildungskraft zu der Thätigkeit bestimmt, wodurch das letztere in eine Einheit verbunden, also ein Bewußtseyn der Vorstellung hervorgebracht wird. Je stärker die Perception ist, desto mehr wird die Einbildungskraft überhaupt in Thätigkeit gesetzt: je bestimmter, desto eher kann sie die einzelnen Momente des Mannichfaltigen durchlaufen und zusammen fassen. Das letztre dagegen ist unmöglich, sofern die Perception bloß unbestimmt geschieht; und ist dieselbe schwach, so wird entweder gar keine, oder doch keine hinreichende Thätigkeit der Einbildungskraft erregt.

Alles, was einer Vorstellung Anspruch auf Klarheit giebt, kann unter der Größe derselben, die dann entweder protensiv (Nr. 1.), oder extensiv (Nr. 2.), oder intensiv (Nr. 3.) ist, zusammengefaßt werden. Daher folgt: daß es von der Größe jeder Vorstellung abhange, ob sie zum Bewußtseyn kommen werde, oder nicht, und daß jede Vorstellung um so eher Klarheit erhalte, je größer sie ist.

Wenn wir dies auf die geselligen Einbildungen anwenden; so erhellet daraus das höchste

Ge-

Gesetz der Erweckung derselben (§. 25.), welches nun so lauten muß: Unter mehrern geselligen Einbildungen wird jederzeit zunächst die größte erweckt.

Die Größe der Vorstellungen sey durch die Zeichen der Dignitäten ausgedrückt, und $ab^2c^3d^4$ eine Totalvorstellung; so wird, sobald a ins Gemüth kömmt, zunächst d^4 erweckt werden. Wenn auch gar keine von diesen Partialvorstellungen zum Bewußtseyn käme (welches der Fall seyn wird, wenn d^4 noch zu einer andern Totalvorstellung gehört, die ein noch größres Glied enthält); so bestimmt doch d^4 den Uebergang. Wenn also jede dieser geselligen Einbildungen auch zu andern Totalvorstellungen gehörte, in dieser Gestalt $\frac{a}{mn^2}\ \frac{b^2}{op^3}\ \frac{c^3}{q^4r}\ \frac{d^4}{v^4x^5}$; so würde zunächst nach a, wenn nichts von der erstern Totalvorstellung zum Bewußtseyn käme, nur x^5 erweckt werden können. Nach dieser Form geht es ins Unendliche fort.

§. 27.

Die weitre Entwicklung des höchsten Gesetzes der Erweckung der Einbildungen (26) muß sich damit beschäftigen, die besondern Regeln, die aus demselben können abgeleitet werden, vollständig aufzuzählen. Diese sind nichts anders, als jenes Gesetz selbst; nur in verschiednen Modifikationen, die dasselbe unter gegebnen Bedingun-

gungen annimmt. Sie müssen aus den Gründen erkannt werden, von welchen die Größe einer Einbildung abhängt. Diese vollständig zu finden, darauf kömmt es also an. Denn, sobald dies geschehen ist; können auch die darauf beruhenden Regeln selbst leicht in einen Ausdruck gefaßt, und bestimmt angegeben werden.

Die Gründe, wodurch die Größe einer Einbildung a bestimmt wird, können zunächst und unmittelbar nur in der Seele selbst liegen: sie dürfen nicht ausser ihr gesucht werden, indem die Hervorbringung und Bestimmung der a zunächst überall von keinem äusserlichen Gegenstande abhängt.

Hiebei aber bleibt es möglich, daß ein äusserlicher Gegenstand mittelbarer Weise, nämlich vermittelst einer andern von ihm erregten, gleichzeitigen Empfindung, die Größe der Einbildung a vermehren, und so ihre Erweckung befördern könne. Dies wird an seinem Orte bemerkt werden.

Wenn also die unmittelbaren Gründe, wovon die Größe einer gesellgen Einbildung a abhängt, nur in der Seele selbst gesucht werden können; so müssen sie entweder

1) in der Einbildung a selbst liegen, wo dann ihre Größe eine innerliche heißen mag, oder

2) nicht in derselben, und in diesem Falle, (in welchem sie eine äusserliche Größe hat),

ent-

entweder in der eigentlichen Einbildungskraft und dem Verhältnisse der a gegen sie, oder in einem andern Seelenvermögen und dessen Mitwirkung.

Eine Anmerkung, die für alle folgenden Betrachtungen gilt, wird hier nicht am unrechten Orte stehen. Es ist möglich, daß eine Einbildung a, die aus irgend einem Grunde unter allen geselligen die größte seyn, und folglich erweckt werden müßte, doch nicht zum Bewußtseyn gelangt, weil eine andre, aus einem andern Grunde, noch größer, als sie, ist. Wenn also in der Folge von einem einzelnen Grunde gesagt wird, daß er die Erweckung einer Einbildung zuwege bringe; so ist dabei die Einschränkung: wofern nicht eine andere gesellige Einbildung, aus einem andern Grunde, noch größer wird, jederzeit voraus zu setzen.

§. 28.

I. Von der innerlichen Größe einer geselligen Einbildung.

Die innerliche Größe einer durch die Einbildungskraft wiederholten Vorstellung entsteht:

1) aus der Menge der in ihr enthaltnen Merkmale. Denn diese machen die extensive Größe derselben aus (§. 27.), die also mit der Menge der Merkmale im graden Verhältnisse stehen muß. Hierauf stützt sich (26) die Regel:

Un-

Unter mehrern geselligen Einbildungen wird zunächst diejenige erweckt, welche die meisten Merkmale hat.

Nach dieser Regel verfahren wir z. B. wenn wir uns eine Rede laut vorlesen, um sie dem Gedächtnisse (vor dessen Wirkungen die Erweckung der Vorstellungen jederzeit vorhergehen muß) leichter einzuprägen. Denn, indem wir die Gedankenzeichen zugleich durch das Gesicht und das Gehör empfinden; so erhalten die Vorstellungen davon mehrere Merkmale, und können von der Einbildungskraft leichter wieder erweckt werden.

2) Der zweite innere Bestimmungsgrund der Größe einer associabeln Einbildung ist die objektive Lebhaftigkeit der ganzen Vorstellung oder ihrer Merkmale, die ihnen um so mehr zukömmt, je mehr das Objekt derselben in seiner Individualität vorgestellt wird; je mehr also die Vorstellung einer Empfindung ähnlich ist. Diese Lebhaftigkeit einer Vorstellung macht, daß das Mannichfaltige der letztern stärker und bestimmter percipirt, und also die intensive Größe derselben vermehrt wird (27).

Da sich die individuellen Merkmale der Gegenstände in unsrer Einbildungskraft desto mehr verlieren, je länger es dauert, ehe die Vorstellungen davon wiederhohlt werden; so steht die Lebhaftigkeit, mithin auch die Erweckbarkeit dieser

ser Einbildungen mit der Länge der gedachten Zwischenzeit im umgekehrten Verhältnisse.

Die Gedankenreihe einer Rede wird viel leichter wieder in unser Gemüth zurück geführt, wenn sie mit dem nöthigen Feuer der Deklamation und Gestikulation vorgetragen wurde, als wenn es dem Redner an dieser Kunst, das was er sagt, individuel darzustellen, fehlte. Je länger wir aber an diese Rede nicht denken, desto wenigre, dazu gehörige, Vorstellungen werden wir davon wieder erwecken können.

Dagegen steht die Erweckbarkeit einer Einbildung im direkten Verhältnisse mit der Stärke der Empfindung, von der sie eine Wiederhohlung ist. Je stärker eine Empfindung war, desto mehr Lebhaftigkeit hat der daraus genommene Stoff für die Einbildungskraft.

Wolf behauptet ganz allgemein *), daß wir uns Gehörsgegenstände klärer und leichter wieder einbilden können, als die Gegenstände des Gesichts, weil das Mannichfaltige der letztern zugleich, das der erstern aber successiv und folglich distinkter empfunden wird. Aus dem vorigen ergiebt sich, daß diese Behauptung eingeschränkt werden müsse. Es kömmt nämlich 1) darauf an, bei welchem Gegenstande das Mannichfaltige, einzeln genommen, stärker und bestimmter empfunden, und also zu einem lebhaftern Stoffe für die Einbildungskraft gemacht wurde, bei dem

*) Psych. rat. §. 287. ꝛc.

dem Gegenstande des Gesichts, oder bei dem des Gehörs? 2) darauf, ob das Mannichfaltige eines Gegenstandes des Gesichts geordnet erscheint, oder nicht? ob es so viel ist, daß es leicht übersehen werden kann, oder nicht? die Vorstellung von der Gestalt eines fremden Thieres, das ich gesehen habe, wird meine Einbildungskraft leichter wiederhohlen, als die Melodie eines Musikstücks, worin kein guter Zusammenhang war.

Wenn aber des Mannichfaltigen in einem Gegenstande sehr viel ist, und dasselbe überdem durchs Gehör stärker und lebhafter empfunden wird, als durch das Gesicht; so muß auch eine Empfindung der erstern Art leichter durch die Einbildungskraft wiederhohlt werden können, als wenn der Gegenstand durchs Gesicht wäre empfunden worden. So behalten wir z. B. die Noten, wodurch ein Musikstück ausgedrückt wird, nicht so leicht, wenn wir sie bloß sehen, als wenn die dadurch bezeichneten Töne unser Ohr ergötzen.

Das bisher bemerkte ist alles, was in einer gegebnen Einbildung selbst liegen und die Erweckung derselben befördern kann. Denn die protensive Größe, die ihr etwa zukömmt, hängt jederzeit von etwas ausser ihrab; so wie auch hier die Bestimmungen des Gegenstandes, oder der Inhalt der Einbildung, an sich selbst betrachtet, gar nicht in Anschlag kommen kann.

Die-

Dieser bestimmt die Größe einer Einbildung nur mittelbar, etwa durch das mit ihm verbundne Vergnügen oder Mißvergnügen; an sich selbst aber verhält er sich dabei gleichgültig; indem jede Einbildung, der Stoff mag seyn, welcher er will, viel und wenig Größe haben kann. In der Seele dessen, der um einen entschlummerten Freund im Stillen Thränen vergießt, wird das Bild desselben sehr oft erscheinen: es wird fast eben so oft wirklich erweckt werden, als es nur associabel ist. Ganz anders bei einem dritten, (zumal wenn er wenig theilnehmend ist), der in dem Entschlafnen keinen Freund verlor. Bei ihm wird das nämliche Bild, das sich dem erstern unaufhörlich aufdringt, kaum einmal wieder zum Bewußtseyn kommen.

§. 29.

II. Von der äusserlichen Größe einer geselligen Einbildung.

A.) Von dem Einflusse der eigentlichen Einbildungskraft auf die Größe und Erweckbarkeit einer geselligen Einbildung.

Unter der äusserlichen Größe einer Einbildung verstand ich diejenige, die auf etwas ausser der Vorstellung selbst beruht; also auf der Mitwirkung irgend eines Seelenvermögens. Die eigentliche Einbildungskraft wird hier billig zuerst in Anschlag gebracht, da sie als unmittelbare Quelle der Vorstellungen, von denen die Rede

ist, den nächsten Einfluß auf die Modifikation derselben haben muß.

Die Größe einer Einbildung hängt zuvörderst ganz im allgemeinen dadurch von der Einbildungskraft ab, daß die Hervorbringung derselben für die letztre eine angemeßne Leichtigkeit haben muß. Dieses Geschäft nämlich kann zu leicht und zu schwer werden: beides vermindert die Erweckbarkeit der Einbildung. Ist die Hervorbringung derselben im hohen Grade schwer; so kann ihr Mannichfaltiges entweder gar nicht, oder doch nicht ohne eine besondre Anstrengung, zugleich bestimmt percipirt werden. Das eine sowohl als das andre zerstört oder vermindert die Thätigkeit der Einbildungskraft, wodurch sie das Mannichfaltige der Einbildung zusammen fassen muß, wenn dieselbe zum Bewußtseyn kommen soll (§. 26.). Dadurch wird also die Erweckbarkeit dieser Einbildung vermindert. Eben der Erfolg aber zeigt sich auch auf dem andern Extreme. Wenn die Hervorbringung einer Vorstellung für die Einbildungskraft im hohen Grade leicht ist; so kann die Perception des Mannichfaltigen in derselben so schnell geschehen, daß sie dadurch zunächst aller merklichen, protensiven, und hiedurch auch der intensiven Größe beraubt wird.

Dies letztre geschieht überdem auch noch deswegen, weil die zu schnell succedirenden Perceptionen merklich unbestimmt werden, und also

die objektive Lebhaftigkeit der Einbildung schwächen (28).

Beide, eben bemerkte, Wahrheiten sind auch aus der Erfahrung klar. Die Vorstellung einer, auf eine verwickelte Art zusammengesetzten, Maschine wiederhohlt die Einbildungskraft entweder gar nicht, oder doch nur mit einem geringen Grade der Lebhaftigkeit und Stärke. Eben so betet der große Haufe sein Vaterunser, ohne daß auch nur die sinnlichen Vorstellungen, die bei ihm den Worten zum Grunde liegen mögen, in sein Bewußtseyn gerufen werden.

Da jede Thätigkeit durch öftere Wiederhohlung leichter wird; so wird auch die Erweckbarkeit einer schweren Einbildung dadurch vermehrt, daß wir sie, oder auch die Empfindung ihres Gegenstandes, öfter wirklich machen. Dagegen wenn dies so oft geschieht, daß die Einbildung dadurch in einem ungewöhnlich hohen Grade leicht wird; so kann ihre Erweckbarkeit dadurch auch wieder abnehmen. Das nämliche gilt auch für den Uebergang von einer Vorstellung zur andern *), z. B. für die Verknüpfung des Bezeichneten mit den Zeichen, wodurch es möglich wird, in einer Sprache eine Fertigkeit zu erlangen.

Hieraus ist es zum Theil begreiflich, wie alle Handlungen und Leiden, die uns zur Gewohnheit geworden sind, bei uns vorgehen können, ohne daß wir sie bemerken: wie die Zeit

*) Wolf psychol. emp. §. 107. 108.

traurigsten Gedanken sowohl, als den entzückendsten schwächen, und endlich wohl gar vertilgen könne.

Zum Theil aus eben dem Grunde besteht ein Traum gewöhnlich nicht aus Bildern von Gegenständen, die wir täglich vor Augen haben: wenigstens erscheinen diese Gegenstände nicht ganz so, wie wir sie wahrzunehmen uns gewöhnt haben. Selten befinden wir uns im Traume an dem gewöhnlichen Orte unsres Aufenthalts: selten gehen wir in unsern gewöhnlichen Kleidern: selten beschäftigen wir uns mit den Personen, die unsern täglichen Umgang ausmachen; obgleich alle diese Vorstellungen unsrer Phantasie am nächsten zu liegen scheinen. Dieser Erfolg kann also aus dem Gesetze der Erweckung sehr wohl begriffen werden, und er nöthigt uns keineswegs, wie einige Neuere meinen, *) zu einem mechanischen Spiele der Gehirnnerven unser Zuflucht zu nehmen.

Die Neuheit einer Einbildung, als solche, befördert demnach die intensive Größe und die Erweckbarkeit derselben; sofern sie nur ihrer Geselligkeit nicht im Wege steht. Zufälligerweise aber kann die Neuheit auch die Erweckbarkeit einer Einbildung hindern; sofern nämlich die letztere dadurch im hohen Grade schwer wird. Das ist z. B. der Fall, wenn wir uns einen Gesichtsgegenstand als hinter uns befindlich, oder ein

*) z. B. Villaume Psychol. Fragen

ein Haus als auf dem Dache stehend, einbilden; welches ohne eine besondre Anstrengnng nicht geschehen kann. Solche Einbildungen werden nur selten mit Bewußtseyn reproducirt; ob sie gleich sehr häufig associabel seyn können. Eben deshalb läßt uns ein Traum eine ganz ungewöhnliche Begebenheit nicht sogleich wieder erleben, wenn sie auch zu den in ihm vorkommenden Totalvorstellungen gehören sollte; sondern dann erst, wenn die Einbildungskraft mit derselben vertrauter geworden ist.

§. 30.

Auffer dem bisher erwähnten allgemeinen Einflusse, den die Einbildungskraft auf die Größe und Erweckbarkeit der Einbildungen äussert, giebt es auch noch einen besondern, den dieselbe durch die Vorstellungen, welche jenen in ihr voraufgehen, oder sie begleiten, zu Stande bringt. *)

1) Durch die vorhergehenden. Hierbei bemerke ich:

a) durch je mehrere Merkmale eine gegebne, associable Einbildung b mit der ihr vorhergehen-

*) Es ist hierbei nicht auffer Acht zu lassen, daß hier bloß von den Einbildungen, die einer andern vorhergehen, oder sie begleiten, als solchen, die Rede ist. Denn sonst ist ihr Einfluß auf die Erweckung viel mannichfaltiger, als ich hier angeben kann Dazu aber gehört allezeit die Mitwirkung eines andern Vermögens. Davon unten.

den a verbunden ist; desto erweckbarer ist die erstre. Denn desto mehr ist die Einbildungskraft zur Perception des Mannichfaltigen in b schon bestimmt; desto leichter kann also b bestimmt und stark percipirt, und mithin die intensive Größe derselben erhöht werden. Das ist ganz vorzüglich der Fall, wenn a eine klare Einbildung ist.

Ist a klar, und b eine, ihr sehr ähnliche, Vorstellung; so sind sehr viele von den zu b gehörigen Merkmalen schon wirklich klar, und es dürfen nur noch wenige erweckt werden, um b zum Bewußtseyn zu bringen. Dies zu bewirken muß also leicht seyn.

Von einer Vorstellung a also wird unter den, mit ihr associabeln, Einbildungen zunächst diejenige erweckt, deren Gegenstand mit dem Gegenstande der erstern die meiste Aehnlichkeit hat.

Auf einem musikalischen Saiteninstrumente werden, ausser dem angeschlagnen Tone, noch einige, sogenannte Nebentöne gehört. Man erklärt diese Erscheinung gewöhnlich durch die Vergesellschaftung der Vorstellungen. Die Nebentöne, sagt man, vergesellschaften sich mit dem, wirklich gehörten, Grundtone. Allein es kann dies nicht die wahre Ursache dieser Erscheinung seyn. Denn, theils müßten dann bei den Tönen eines Blaseinstruments auch Nebentöne gehört werden, welches aber nicht geschieht; theils

könnten die Nebentöne keine andern seyn, als diejenigen, die unter allen dem Grundtone am ähnlichsten wären. Dies ist aber auch der Fall nicht. Die Quinte z. B. ist dem Grundtone viel ähnlicher, als die Duodecime, und doch wird diese mit gehört, und jene nicht.

Von einer andern musikalischen Erscheinung aber, von der Unannehmlichkeit der verbotnen Quinten- und Oktaven Folge, läßt sich aus unsrer Regel ein befriedigender Grund angeben. Ich mache hierauf um so lieber aufmerksam, da die Theorie der Musik bis jetzo noch viel zu sehr verabsäumt hat, die Gründe ihrer ersten Regeln aus der Natur der menschlichen Seele zu entwickeln, welches doch nothwendig ist, wenn sie die gehörige Vollständigkeit erreichen will. Wenn eine Quinte, oder Oktave mit der Tertie des zugehörigen Grundtones zugleich angegeben wird; so ist der Dreiklang und die Tonleiter bestimmt. Nun associiren sich damit ähnliche Töne und Harmonien, das ist, solche, die in eben diese Tonleiter gehören; und diejenigen, die den erstern am ähnlichsten sind, werden die stärksten Vorstellungen, wenn sie auch dunkel bleiben sollten. Mit ihnen aber steht eine verbotne Quinte oder Oktave in einem völligen Kontraste, da diese einen ganz andern Dreiklang bestimmen, und jederzeit zu einer anderen Tonleiter gehören. Ein Kontrast gleichzeitiger Dinge, durchs Gehör empfunden, ist, wegen der Stärke der Empfin-

dung, allemal unangenehm. Dazu kömmt noch dies: Weil eine succedirende, verbotne Quinte oder Oktave unter dem Jnbegriffe der sich associirenden Töne und Harmonien gar nicht anzutreffen ist; so entsteht, indem sie angegeben wird, das Gefühl von dem Mangel des Zusammenhangs, welches jederzeit, und in einer so lebhaften Empfindung, als die der Töne ist, im hohen Grade unangenehm seyn muß.

Die Empfindung, welche durch eine Folge von Quinten und Oktaven erregt wird, hat daher viel ähnliches mit dem Gefühle, das uns die Handlung einer dramatischen Person erweckt, die auf eine sehr grobe Art aus ihrem Charakter fällt. Die bestimmte Tonleiter kann als die Grundlinie der unbestimmten musikalischen Charakterzeichung angesehen werden. So wie aber im Drama, vermittelst heftiger leidenschaftlicher Zustände, ein Charakter sich zuweilen zu Handlungen erheben oder erniedrigen kann, die den Anstrich eines andern haben; so ist es auch in einem Musikstück möglich, bei dem Ausdrucke starker Empfindungen, plötzlich aus einer Tonart in die andre zufallen. Der unsterbliche Graun trug kein Bedenken, dem Enthusiasmus des Aufrufs: Singt dem göttlichen Propheten! einen solchen Uebergang zu geben.

Aus dem Vorigen erhellet zugleich, warum das Unisono ästhetisch möglich sey. So lange ein Ton bloß mit seiner Oktave empfunden wird;

ist der Dreiklang und die Tonleiter noch völlig unbestimmt. Der Ton kann noch zu sehr vielen gehören. Daher fallen auch die Gründe weg, warum eine Succession von Tönen, bloß von ihren Oktaven begleitet, unangenehm werden sollte. Man sieht aber hieraus, wie unrichtig, oder wenigstens unzureichend der Grund sey, den man gewöhnlich von dem Verbote der Quinten und Oktaven angiebt, wenn man sagt: eine solche Succession sey so einförmig, so leer an allem Mannichfaltigen, daß sie nothwendig mißfallen müsse. Beim Unisono ist das noch bei weitem mehr der Fall, und dennoch kann es sehr gute Wirkung thun.

Ausser der größern Aehnlichkeit giebt es noch mehrere Fälle, in welchen eine gegebne, gesellige Einbildung mit der vorhergehenden Vorstellung in einem größern Zusammenhange stehen, und dadurch zur Erweckung vorzüglich geschikt werden kann. Die Gegenstände beider Vorstellungen können Grund und Folge von einander, oder wenn das auch nicht ist, doch an einem Orte und zu einer Zeit wahrgenommen seyn. Dann sind die Vorstellungen durch die individuellen Merkmale des Orts und der Zeit verbunden; und folglich wird unter mehrern Einbildungen, die mit a associabel sind, zunächst diejenige erweckt, deren Gegenstand von dem Gegenstande der a Grund oder Folge ist; oder mit demselben an einem Orte oder zu einer Zeit wahrgenommen

wurde. Aus diesem Grunde behalten wir eine Geschichte leichter, wenn die Begebenheiten erzählt werden, wie sie sich der Reihe nach entwikkelten, als wenn man sie unordentlich durch einander wirft. Aus einem völlig ähnlichen Grunde ist es auch für den Verstand leichter, eine genau zusammenhangende, als eine nnordentliche Reihe abstrakter Gedanken zu fassen, und wieder zu entwickeln; wiewohl die Hauptursache hiervon in der deutlichen Vorstellung der Regel liegt, wonach die Gedanken verbunden sind.

Der Anblick eines musikalischen Instruments erweckt eher die Einbildung angenehmer Töne, die schon zu einerlei Zeit mit ihm wahrgenommen wurden, als den Gedanken an die Wurzel, die das Holz, woraus das Instrument besteht, ehemals ernährte, oder an den Bergmann, der das dazu gehörige Metall aus dem Schooße der Erde hervorhohlte.

Das Gesetz der Erweckung erscheint hier also, in Absicht auf die Gegenstände der Vorstellungen, wenn wir noch den bald vorkommenden Fall (Nr. c.) dazu nehmen, unter eben den Modifikationen, die wir auch bei dem Gesetze der Vergesellschaftung selbst wahrgenommen haben (§. 20.)

b) Das zweite, wodurch eine Vorstellung a die Größe und Erweckbarkeit der auf sie folgenden, gesellligen Einbildung b befördert, ist ihre

an

angemeßne Stärke. Diese kann in a so groß und so klein werden, daß dadurch die Erweckung von b gehindert wird.

Hat a gar keine merkliche Stärke; so wird die Einbildungskraft nur in eine unmerkliche Thätigkeit gesezt. Sie percipirt also auch, wenn keine andern Gründe mitwirken, das Mannichfaltige der, zu a gehörigen, Partialvorstellungen nur sehr unbestimmt, und so wird die Erweckbarkeit der b vermindert.

Ist dagegen a im hohen Grade stark; so hindert dies die Klarheit der folgenden Einbildung b, nach dem bekannten Gesetze: daß ein größres Licht das kleinere verdunle, wovon, soweit es für die Sinnlichkeit gilt, der Grund schon oben ist angezeigt worden (§. 26).

Die mittlern Grade der Stärke also in einer Vorstellung befördern die Erweckuug der auf sie folgenden Einbildungen.

In einer Rede sind unter andern diejenigen Stellen am schwersten zu behalten, die auf glänzende Gedanken folgen, und wenn uns, bei dem mündlichen Vortrage einer auswendig gelernten Rede, eine von den vorkommenden Vorstellungen Lachen erregt; so hindert sie nicht wenig die Klarheit der auf sie folgenden: wir verlieren den Faden.

Dies könnte eine Erinnerung für angehende Redner seyn, den Anfang ihrer Rede, wobei sie so schon alle Sorgfalt anwenden müssen, von dem Zuflusse der Gedanken nicht verlassen zu werden, nicht mit schimmernden Perioden auszuschmücken; zumal, da dies überdem auch aus andern Gründen fehlerhaft ist. Endlich

c) befördert eine Vorstellung a die Erweckung der geselligen Einbildung b, vor der sie vorhergeht; wenn sie mit derselben kontrastirt. Dies geschieht nach der bekannten psychologischen Regel: alle kontrastirenden Vorstellungen erleuchten sich einander. Die Gründe, worauf diese Erscheinung beruht, sindfolgende: Zuerst muß die Vorstellung b, wenn sie auf eine mit ihr kontrastirende a folgt, als eine neue Vorstellung angesehen werden. Daher gilt von ihr, was alle Neuheit der Vorstellungen Eigenthümliches hat: daß nämlich die Stärke und Erweckbarkeit der Vorstellung vermehrt wird, (29); doch unter der Einschränkung, dir der vorige Absatz angiebt: daß a selbst nicht zu stark sey. Denn widrigenfalls würde dadurch b nicht an Klarheit gewinnen; sondern vielmehr verlieren, und, wenn sie sich dunkel associirte, nur umgekehrt dazu beitragen müssen, die Stärke und Klarheit der Vorstellung a zu erhöhen.

Doch diese Einschränkung bezieht sich nur auf die Thätigkeit der Einbildungskraft, wodurch das Mannichfaltige des vorräthigen Stoffes zusammen-

mengefaßt wird. Sodann liegt aber auch bloß in der Perception des Mannichfaltigen ein Grund, warum sich die kontrastirenden Vorstellungen einander verstärken müssen. Wenn a und b kontrastirende Vorstellungen sind; so erfordert die Perception des Mannichfaltigen der letztern eine ganz andere Art der Thätigkeit, als die des Mannichfaltigen in a. Indem also a wirklich ist, wird von der zu b gehörigen Art von Thätigkeit nichts, oder wenig, weggenommen; und sie kann also ganz auf b verwandt werden. Dies wird um so mehr geschehen, da jedes Vermögen in allen seinen Zweigen stäts nach Beschäftigung strebt. Das Mannichfaltige in b wird also stärker percipirt; und es muß dadurch die Erweckung dieser Vorstellung befördert werden.

Es giebt noch eine Quelle des Lichts, das die kontrastirenden Vorstellungen auf einander werfen, und es sey mir erlaubt, dieselbe mit zu berühren, ob sie gleich zunächst nicht auf unserm Wege liegt. Dies ist nämlich die Urtheilskraft, welche die Gegenstände beider Vorstellungen vergleicht. Mit Hülfe dieser Vergleichung wird die Klarheit der einen Vorstellnng entweder dadurch vermehrt, daß wir uns einer Anzahl von Merkmalen bestimmt bewußt werden, die wir sonst nicht würden unterschieden haben; oder dadurch, daß die scheinbare Größe ihres Gegenstandes vermehrt wird. Wir schätzen die Größe eines Gegenstandes nach der Größe derer, mit welchen wir

wir ihn vergleichen. Je mehr diese auf der einen oder andern Seite gegen ihn abstechen, desto größer oder kleiner scheint er uns zu seyn, (weil er dann das Maaß, womit wir ihn messen, desto öfter, oder desto weniger in sich enthält). Ein mäßiger Berg, der unter einer Zahl kleiner Hügel hervorragt, scheint ein Riese zu seyn, und neben den Alpengebirgen würden wir ihn kaum als einen Hügel bemerken.

Die angezeigten Ursachen der Verstärkung, die eine Vorstellung von einer andern mit ihr kontrastirenden erhalten kann, wirken bei einem gegebnen Falle zuweilen alle zusammen, zuweilen auch einzeln. Je mehr sie mit einander zusammentreffen, desto glänzender ist das Licht, was von einer Vorgellung auf die andre überströmt.

Aus diesen Gründen ist es begreiflich, warum eine helle Farbe neben einer dunkeln noch mehr Leben erhält, warum ein Schall in einer öden Stille unser Ohr stärker rührt, warum ein Fehler neben der entgegenstehenden Vollkommenheit auffallender wird, als wenn eine lebhafte Farbe neben einer lebhaften, ein Schall mitten unter andern (wenn diese auch kein störendes Geräusch ausmachen), ein Fehler unter seines Gleichen vorgestellt würde.

Diese und andre Erscheinungen, worunter ich vorzüglich diejenigen zähle, die dem Zustande der gemischten Empfindungen eigenthümlich sind, worin

worin sich die Einbildungskraft gleichsam von der einen Art der Vorstellungen zu der andern in stäter Abwechselung hinüber wieget, sind merkwürdig genug, um den Gründen, worauf sie beruhen, unsre ganze Aufmerksamkeit zu widmen.

Meine Absicht war zunächst nur, die Regel zu rechtfertigen: daß unter mehrern geselligen Einbildungen zunächst diejenige erweckt werde, mit welcher die vorhergehende kontrastirt. Um aber diese Absicht zu erreichen, mußte ich einen Schritt weiter zurück gehen, bis zu den Gründen, woraus es überhaupt begreiflich wird, warum sich kontrastirende Vorstellungen einander erhellen. Ich werde mich also, bei dem etwanigen Gebrauche, den ich noch von dieser Wahrheit zu machen habe, auf das bisher Gesagte berufen können.

§. 31.

Wir stehen noch bei der Betrachtung des Einflusses, den eine Einbildung auf die Erweckung einer ander haben kann, und bemerken

2) daß auch diejenigen Einbildungen, von welchen eine gegebne, associable begleitet wird, die Erweckung der letztern bestimmt. Dies geschieht auf eine eben so mannichfaltige Art, als durch die voraufgehenden. Also:

a) durch

a) durch die Menge der begleiteden Einbildungen. Unter mehrern geselligen Einbildungen wird zunächst diejenige erweckt, welche die meisten begleitenden hat. a, b, c, seyen gesellige Bilder, und α, β, γ gehörigen zu dem erstern, δ, ε zu dem andern und η zu dem dritten, als begleitende Einbildungen; so muß zunächst a zum Bewußtseyn gebracht werden.

Die Einbildungen, die als Nebenvorstellungen eine andre begleiten, können als äusserliche Merkmale der letztern angesehen, und folglich zu dem Mannichfaltigen derselben mitgezählt werden. Deshalb vermehren sie die extensive Größe dieser Einbildung, und mithin den Anspruch derselben auf die Erhebung zur Klarheit (26); und hierauf beruht die eben angegebne Regel.

Wenn wir z. B. an eine Reise denken, die uns durch mehrere Städte und Dörfer führte; so fällt uns von diesen am ersten der Ort ein, wo das meiste vorfiel, wo uns die Natur oder Kunst die größte Mannichfaltigkeit abwechselnder Scenen darbot.

Eine gesellige Einbildung wird von den sie begleitenden zur Erweckung

b) dadurch bestimmt, daß jene eine angemeßne Stärke haben. Diese Wahrheit beruht auf eben den Gründen, aus welchen die Klarheit einer Einbildung durch die angemeßne Stärke derer,

derer, die vor ihren voraufgehen, befördert wird. Ich habe diese Gründe schon auseinander gesetzt (§. 30. b.); und darf sie also hier nicht wiederhohlen. Sie sind auf diesen Fall, nämlich auf die begleitenden Einbildungen, unmittelbar anwendbar, und gewissermaaßen noch mehr, als auf die vorhergehenden, da die erstern mit der gegebnen Hauptvorstellung in einer nähern Verbindung stehen, als die letztern.

Wenn also die Erweckung einer geselligen Einbildung durch ihre Begleiter nicht gehindert, sondern befördert werden soll; so müssen diese nicht zu stark und nicht zu schwach seyn.

Man hat wohl zuweilen dafür gehalten, daß man etwas, z. B. eine Rede, desto leichter und glücklicher ins Gedächtniß fassen werde, je lebhaftere Nebenmerkmale man mit den einzelnen Theilen zu verbinden wüßte. Ein angehender, geistlicher Redner solle z. B. mit dem einen Hauptsatze seiner Rede die Vorstellung der Kanzel, mit dem andern das in der Kirche hangende Bild eines Engels, u. s. w. verbinden. Allein das ist nicht völlig psychologisch richtig. Die Lebhaftigkeit der Nebenmerkmale, wovon die Hauptvorstellungen begleitet werden, kann auch zu groß seyn, und die Erweckung der letztern mehr hindern, als befördern.

Diese Gewalt der begleitenden Einbildungen erstreckt sich auch auf die innerlichen nnd äusser-

lichen Empfindungen. Ein angenehmer Gegenstand, mit dem einmal zufälligerweise etwas merklich Unangenehmes zugleich einen Eindruck auf uns machte, verliert dadurch einen großen Theil seines Reizes. Wenn er auch nachher in seiner eigenthümlichen Reinigkeit wieder empfunden wird; so wird doch das Angenehme dieser Empfindung durch den lästigen Begleiter in der Einbildungskraft geschwächt. Doch dieser Fall könnte weniger hieher zu gehören scheinen, da die Vorstellungen ungleichartig sind. Aber das Ungleichartige derselben ist hier nicht in Anschlag gebracht. Denn auch, wenn sie gleichartig sind, eräugnet sich die nämliche Erscheinung. Ein Tanz z. B. ergötzt uns weniger, als unter andern Umständen geschehen würde, wenn uns dabei das Bild eines andern Tanzes noch im frischen Andenken ist, wobei eine viel schönere Musik, eine viel angenehmere Gesellschaft uns zu einem höhern Grade der Fröhlichkeit stimmte. Ein kleiner Garten, der uns bisher in unsern Erhohlungsstunden einen unterhaltenden Spaziergang darbot, wird uns unbefriedigt von sich lassen, wenn wir unsre Seele mit Bildern von großen fürstlichen Gärten, deren abwechselnde Mannichfaltigkeit uns bezauberte, angefüllt haben.

Diejenigen, die eine feurige Einbildungskraft haben, machen sich demnach manchen erlaubten Genuß des Lebens unschmakhaft, wenn sie dieselbe zu viel mit Bildern von Dingen spielen

lassen,

lassen, deren Genuß ihnen die Umstände, oder die Sittlichkeit verwehren. Das edlere Wohlgefallen an Schönheiten der Natur wird bei demjenigen nicht merklich lebhaft werden, der einer ausschweifenden Einbildungskraft den Zügel schiessen läßt, die ihm dann ohne Unterlaß üppige Bilder aufdringt, und ihn dadurch für viele andre Eindrücke unempfindlich macht.

Dies ist auch insbesondre auf die Gewohnheit anwendbar, da man sich die Zukunft mit so reizenden Farben, als nur möglich ist, ausmalt. Entspricht sie nachher diesem Gemälde nicht; so wird sie uns — auch abgesehen von dem Misvergnügen der getäuschten Erwartung — weniger behagen, als dies ohne die Zierrathen geschehen seyn würde, womit wir sie vorläufig unbefugterweise ausgeschmückt hatten.

c) Der Kontrast endlich, worin eine gesellige Einbildung mit denen steht, welche sie begleiten, trägt gleichfalls dazu bei, die erstre zu erwecken (§. 30. c.)

H. Schulz läßt den Held seines kleinen Romans, der unter dem Titel Moritz bekannt, und mit Recht beliebt ist, bei einer gewissen Gräfin Waller Page werden. Diese Dame macht auf den jungen Moritz bei dem erstern Anblicke einen äußerst unangenehmen Eindruck, da sie gegen das Bild des geliebten Mädchens, das ihm unaufhörlich vorschwebt, sehr auffallend ab-

sticht. Aber dessen ohngeachtet gewinnt die Phantasie unsres Helden das Bild der Gräfin hernach so lieb, daß sie dasselbe bei jedem Gedanken an Malchen neben das Bild dieses geliebten Mädchens stellt. Selbst im Traume, wo ihm Malchen erscheint, erscheint auch daneben die Gräfin. — Das ist ein Zug, welcher der Natur abgelauscht ist, und dessen Wahrheit aus der Natur der kontrastirenden Vorstellungen, worauf die angeführte Regel der Erweckung beruhet, zu ersehen ist. Hieraus erhellet auch z. B. warum uns etwas Lächerliches, das immer eine Art von Kontrast enthält, leicht wieder ins Gemüth kömmt. Wer die travestirte Aeneide gelesen hat, wird schwerlich vermeiden können, daß ihm nicht, wenn er sich an Virgils Darstellungen ergötzen will, hinter denselben die lächerliche Kappe hervorblicke, welche die Travestirung den Personen umgehangen hat. Hiedurch wird nun das edlere Vergnügen unvermeidlich gestört; und das ist ein Grund, warum ich immer geglaubt habe, daß es eine Beleidigung des guten Geschmats sey, schöne Gedichte zu travestiren, und warum ich wünschte, daß diese Spiele des Witzes in engere Gränzen mögten zurück gewiesen werden. Man könnte sie als eine Geißel gebrauchen, schlechte Dichter damit zu züchtigen, und das etwanige Behagen, was ein ungebildeter Geschmak an den Arbeiten derselben fände zu mindern oder zu zerstören. Aber freilich würden sie dann merklich erschwert werden, da sie jezt keine sonderliche

An-

Anstrengung kosten können; und daher ist zu fürchten, daß sie ihre einmal angenommene Natur noch nicht so bald ausziehen dürften.

§. 32.

Ich habe bei der Aufsuchung der besondern Gründe, die in der Einbildungskraft selbst liegen und die Erweckung einer gegebnen geselligen Einbildung a befördern, sowohl auf diejenigen Einbildungen, die vor a vorhergehen, als auch auf diejenigen, von welchen a begleitet wird, Rücksicht nehmen müssen. Diejenigen aber, die auf a folgen, können natürlicher weise nicht mit in Anschlag kommen. Denn so lange sie noch zukünftig sind, können sie nicht auf a wirken, ausser sehr mittelbar, dadurch, daß sie den Zustand der Einbildungskraft zum Theil bestimmen. Dies gehört aber dann zu dem allgemeinen Einflusse, den die Phantasie auf die Erweckung der Einbildungen äussert, wovon schon geredet ist (§. 29.).

Freilich kann die Einbildungskraft zuweilen von einer Einbildung auf eine vorhergehende zurückblicken und dadurch kann die Erweckung der letztern befördert werden. Allein dann ist die erstre als eine voraufgehende Einbildung anzusehen, und ihr Einfluß gehört zu denen, die §. 30. angezeigt sind.

§. 33.

B. Von dem Einflusse des äusserlichen Sinnes auf die Größe und Erweckbarkeit einer geselligen Einbildung.

Das höchste Gesetz der Erweckung: unter mehrern geselligen Einbildungen kömmt zunächst allezeit die größte zum Bewußtseyn (26), leitete uns auf die Untersuchung der Quellen, woraus den associabeln Einbildungen ihre Größe zufließt, und aus denen also die besondern Regeln, wonach ihre Erweckung wirklich geschieht, entspringen müssen.

Wir haben schon bemerkt (27): daß nicht bloß die Einbildungskraft, sondern auch die übrigen Vermögen unsrer Seele dazu beitragen können, die Größe einer geselligen Einbildung zu vermehren, mithin ihre Erweckung zu befördern. Jetzt wollen wir dieses näher beleuchten, und merken zuvörderst im allgemeinen an:

1) Wenn durch eine gesellige Einbildung a irgend ein Seelenvermögen in Thätigkeit gesetzt wird, oder einen Gegenstand der Beschäftigung erhält; so wird dadurch die protensive und intensive Größe der a vermehrt. Dies geschieht theils unmittelbar, indem jedes durch a beschäftigte Vermögen die Aufmerksamkeit auf a zu richten strebt, und dadurch eine längere Dauer und größere Stärke von a bewirkt; theils, wie ich hinzuzusetzen wage, auch mittelbar, indem we-

gen der allgemeinen Verknüpfung unter den Seelenvermögen, und wegen des in einem jeden derselben lebendigen Triebes nach Beschäftigung, die Einbildungskraft gezwungen wird, bei der geselligen Einbildung a um so mehr zu verweilen, und sie um so stärker zu percipiren, je mehr Beschäftigung durch dieselbe einem andern Seelenvermögen gewährt wird.

Es scheint mir also diese, gewiß sehr fruchtbare, Regel festzustehen: Eine associable Einbildung a wird um so größer, mithin um so eher erweckt, je mehr irgend ein Seelenvermögen, oder je mehrere derselben, durch a in Thätigkeit gesezt werden, oder an a einen Gegenstand der Beschäftigung erhalten.

2) Wenn eine Einbildung a associabel ist, und zugleich durch irgend ein Seelenvermögen eine andre Vorstellung y wirklich wird; so kann y auch einen Grund von der Erweckung der erstern enthalten. Zu y nämlich kann eine Thätigkeit der Einbildungskraft gehören, womit diejenige auf eine nähere Art verbunden ist, die zur Hervorbringung der a erforderlich ist. Die letztre wird also durch die erstre erzeugt und verstärkt, mithin die Erweckung der a durch y befördert werden.

Der Kürze wegen will ich einen Zusammenhang von der Art, wie im vorliegenden Falle zwischen a und y statt findet, den Zusammen-

hang der Erweckung (nexum claritatis) zwischen einer Einbildung und Vorstellung andrer Art nennen. Je grösser derselbe ist, desto mehr muß auch die Erweckung der a dadurch befördert werden.

Ich glaube demnach diese Regel aufstellen zu können: Unter mehrern geselligen Einbildungen wird zunächst diejenige erwecket, die mit den zugleich wirklichen Vorstellungen andrer Art in dem größten Zusammenhange der Erweckung steht.

Diese Regel bezieht sich hauptsächlich auf den Beitrag, den die äusserlichen Sinne zur Erweckung einer geselligen Einbildung liefern. So viel ich weiß, ist diese Mitwirkung der äussern Sinne wenig bemerkt. Nach der Ordnung aber, welche die im vorigen Absatze angezeigte Regel angiebt, kann sie nicht geschehen, indem der äussere Sinn von einer geselligen Einbildung nicht afficirt werden, und diese also kein Gegenstand für ihn seyn kann. Daß die Empfindung der äussern Sinne viele Bilder in die Phantasie zurückrufen oder gesellig machen, liegt mehr am Tage. Jede Empfindung kann eine Partialvorstellung seyn oder enthalten von einer schon vorräthigen Totalvorstellung; und in diesem Falle macht sie alles, was zu der letztern gehört, gesellig, wovon dann das eine oder das andre, zuweilen auch gar nichts, zu Bewußtseyn gelangt.

Unsre meisten Träume, diese Spiele der Phantasie, gehen von äußern Empfindungen aus: fast alles, was wir wachend sehen und hören, führt unsre Einbildungskraft auf Nebenvorstellungen, die sich gleichsam freiwillig, und ohne die mindeste Anstrengung, mit den äussern Empfindungen verbinden. Der Ort, wo eine geliebte Person sich aufhielt, das Kleid, das sie trug, die Gegenstände, mit denen sie sich beschäftigte, dies alles fällt uns nicht sobald in die Sinne, als es auch das geliebte Bild selbst ins Gemüth zurückführt. Wenn auch diese mit den äussern Empfindungen sich associirenden Bilder in der Phantasie nicht zum Bewußtseyn kommen; so können sie doch auch in ihrer Dunkelheit sehr stark werden, wie der scharfsinnige Mendelssohn vortreflich gezeigt hat *), und heftige Wirkungen, selbst auf den Körper hervorbringen.

Krüger erzählt in seiner Seelenlehre von einem Knaben, der allemal in heftige Konvulsionen verfiel, wenn er den Namen Jesus nennen hörte. Seine Mutter rief einst diesen Namen mit einer fürchterlichen Stimme aus, als der Knabe zugleich über einen schrecklichen Blitz und Donnerschlag sich entsetzte.

Ein junges Frauenzimmer vergoß Thränen bei jeder schönen Angloise, die sie spielen hörte. Diese Musik führte ihr das Andenken an den Hochzeittag ihrer geliebtesten Freundin zurück,

*) S. Zusätze zu den Br. üb. d. Empf.

deren Umgang sie durch diesen Tag verlor, und um welchen Verlust sie mitten unter den Lustbarkeiten der Hochzeitfeier trauerte.

Ein Mann von ruhiger Gemüthsverfassung gieng ganz heitern Sinnes in die Kirche, und wurde durch eine trockne Predigt, auf die er nicht einmal recht Achtung gab, in eine sehr traurige Gemüthsstimmung versetzt. Er bemerkte am Ende, daß dies von dem klagenden Tone herrührte, worin der Prediger seine Gedanken vortrug. Mit der Empfindung dieser Töne vergesellschafteten sich dunkle Bilder von Noth und Unglück, kurz von Zuständen, worin man mit klagender Stimme spricht. Diese dunkeln Vorstellungen erzeugten die traurige Gemüthsstimmung.

Die Fälle also, wo äußre Empfindungen gewisse Bilder in die Phantasie zurückrufen, oder gesellig machen, sind unendlich mannichfaltig, da die Möglichkeit dieser Erscheinung bloß davon abhängt, daß eine gegebne Empfindung eine Partialvorstellung ist oder enthält von einer schon vorhandnen Totalvorstellung, welches bei den allermeisten Empfindungen wirklich der Fall ist. Wie aber die Empfindungen des äussern Sinnes dazu beitragen, eine Einbildung, die schon aus andern Gründen sich associirt hat, zu erwecken, oder zum Bewußtseyn zu bringen, wovon die zweite in diesem §. aufgestellte Regel die Mög-

lich-

lichkeit überhaupt anzeigt, das wollen wir noch etwas näher entwickeln.

§. 34.

1) Der erste Grund, wodurch eine äusserliche Empfindung bewirken kann, daß unter mehrern geselligen Einbildungen gerade a und keine andre zum Bewußtseyn gelange, ist der, daß sie mehrere Merkmale mit a gemein hat. Denn je mehr dieses der Fall ist, desto mehr ist von derjenigen Thätigkeit der Phantasie schon vorhanden, die zu der Vorstellung a gehört; desto leichter also wird diese zum Bewußtseyn kommen.

Mithin muß unter mehrern associabeln Einbildungen zunächst diejenige erweckt werden, deren Gegenstand mit dem Gegenstande irgend einer gegenwärtigen äussern Empnfidnng am ähnlichsten ist.

Wenn ich in eine Gesellschaft komme; so können sich mit jeder vorhandnen Person andre associiren, die ich mit ihr zusammen gesehen habe. Unter diesen wird mir am ersten diejenige mit Bewußtseyn einfallen, deren Gestalt, Gesichtsbildung u. s. f. am meisten mit der Person übereinstimmt, womit sie sich associirt.

Zu den Merkmalen, die eine Empfindung und Einbildung gemein haben können, gehören auch die äussern. Auch durch Vermittelung dieser Merkmale kann eine Empfindung die Erweckung

einer

einer geselligen Einbildung bestimmen, also z. B. dadurch, daß der Gegenstand der Empfindung und Einbildung in Absicht auf die Verhältnisse des Orts übereinstimmen. Bei dem Anblicke einer Rose, die einen schönen Busen ziert, könnte mir jede andre Blume einfallen, die ich neben einem Rosenstrauche erblickte. Das nächste Recht dazu hat aber diejenige, die ich vorher die Stelle der erstern habe einnehmen sehen.

2) Der andre Grund, wodurch eine äußre Empfindung die Erweckung der geselligen Einbildung bestimmt, liegt in dem ursachlichen Zusammenhange, der zwischen beiden gedacht wird. Denn, wenn eine Ursach empfunden wird, so wird dadurch die Aufmerksamkeit auf die Wirkung gerichtet, und umgekehrt. Dieser Grund ist zuvörderst wirksam, wenn eine gesellige Einbildung etwas vorstellt, was Ursach von einer solchen Empfindung seyn kann, als wir gegenwärtig haben; oder von dem dieses geglaubt wird. Ein sehr beobachtender Psychologe*) erzählt von sich selbst einen Traum, worin er die Kanzel besteigt, ohne mit demjenigen Theile der männlichen Kleidung angethan zu seyn, den man nur im Schlafzimmer ablegt. Unter den associabeln Einbildungen waren auch die Vorstellungen von dem Anzuge, und von diesen wurde diejenige erweckt, von deren Objekte (dem Mangel des gedachten Kleidungsstückes) die Wirkung dunkel empfunden wurde.

Nach

*) Villaume.

Nach eben der Regel träumt die Einfalt vom drückenden Alpe, wenn das stockende Geblüt den Wahn erzeugt, man empfinde die Wirkung dieses lästigen Bettgesellen.

Zweitens kann eine gesellige Einbildung etwas vorstellen, was die Wirkung von einer solchen Empfindung seyn kann, als wir jetzt haben, oder wovon dieses doch geglaubt wird. Dadurch wird die Erweckbarkeit dieser Einbildung gleichfalls vermehrt. Wir lagern uns unter einem schattenreichen Baume, um der drückenden Hitze zu entgehn; und die frische Kühlung erinnert uns an eine Krankheit, die wir uns einst durch Erkältung zuzogen.

Auf eine ganz ähnliche Art wird eine gesellige Einbildung zur Klarheit bestimmt, wenn ihr Gegenstand mit dem Gegenstande der Empfindung in dem vorhin beschriebnen Zusammenhange steht.

3) Der dritte Grund, wodurch eine Empfindung die Klarheit einer geselligen Einbildung erleichtern kann, liegt in dem Kontraste, der sich zwischen beiden findet. Dies ist eine Folge der bekannten Regel (30): entgegengesetzte Vorstellungen erleuchten sich. Bei einer elenden Darstellung auf der Schaubühne fällt mir leicht eine andre ein, die mir im hohen Grade wohlgefiel*); bei einer einfachen Frisur leicht die über-

*) Nicht leicht aber umgekehrt: die bessere fesselt die Aufmerksamkeit, und läßt die gesellige Einbildung von der schlechtern nicht ans Licht treten.

übermäßig große Perücke, die auf einer Maskerade die Stelle der erstern einnahm.

Aus dem allen folgt: der Zusammenhang der Erweckung zwischen einer Empfindung und Einbildung ist desto größer:

1) je mehr Merkmale (innere oder äußere) beide gemein haben,

2) je größer der ursachliche Zusammenhang ist, der zwischen Vorstellungen dieser Art, oder ihren Gegenständen gedacht wird,

3) je mehr sie als kontrastirend vorgestellt werden.

§. 35.

C.) Von dem Einflusse des innern Sinnes auf die Größe und Erweckbarkeit einer geselligen Einbildung.

Der innre Sinn nimmt den gegenwärtigen Zustand der Seele wahr, und diese Wahrnehmungen haben, wie die Empfindungen des äussern Sinnes, auf die geselligen Einbildungen einen mannichfaltigen Einfluß, wodurch die letztern zur Klarheit erhoben werden können. Diese Mitwirkungen des innern Sinnes laufen mit denen das äussern parallel; nur daß bei dem erstern nach eine hinzukömmt, die der letzre darum nicht hat, weil die geselligen Einbildungen als Bestimmungen des gegenwärtigen Seelenzustandes auch als Objekte für den innern, aber nicht für den äußern Sinn, gehören.

1) Zu-

1) Zuvörderst erleichtert der innre Sinn die Erweckung einer geselligen Einbildung a, wenn der percipirte gegenwärtige Seelenzustand mehrere Merkmale mit demjenigen gemein hat, der durch a bestimmt wird; wenn also vieles von dem, was zur Wirklichkeit der a gehört, schon vorhanden ist, das übrige also um so leichter entstehen kann. In einer feierlichen Gemüthsstimmung bieten sich Bilder von ernsthaften oder erhabnen Gegenständen dar: dem Fröhlichen erscheinen lachende Spiele der Phantasie, dem Trauernden traurige, u. s. f. Diese Bilder nun, die der innre Sinn erweckt, werden eben darum, weil sie auf Empfindung beruhen, der Regel nach, stärker seyn, als die meisten übrigen, und diese folglich nach einem bekannten Gesetze verdunkeln. Hierin liegt einer von den Gründen, warum selbst die äussern Gegenstände, die Farbe unsres Gemüthszustandes annehmen. Das an ihnen, wovon die Vorstellung mit unserm gegenwärtigen Gemüthszustande nicht harmonirt, wird verdunkelt; das übrige hervorgezogen und erleuchtet. Das aber macht die Unpartheilichkeit unsrer Urtheile über die Dinge sehr verdächtig. Der Unzufriedne, der lauter Uebel um sich her in der Welt erblickt, klagt das Schicksal an, weil er thörigt genug ist, nicht zu bemerken, daß er die Dinge durch ein Glas betrachtet, das seine eigne Seele gefärbt hat.

Gleichergestalt findet sich in diesem Mechanismus der Seele ein Grund, wiewohl nicht

der

der hauptsächlichste, warum sie sich zuweilen in dem Zustande der Betrübniß und des Mismuthes gefällt, und ihn zu verlängern sucht, einer Eigenheit, die ein ziemlich grillenhaftes Ansehn hat. Der erwähnte Zustand erzeugt ein leichtes Spiel der Phantasie, das mit dem Gemüthszustande harmonisch ist, und dieses, als solches, ist mit Wohlgefallen verknüpft.

2) Der innre Sinn erhebt ferner eine gesellige Einbildung zur Klarheit, wenn zwischen ihr (oder ihrem Gegenstande) und der Empfindung des erstern ein ursachlicher Zusammenhang gedacht wird. Der Grund hiervon ist der nämliche, wie bei den Empfindungen des äussern Sinnes (34. No. 2). Enthält also eine gesellige Einbildung etwas, das als eine Ursach von einer solchen Empfindung vorgestellt wird, als der innre Sinn eben hat; so bekömmt sie dadurch Anspruch auf Klarheit. Eine Frau wird in dem Sündenregister ihres Ehemannes nie deutlicher lesen, als wenn ihr der Gott der bösen Laune dazu leuchtet. Hier stellen die associabeln Einbildungen die Ursachen vor von einer solchen Empfindung des innern Sinnes, als gegenwärtig herrscht. Sie können aber auch Wirkungen vorstellen. Wenn eine fröhliche Musik auf mich wirkt, und mithin ein Rhytmus in der Succession der Vorstellungen von dem innern Sinne percipirt wird, dergleichen zu einer fröhlichen Empfindung gehört; so wird mir ein gesellschaftliches

ches Lied einfallen, das ich in einer ähnlichen Gemüthsverfassung anstimmte.

Dieser Mechanismus, verbunden mit dem vorigen (Nr. 1) wirkt mit, wenn wir äusserliche Gegenstände (wenigstens dunkel) für Ursachen unsres Gemüthszustandes halten, die es nicht sind, und uns so gegen sie betragen, als wenn sie es wären. Die Phantasie bildet uns mehrere mögliche Ursachen dieser Art vor. Sind nun die vorkommenden Gegenstände der einen oder andern davon ähnlich; so werden sie leicht damit verwechselt, zumal da die Merkmale, die sie in einem andern Lichte darstellen würden, nach Nr. 1, verdunkelt werden. Die Untergebnen eines rohen Bauers haben seine schwere Hand am meisten zu fürchten, wenn ihn ein strenger Fasttag in einen unbehaglichen Gemüthszustand versetzt hat.

Aus diesem und dem vorigen Absatze läßt sich auch einsehen, warum sich die Phantasie des Dichters nie zu dem Schwunge wahrer Begeisterung erhebt, wenn er nicht von Empfindung seines Gegenstandes durchdrungen ist. Dieser Mangel wird sich dem geübten Blicke entweder durch eine gewisse Armuth an Bildern, oder dadnrch verrathen, daß den herbeigeführten der höchste Glanz der Lebhaftigkeit fehlt, oder daß sie nicht ganz von rechter Art sind.

3) Wie der äußere Sinn (34. Nr. 3), eben so kann auch der innere durch Kontrast die Klar-

heit einer geselligen Einbildung vermehren. Schiller läßt seinen Karl Mohr, in einer sehr rührenden Scene, bei dem Gefühle seiner gesunknen Tugend an die glücklichen Tage der entflohnen Unschuld denken. Ganz der Natur der Phantasie gemäß. Dem Unglücklichen konnten bei der Betrachtung seines Zustandes tausend andre Dinge einfallen; aber der Gedanke an ehemalige glückliche Tage kontrastirte mit dem Gefühle des gegenwärtigen Zustandes.

4) Der letzte Grund, wodurch der innere Sinn eine gesellige Einbildung zur Klarheit erheben kann, ist das Wohlgefallen oder Misfallen, wovon dieselbe unmittelbar begleitet ist. Unter welchen Bedingungen dieser Fall eintrete? ist eine Frage, die nicht hieher gehört. Wenn er aber statt findet; so ist leicht zu begreifen, wie dadurch die Klarheit der Einbildung vermehrt werde.

Alles Wohlgefallende zieht die Aufmerksamkeit auf sich, und das erhöht die Klarheit der Vorstellung davon. Durch das Misfallende aber wird das Bestreben, es fortzuschaffen, erzeugt, aber eben dadurch die Aufmerksamkeit auch auf dasselbe gewandt.

Bei dem Gedanken an ein Schauspiel erinnere ich mich am leichtsten der Scenen, die mir ein sehr großes Wohlgefallen oder Misfallen erregten; die übrigen, die mich gleichgültig ließen,

sind auch gar bald vor dem Spiegel meiner Seele verschwunden.

Von dieser Seite betrachtet, hat die neuere Erziehungskunst ganz Recht, wenn sie dem Knaben alles, was er lernen soll, interessant und angenehm zu machen sucht. Das Wohlgefallen an dem Objekte der Aufmerksamkeit unterstützt das Gedächtniß.

Daher kömmt es auch, daß derjenige, der seine Phantasie noch keiner strengen Disciplin unterworfen hat, sehr oft gewisser Bilder nicht los werden kann, so gern er sie unterdrücken mögte: ja, daß selbst der Geübteste nicht immer im Stande ist, alle ihre Spiele, die ihm beschwerlich sind, sofort zu verdunkeln. Um so wohlthätiger könnte eine Theorie über die Disciplin der Einbildungskraft werden; wenn sie die brauchbarsten Mittel aufzählte, wodurch die Phantasie nach und nach unter die Botmäßigkeit der Vernunft gebracht, und überhaupt so geübt werden könnte, daß dadurch die größte mögliche Vollkommenheit für die übrigen Vermögen der Seele entstände.

Auf dem innern Sinne beruhen also folgende Regeln der Erweckung:

Eine gesellige Einbildung kömmt um so leichter zum Bewußtseyn:

1) je mehr eine Empfindung [des innern Sinnes mit ihr gemein hat,

2) je mehr zwischen ihr und der gedachten Empfindung ein ursachlicher Zusammerhang vorgestellt wird,

3) je mehr beide im Kontraste gedacht werden,

4) je größer das Wohlgefallen oder Missfallen ist, das sie begleitet.

§. 36.

D.) Von dem Einflusse der sinnlichen Urtheilskraft auf die Größe und Erweckbarkeit der geselligen Einbildungen.

Nicht minder fruchtbar, obwohl nicht so in die Augen fallend als bei den Sinnen, ist der Einfluß, den die sinnliche Urtheilskraft auf die Erweckbarkeit der associabeln Einbildungen äußert. Wir müssen sie, um ihre Mitwirkungen so viel als möglich vollständig aufzufinden, in ihre verschiednen Zweige zerlegen. Ausser dem sinnlichen Witze, Scharfsinne, und Erinnerungsvermögen zähle ich dahin das moralische Gefühl, den sogenannten gemeinen Menschenverstand und den Geschmack. Das moralische Gefühl beurtheilt das sittlich Gute, und Böse, ohne daß bei dem Urtheile die Gründe entwickelt werden, warum das eine für gut, das andre für böse erklärt wird. Was aber sittlich gut oder böse sey, das läßt sich nur aus Gesetzen der praktischen Vernunft (d. i. solchen, welche die Vernunft

dem

dem Willen vorschreibt) erkennen. Dergleichen Gesetze müssen also das moralische Gefühl bestimmen, und zwar durch irgend eine Zwischenursach, da sie selbst, als Vernunftkenntniß, von dem moralischen Gefühle nicht vorgestellt werden können. Durch Hülfe dieser Zwischenursache, von der ich weiter unten bestimmter reden werde, entscheidet das moralische Gefühl: ob ein gegebener Gegenstand mit den Sittengesetzen übereinstimme, oder nicht? ob er gut sey, oder böse? Das höchste Princip des moralischen Gefühles liegt also in der Vernunft, und es wird daher dasselbe in der vernunftlosen Schöpfung überall nicht angetroffen.

Der gemeine Menschenverstand beurtheilt, was wahr oder falsch sey, ohne die Gründe seines Urtheils zu entwickeln: er beurtheilt es bloß sinnlich. Ein Urtheil über Wahrheit und Falschheit aber kann nur bestimmt werden durch Gesetze der theoretischen Vernunft, d. i. durch solche, welche die Vernunft der Erkenntniß vorschreibt; durch diese müssen also die Urtheile des gemeinen Menschenverstandes bestimmt werden, und zwar wiederum vermittelst einer Zwischenursache, da sie selbst, als Vernunfterkenntnisse, von dem gemeinen Menschenverstande nicht vorgestellt werden. Auch hierüber verspare ich mir noch eine nähere Erörterung. Das höchste Princip dieses Vermögens liegt also gleichfalls in der Vernunft.

Ganz anders verhält es sich in der letztern Rücksicht mit dem Geschmacke. Er beurtheilt das Schöne, gleichfalls ohne die Gründe seines Urtheiles zu entwickeln. Was aber schön sey, das wird beurtheilt nach dem Eindrucke, den die Vorstellung davon auf uns macht. Je nachdem diese unsern Seelenkräften eine angemeßne Beschäftigung gewährt, oder nicht, wird der Gegenstand für schön, oder nicht für schön erklärt. Welcher Fall nun statt finde, das beurtheilt die Urtheilskraft unmittelbar aus der Perception des Seelenzustandes durch den innern Sinn. Das höchste Princip des Geschmackes liegt also nicht in der Vernunft, oder die höchste Regel, wonach der Geschmack beurtheilt, ob etwas schön sey, oder nicht? ist kein allgemeiner Satz, womit das Objekt verglichen, und so herausgebracht würde, daß dasselbe schön sey. Diese Idee liegt in der Theorie des Erfinders der Asthetik und ist von Herrn Kant weiter ausgeführt und bestätigt worden.

Doch es gehört nicht zu meinem Zwecke, diese Gedanken zu verfolgen. Ich kehre also zurück zu meiner Frage: wie die sinnliche Urtheilskraft die Erweckung einer geselligen Einbildung befördre? Die Antwort im allgemeinen ist: Wenn die Urtheilskraft in irgend einer Gestalt durch eine gesellige Einbildung in Thätigkeit gesetzt wird, oder an ihr eine größre Beschäftigung findet; so lenkt sie dadurch die Aufmerksamkeit

auf dieselbe, und kann sie also zur Klarheit erheben.

1) Beim Witze und Scharfsinne kommt noch das hinzu, daß eine Beschäftigung derselben gewöhnlich mit merklichem Wohlgefallen verbunden ist. Daher werden diese Vermögen, wenn sie durch eine gesellige Einbildung in Thätigkeit gesetzt werden, die Klarheit derselben nach der Regel verstärken, die oben §. 35. Nr. 4. vorgetragen ist. So fällt mir von vielen Statüen, Monumenten, Gruppen eines schönen Gartens dasjenige gewöhnlich am ersten wieder ein, wobei mich eine witzige oder scharfsinnige Inschrift, oder irgend ein andrer witziger Einfall ergötzte. Der Scharfsinn insonderheit unterscheidet auch das Wichtige von dem Unwichtigern; und was er für wichtiger erkennt, darauf wird die Aufmerksamkeit mehr gelenkt; das wird also leichter zum Bewußtseyn gebracht.

2) Das Erinnerungsvermögen urtheilt über die Identität einer gegenwärtigen Vorstellung mit einer vergangnen. Dies kann nur vermittelst der individuellen Merkmale der Vorstellung geschehen. Denn so lange bloß ihre allgemeinen Merkmale vorgestellt werden, kann sie mit sehr vielen andern verwechselt, und also nicht als die nämliche wieder erkannt werden, die schon einmal da war. Soll also eine gesellige Einbildung ein Objekt des Erinnerungsvermögens seyn; so setzt das voraus, daß sie einige individuelle

Merkmale noch habe, die ihr in einer vorhergehenden Totalvorstellung zukamen. Diese individuellen Merkmale nun sucht das Erinnerungsvermögen auf, und vermehrt eben dadurch die Klarheit der Vorstellung, indem alles um so klärer und lebhafter wird, je mehr individuelle Merkmale davon vorgestellt werden. Von einem Haufen unbekannter Menschen wird uns am leichtesten derjenige wieder ins Gemüth kommen, an dem uns irgend ein individuelles Merkmal, etwa eine ausgezeichnete Gesichtsbildung, Kleidung, Stellung, besonders auffiel, und uns also an ihn erinnern hilft. Also: eine gesellige Einbildung wird um so leichter erweckt, je mehr sie sich zur Erinnerung qualificirt.

3) Das moralische Gefühl, der gemeine Menschenverstand, und der Geschmack bewirken, jeder auf seine eigne Art, ein Wohlgefallen oder Misfallen an den vorgestellten Gegenständen. Wenn das moralische Gefühl etwas für sittlich gut erklärt; so thut dieses den Absichten der praktischen Vernunft ein Genüge, und wird deshalb, da jede Erreichung einer Absicht angenehm ist, mit Wohlgefallen wahrgenommen. Ueberdem ist auch das Gefühl der Achtung, das wir dem sittlich Guten unwillkührlich zollen, ein angenehmes Gefühl, und anschauliche Vorstellung der Vollkommenheit überhaupt die Quelle des Wohlgefallens. Was folglich für sittlich Böse erkannt wird, das muß ein Misfallen erregen.

Wenn

Wenn also eine gesellige Einbildung etwas vorstellt, was dem moralischen Gefühle im höhern Grade sittlich gut oder böse zu seyn scheint; so wird diese Einbildung, wegen des damit verknüpften Wohlgefallens oder Misfallens, den größten Anspruch auf Klarheit erhalten, indem der innre Sinn alle die Einbildungen zum Bewußtseyn befördert, bei denen die gedachte Bedingung eintritt (§. 35. Nr. 4.). Aus einer Lebensbeschreibung fallen uns die Scenen am ersten wieder ein, worin die edelsten oder unedelsten Handlungen, also diejenigen vorkommen, die das moralische Gefühl am meisten billigt oder mißbilligt.

Mit dem gemeinen Menschenverstande verhält es sich auf eine ähnliche Art. Wahrheit ist das Ziel der theoretischen Vernunft. Wenn also etwas für wahr erkannt wird, so ist das eine Befriedigung ihrer Absicht, folglich mit Wohlgefallen, das Gegentheil mit Misfallen verbunden. Jedoch wird dieses Wohlgefallen oder Misfallen nur merklich, wenn der Gegenstand, oder die Erkenntniß desselben, aus irgend einem Grunde wichtig, oder neu ist, oder das Gefühl einer größern Kraft gewährt. Von tausend Gegenständen, die dem Denker bei einer gegebnen Veranlassung einfallen könnten, wird derjenige erscheinen, über den er eine interessante Wahrheit entdeckt hat, oder zu entdecken wünscht.

Auf welchem Wege endlich der Geschmack die Klarheit einer geselligen Einbildung vermehre, das bedarf keiner weitern Erläuterung, wenn man auf die Natur dieses Vermögens Acht hat. Der Geschmack verbindet unmittelbar mit der Vorstellung eines Gegenstandes Wohlgefallen oder Misfallen, und kann also hierdurch eine gesellige Einbildung zum Bewußtseyn bringen. Wenn das Andenken an eine sonst völlig gleichgültige Gesellschaft auch gänzlich verloschen wäre, sobald wir in unser Zimmer zurück kehren; so bringt doch die Phantasie das Bild einer ausgezeichneten Schönheit mit, die wir in dieser Gesellschaft antrafen, gesetzt auch, daß wir an der Person nicht das mindeste Interesse weiter genommen hätten. Aus eben dem Grunde behalten wir von einer Musik am leichtesten die schönsten Stellen, oder von einer Rede u. s. f. Daher ist es auch ein Verdienst, den Vortrag der Wahrheiten, die man den Gemüthern einprägen will, so viel es die Natur der Sachen erlaubt, zu verschönern: ein Verdienst, wodurch sich besonders unsre Volksredner noch manchen Lorbeer erwerben könnten.

§. 37.

E.) Von dem Einflusse des vernunftähnlichen Vermögens auf die Größe und Erweckbarkeit einer geselligen Einbildung.

Das vernunftähnliche Vermögen (analogon rationis) leitet Urtheile aus gegebnen Vorstellungen

gen her, ohne sich des Zusammenhangs dazwischen bewußt zu seyn, d. i. ohne einzusehen, wie das Urtheil aus der gegebnen Vorstellung folge. Dieses Vermögen hat seine ihm eigenthümlichen Obersätze, die es bei seinen Schlüssen zum Grunde legt. Sie laufen mit den Principien der Vernunftschlüsse prallel und sind:

1) Was einem Dinge zum Theil ähnlich ist, das ist ihm ganz ähnlich, und: was einmal so war, das ist auch jezt so.

2) Dinge, die (simultanisch oder successiv) zusammen sind, sind Grund und Folge von einander, und: wo die Folge ist, da ist auch ein gewisser bestimmter Grund.

3) Von entgegengesetzten (nicht eben kontradicorischen Dingen) ist das eine wahr.

4) Was ich nicht erfahre, das ist nicht.

Ueber diese Aufstellung der Principien des Vernunftähnlichen, so wie über die Theorie dieses Vermögens überhaupt, das den Grund von so vielen interessanten Erscheinungen in der menschlichen Seele enthält, werde ich vielleicht an einem andern Orte etwas Vollständigeres zu sagen versuchen. Hier würde mich diese Untersuchung viel zu weit von Ziele führen.

Das Vernunftähnliche wird, wie jedes Seelenvermögen, sofort in Thätigkeit gesetzt, sobald sich ihm ein Object oder eine Veranlassung darbietet.

bietet. Das geschieht, wenn ihm zu irgend einem seiner Obersätze ein Untersatz gegeben wird. Alsdann wird die Aufmerksamkeit sowohl auf diesen Untersatz und sein Objekt, als auch auf den resultirenden Schlußsatz und dessen Gegenstand gelenkt, mithin die Klarheit der Vorstellungen hiervon vermehrt. Daher kann das Vernunftähnliche die Erweckung einer geselligen Einbildung auf eine doppelte Art befördern. Dies geschieht:

1) wenn die gesellige Einbildung etwas vorstellt, wodurch ihm zu irgend einem seiner Obersätze ein Untersatz gegeben wird:

2) wenn die gesellige Einbildung etwas vorstellt, was mit demjenigen auf eine nähere Art verbunden ist, worauf die Aufmerrksamkeit in dem Schlußsatze eines Schlusses des Vernunftähnlichen geführt wird, (wie z. B. durch eine größre Uebereinstimmung, als Grund und Folge, als Theil und Ganzes u. s. f.). Wir sehen eine menschliche Figur an die Koulissen des Theaters gemahlt, die in gebückter Stellung einen großen Körper trägt. Damit associirt sich unter andern die Vorstellung von der Schwere eines Körpers, und eben diese wird auch am ersten zum Bewußtseyn kommen. Denn es entsteht nun ein Schluß des Vernunftähnlichen, der förmlich so lautet:

Was einigemal so war, das ist auch jetzt so; Nun war die Schwere eines getragnen

Kör-

Körpers öfters der Grund von der gebückten Stellung des Tragenden;

Also ist sie es auch jezt.

Wir glauben also die Schwere des gemahlten Körpers wahrzunehmen, halten uns durch den Augenschein davon belehrt.

Hier giebt die gesellige Einbildung (die Vorstellung der Schwere) dem Vernunftähnlichen einen Untersatz, und wird eben darum ein Gegenstand seiner Thätigkeit, und hiedurch zur Klarheit erhoben. Eben so in sehr vielen Fällen des gemeinen Lebens. Bekanntlich ist das Märchen vom wütenden Heer, oder wilden Jäger, durch gewisse Zugvögel veranlaßt, deren Geräusch mit dem Gebelle der Hunde Aehnlichkeit hat. Man hörte jenes Geräusch; damit associirte sich wegen der Aehnlichkeit das Bild von bellenden Hunden. Das gab einen Untersatz zu dem Obersatze: was einem Dinge zum Theil ähnlich ist, das ist ihm ganz ähnlich; und man schloß folglich weiter: also zieht ein Jäger mit Hunden durch die Luft. Auf diese Art enthält das Vernunftähnliche die Quelle manches Aberglaubens.

Nicht minder häufig geschieht die Erweckung der Einbildungen auf die zweite, vorhin angeführte Art. In einer namhaften Stadt wurde vor wenigen Jahren in einigen Kirchen ein verbessertes Gesangbuch eingeführt. Es fügte sich,

daß

daß bald darauf zwei von diesen Kirchen durch einen Wetterstrahl getroffen; aber weder angezündet, noch sonst merklich beschädigt wurden. Der Pöbel sahe hierin eine Strafe, die Gott über diese Kirchen verhängt hätte, um die Verfälschung seines Wortes zu ahnden. Bei der erzählten Begebenheit hätte man eben so gut an die göttliche Fürsorge denken können, als welche eine augenscheinlich drohende Gefahr abgewandt hatte. Aber nein, es mußte sich das Bild von göttlicher Strafe darstellen und vor den übrigen herausgehoben werden. Denn dies Bild war es, worauf die Seele durch das Vernunftähnliche geführt wurde. Die Begebenheit gab einen Untersatz zu dem Obersatze: Was auf einander folgt, ist Grund und Folge von einander. Das Vernunftähnliche wurde also sofort in Thätigkeit gesetzt, und subsumirte: diese Kirchen haben das neue Gesangbuch angenommen, und darauf sind sie vom Blitze getroffen. Hieraus ergab sich der Schluß: also ist das erstre die Ursach von dem andern. Hiermit war dann die Phantasie auf das Bild von göttlicher Strafe geleitet, und dieses mußte also das herrschende werden. In eben der Manier schließen viele Psychologen, daß das Gedächtniß, oder gar die ganze Seele eine Kraft sey, die aus der Organisation der Körpers resultire, weil durch Krankheit, Alter u. s. f. des Körpers die Kraft der Seele (sollte heißen: die Thätigkeit dieser Kraft) vermindert wird.

Wieder eine Quelle von irrigen Vorurtheilen, und abergläubischen Vorstellungen, die aus dem vernunftähnlichen Vermögen fließt.

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß, wenn wir zum erstenmale von einer unbekannten Person etwas hören, die Phantasie uns eine Gestalt vorzeichnet, die wir derselben zuschreiben, ohne daß uns die Erzählung im mindesten dazu den Stoff darbietet. Zuvörderst ist es wegen der beständigen Thätigkeit der Einbildungskraft natürlich, daß sie sich eine Person, von der wir etwas hören, unter einer Gestalt abzubilden strebt. Aber welche Gestalt wird sie bilden? Dazu schreibt größtentheils das vernunftähnliche Vermögen die Regel vor. Mit den Handlungen oder Verhältnissen, die uns von einer Person erzählt werden, oder auch mit ihrem Namen, vergesellschaften sich viele andre Personen von ähnlichen Namen, oder solche, von denen wir ähnliche Handlungen oder Verhältnisse kennen gelernt haben. Alsdann schließt das Vernunftähnliche: was zum Theil ähnlich ist, das ist ganz ähnlich, oder: was zusammen war, das folgt aus einander, und legt, kraft dieser Schlüsse, der unbekannten Person auch die Gestalt einer andern sich associirenden bei, womit sie die vorgedachte Aehnlichkeit hat. Unter den mehrern Gestalten, welche die Association auf diese Art zum Urbilde darbietet, wird diejenige ausgewählt, auf welche die Aufmerksamkeit am meisten gerichtet ist.

Dies

Dies wird nun, wie unten erhellen wird, sehr öft durch das Begehrungsvermögen bestimmt. Daher kömmt es denn, daß die Gestalt, welche die Phantasie einer unbekannten Person beilegt, sehr häufig eine Nachbildung der Gestalt vorzüglich geliebter oder verachteter Personen ist, je nachdem die Phantasie durch die Umstände auf Bilder der einen oder der andern Art geführt wird.

Es sey mir erlaubt, noch eine Bemerkung über den Fall hinzuzusetzen, wo das Vernunftähnliche nach dem dritten, oben angeführten, Obersatze schließt, und dadurch eine gesellige Einbildung klar macht, ja: zur stärksten und herrschenden erhebt. Es ist nichts gewöhnlicher, als daß Menschen, die ihren Verstand nicht hinlänglich gebildet haben, in ihren Meinungen von einem Extreme ins andre fallen. Man darf dem gemeinen Manne nur eine Lehre, die er für biblisch hält, wegräsonniren, so wird ihm die Wahrheit der ganzen Bibel verdächtig werden. Diesen Uebergang veranstaltet das Vernunftähnliche, durch einen Schluß mit dem Obersatze: Von zwei entgegengesetzten Dingen ist das eine wahr. Mit einem gegebnen Gegenstande associirt sich leicht ein entgegenstehender (30.c.), und zwar um so leichter, je mehr er damit kontrastirt. Wird nun der erstre für falsch erkannt; so hält man den letztern für wahr, wenn er auch keinesweges das kontradiktorische Gegentheil davon ist.

Wenn

Wenn ich einem nicht selbst denkenden Verehrer der Bibel etwas läugne, was er für biblisch hält; so associirt sich mit seinem bisherigen Glauben an die durchgängige Wahrheit seiner angenommnen Offenbarung der Gedanke an die gänzliche Falschheit derselben. Da nun der erstre Glaube nicht mehr bestehen kann; so wird durch das Vernunftähnliche der letztre Gedanke ans Licht gezogen, und als wahr einleuchtend gemacht.

In der Geschichte der Träume spielt das vernunftähnliche Vermögen gleichfalls eine wichtige Rolle. Seine Schlüsse von aller Art sind da noch häufiger und wirksamer, als im wachenden Zustande, weil sie seltner von der überlegenden Vernuft zurecht gewiesen werden. Ich führe nur einiges zum Beispiele an.

Sehr oft wird im Traume eine Reihe von Vorstellungen plötzlich abgebrochen, und macht einer Reihe von ganz anderer Art Platz. Das geschieht, sobald sich eine Einbildung associirt, die aus irgend einem Grunde mehr Größe hat, als die vorigen. Dann wird sie die herschende, und bestimmt die Association. Hiedurch aber wird die Phantasie auf die erstre Reihe oftmals wieder zurückgeführt. Die Störung in dem Laufe der erstern Begebenheiten wird bemerkt, und das Vernunftähnliche sucht einen Grund hiervon auf. Daher hat sich in solchen Fällen gewöhnlich irgend ein Unglück zugetragen, und jene Störung verursacht. Die Vorstellung kann plötzlich wieder auf eine andre Gedankenreihe füh-

ren, und so die Phantasie durch das Vernunftähnliche von einer Scene zur andern geleitet werden. Ein junger Prediger erzählte mir folgenden Traum: „Mir träumte, sagte er, ich redete auf der Kanzel von der weisen Wahl der Vergnügungen. Plötzlich befand ich mich in Hamburg und stritt mit dem berühmten Bach über seine Behauptung: daß die Quarte in der Tonkunst kein konsonirendes Intervall sey. Hierbei fiel mir die Orgel meiner Kirche ein, und ich stand mit einemmale wieder auf der Kanzel, ohne weiter an Bach und mein voriges Thema zu denken. Nur das bemerkte ich, daß ich nicht fortgepredigt und mein Thema vergessen hatte. Kaum fing ich an, mich darüber zu beunhigen, so erblickte ich, daß meine Bibel von der Kanzel gefallen war. Nun befand ich mich plözlich bei der Werkstätte eines Tischlers und kam auf die Kirche und die Predigt nicht wieder zurück.„

Den ersten Uebergang in diesem Traume, von dem Thema der Predigt zu dem Gedanken an den großen Bach veranlaßte ohnstreitig die Vorstellung der Musik, die sowohl mit dem Gedanken an Vergnügungen, als auch mit der Vorstellung der Kirche (vermittelst der Orgel) associabel war. Der Grund von der Rückkehr zu der ersten Ideenreihe ist in dem Traume selbst deutlich angegeben. Von der bemerkten Störung in dieser Reihe suchte das Vernunftähnliche einen Grund, und fand diesen darin, daß die Bibel

von der Kanzel gefallen war. Hiervon wurde abermals ein Grund gesucht, und ohnstreitig der gefunden, daß das Pult an der Kanzel abgebrochen war. Diese Vorstellung, wiewohl sie nicht zum Bewußtseyn gelangte, führte die Phantasie auf die Vorstellung eines Tischlers, (als welcher das Pult schlecht befestigt hatte, oder wieder machen mußte); und so ist der letzte Uebergang begreiflich. Von andrer Art ist die Mitwirkung des Vernunftähnlichen in folgendem Traume, den ich einmal gehabt zu haben mich sehr lebhaft erinnere. Mir träumte, der Pabst besuchte mich. Auf sein ausdrückliches Verlangen mußte ich ihm mein Pult öffnen, und er besahe sorgfältig alle darin befindlichen Schriften. Indem er sich damit beschäftigte, fiel von seiner dreifachen Krone ein sehr leuchtender Diamant in mein Pult, auf den aber von beiden Seiten nicht die mindeste Rücksicht genommen wurde. Sobald sich der Pabst entfernt hatte, ging ich schlafen, wurde aber gar bald durch einen dicken Rauch genöthigt, wieder aufzustehen, und die Ursache zu erforschen. Da fand sich denn, daß der erwähnte Diamant die Schriften in meinem Pulte angezündet hatte, und daß sie sämmtlich zu Asche gebrannt waren. Das Pult aber war dabei gänzlich unversehrt geblieben.

Dieser Traum hat Eigenthümliches genug, um noch einen Augenblick dabei zu verweilen. Die Veranlassung zu demselben war folgende.

Den Abend vorher besuchte mich ein guter Freund, mit dem ich sehr lebhaft sprach über Josephs II. Aufhebung der Klöster. Mit diesem Gedanken, wiewohl er im Traume gar nicht zum Bewußtseyn kam, vergesellschaftete sich der Besuch, den der Pabst bekanntlich dem großen Joseph der erwähnten Angelegenheit wegen abstattete, und hiermit wieder, aber nur dunkel, die Vorstellung von dem Besuch, den ich am Abend gehabt hatte. Aus beiden machte das Vernunftähnliche eins, ohnstreitig nach der Regel: Dinge, die zum Theil einerlei sind, sind es ganz. Also der Besuch des Pabstes war ein Besuch bei mir. Das Vernunftähnliche suchte sich sodann einen Grund von der Erscheinung desselben anzugeben, und blieb bei dem stehen, was in meinem Zimmer das wichtigste (§. 36. Nr. 1.), folglich am ersten im Stande zu seyn schien, einen so erhabnen Besuch bei mir zu veranlassen — bei den Schriften in meinem Pulte. Daß ein Diamant aus der dreifachen Krone fiel, war eine Nebenassociation, die bloß von der Vorstellung des Pultes herrührte. Ich hatte einige Tage vorher, indem ich das Pult öffnete, das Glas einer Taschenuhr zerbrochen, die ich in der Hand hielt, und das Glas war unter die Schriften gefallen. Daher wurde auch auf den Diamant nicht weiter geachtet, als auf eine Vorstellung, die nur in eine Nebenreihe gehörte. Nachher aber wurde die Vorstellung von dem leuchtenden Steine wieder rege, und zur herrschenden Einbildung; daher sie die folgende

de Association bestimmte. Sie erregte, wegen der Aehnlichkeit, die Vorstellung vom Feuer und wurde mit der letztern verwechselt, vermöge des ersten Grundsatzes des Vernunftähnlichen (s. o.). Daher entstand Feuer und Rauch. Am Ende waren aber nur die Schriften im Pulte, nicht das Pult selbst, verbrant: denn das letztre war das unwichtigre und die Aufmerksamkeit gar nicht darauf gerichtet (36, 1.).

§. 38.

F) Von dem Einflusse des Verstandes (im weitern Sinne) auf die Größe und Erweckbarkeit einer geselligen Einbildung.

Wenn gleich der Verstand auf die Association der Vorstellungen selbst in einer unwillkührlichen Reihe keinen Einfluß hätte; so wirkt er doch mit bei der Erweckung der schon aus andern Gründen geselligen Einbildungen. Diese Mitwirkung ist auf die nämliche Art begreiflich, wie die der Urtheilskraft und des vernuftähnlichen Vermögens. Sobald eine gesellige Einbildung etwas vorstellt, was Stoff oder Veranlassung zum Denken enthält, wird der Verstand sofort in Thätigkeit gesetzt, die Aufmerksamkeit auf die associable Einbildung gerichtet, und diese dadurch zu größrer Klarheit erhoben. Dies wird immer um so mehr der Fall seyn, je mehr Interesse der veranlaßte Gedanke für den Verstand hat: je größer, je wichtiger, je neuer, je weitfassender er zu seyn

scheint, und je deutlicher und zusammenhängender er unserm Verstande ist. Von einer angehörten Predigt fällt mir am leichtesten der Gedanke wieder ein, der für meinen Verstand die interessanteste Wahrheit enthielt; oder, wenn die Einbildungskraft durch irgend einen Grund veranlaßt würde, eine Reihe von Buchstaben zusammen zu setzen; so würden sogleich diejenigen davon zum Bewußtseyn kommen, die eine, mir bekannte, algebraische Formel ausdrückten.

Es wird hier nicht am unrechten Orte seyn, eine Anmerkung über den Einfluß zu machen, wodurch sich der Verstand auch bei dem Traume, dem eigentlichen Gebiete der Einbildungskraft, geschäftig beweiset. Bekanntlich ist darüber gestritten, ob der Verstand im Traume überall wirksam sey? Mir deucht aber, diejenigen, die dieses läugnen, tragen die Absonderung der Seelenvermögen, die wir zum Behufe der Deutlichkeit unsrer Erkenntniß vornehmen müssen, zu sehr auf die Sache über. In der Seele selbst ist der Verstand von der Einbildungskraft nicht so abgesondert, als in ihrer Theorie. Hier ist nur eine Kraft, die nur verschiedne Arten von Wirksamkeit äussert, und der man deshalb verschiedne Vermögen zuschreibt. Es wäre also zu verwundern, wenn die Wirkungen der Einbildungskraft von denen des Verstandes so getrennt wären, daß jederzeit bloß die erstern den Traum ausfüllten, ohne daß sich jemals einige von den letztern mit einmischen könnten.

Der

Der gewöhnliche Fall muß freilich der seyn, daß der Traum keine merkliche Wirksamkeit des Verstandes verräth. Denn zuvörderst ist die Einbildungskraft dasjenige Seelenvermögen, welches, wenn es einmal herrschend geworden ist, unter allen die übrigen am leichtesten unterdrückt. Diesen Fall haben wir im Traume. Ueberdem findet der Verstand unter den Bildern des Traumes selten Gegenstände, worauf er seine Begriffe und Gesetze anwenden könnte. Denn diese sind objektiv; die Zusammensetzung der (simultanischen und successiven) Gegenstände aber im Traume beruht bloß auf subjektiven Gründen, (dem Gesetze der Association). Daher treffen diese Gegenstände nur selten mit den Begriffen und Gesetzen des Verstandes zusammen; und es wird also diesem Vermögen nur selten Gelegenheit gegeben, sich wirksam zu bezeigen. Das hindert aber nicht, daß es nicht zuweilen geschehen sollte. Ja! es ist sogar möglich, daß der Verstand im Traume Wahrheiten entdeckt, die ihm beim Wachen entgingen, die er sagar zu finden sich vergeblich bemühte. Während des Wachens zerstreuten äusserliche Empfindungen die Aufmerksamkeit zu sehr; oder verdunkelten die Vorstellung des Gegenstandes, des Merkmales, wovon die Entdeckung der Wahrheit abhing. Diese Empfindungen schlummern beim Traume, und erleichtern dem Verstande sein Geschäft, das also nothwendig glücklich von statten gehen muß, wofern gerade die Bilder der Phantasie einen geringern Grad

der Lebhaftigkeit haben, und in einem gemäßigten Lichte erscheinen. Dies alles kann durch unläugbare Erfahrungen bestätigt werden. Ein berühmter Philosoph erzählt von sich, daß er über die richtigste Definition eines Urtheils lange mit aller Anstrengung vergeblich nachgedacht, und sie endlich im Traume gefunden haben *). Ich selbst eiinnere mich sehr genau an einen Traum dieser Art aus meinen frühern Jahren. Einige Exempel machten mich zufälligerweise auf den bekannten Satz aufmerksam: $\overline{a+b} \times \overline{a-b} = a^2-b^2$. Ich versuchte, dieses Theorem im allgemeinen zu beweisen, ohne den Begriff von negativer Größe zu Hülfe nehmen zu können. Aber vergeblich! Im Traume erschien mir mein damaliger Lehrer, und legte mir die gesuchte Demonstration vor.

In diesem leztern Beispiele findet sich zugleich noch eine Eigenheit, die öfters bemerkt wird, und Aufmerksamkeit verdient. Ich fand den gesuchten Beweis nicht selbst; der Traum ließ ihn mir durch einen andern vorsagen. Auf die nämliche Art geschieht es oft, daß wir im Traume die Antwort auf eine vorgelegte Frage, trotz aller Anstrengung schuldig bleiben, bis uns der Fragende selbst zu unsrer großen Beschämung darauf hilft, oder daß wir selbst über eine Sache Erkundigung einziehen, und uns von einem andern belehren lassen. Und bei dem allen ist dieser Andre doch nichts, als eine Vorstellung von uns selbst!

Der

*) H. Reinhold. S. dessen Beitr.

Der Mechanismus bei dieser Erscheinung scheint folgender zu seyn.

Die gesuchte Vorstellung ist aus irgend einem Grunde schwer zum Bewußtseyn zu bringen. Das Gefühl von dieser Schwierigkeit wird für den Zustand völliger Unwissenheit gehalten (§. 37. Nr. 1.). Wird nun die gesuchte Vorstellung klar, so halten wir die andre Person für die Ursach, davon (§. 37. Nr. 1. 2. 3.), und legen ihr die gefundne Auflösung in den Mund.

§. 39.

G.) Von dem Einflusse des Vorhersehungsvermögens auf die Größe und Erweckbarkeit einer geselligen Einbildung.

Von der Art, wie das Vorhersehungsvermögen zur Erweckung geselliger Einbildungen mitwirkt, ist nichts besondres zu sagen. Es ist dies Vermögen nichts anders, als das Vernunftähnliche, oder der Verstand (im weitern Sinne), angewandt auf die Erkenntniß des Zukünftigen; und was also hier darüber zu sagen wäre, kann mit leichter Mühe aus den vorigen Abschnitten ersehen werden.

Nur eine Anmerkung, die Träume betreffend, sey mir erlaubt, hinzuzusetzen.

Es giebt unläugbare Erfahrungen von Träumen, worin zukünftige Dinge vorhergesehen werden, die in der That zu den sogenannten, ganz

zufälligen gehören, und zu deren Vorherse-hung also die natürlichen Kräfte unsrer Seele nicht hinzureichen scheinen. Es ist daher eine interessante, oft aufgeworfne, Frage: wes Ursprungs diese Träume seyn?

Schon in dem Vorigen liegen die Gründe zur Beantwortung dieser Fragen. Es ist näm-lich allerdings gar wohl möglich, im Traume etwas vorherzusehen, wozu wir wachend nicht im Stande waren. Das kann 1) der Fall seyn, wenn die Vorhersehung auf einer Wirkung des Verstandes beruht (§. 38), und 2) eben so, wenn sie auf der sinnlichen Urtheilskraft be-ruht, und bloß von dem Vernunftähnlichen ge-wirkt wird. Die gegenwärtige Ursache, woraus das vorhergesehne Zukünftige abgeleitet wird, kann etwas seyn, das im Wachen zwar empfun-den, oder auf eine andre Art erkannt, aber nicht bemerkt wurde, indem stärkre Empfindungen die Vorstellung davon verdunkelten und die Aufmerk-samkeit hinderten, sich darauf zu richten. Im Traume aber kann diese Vorstellung wirksam werden, gesetzt, daß sie auch nicht einmal zum Bewußtseyn käme. Dann kann eine Vorherse-hung entstehen, von der wir den individuellen Zusammenhang anzuzeigen nicht im Stande sind, bei der wir nicht bestimmt angeben können, wie wir einen solchen Gegenstand vorhersehen konnten.

Es ist auch nicht unmöglich, daß der Ver-stand, oder das Vernunftähnliche im Traume zu-

wei-

weilen einen schärfern Blick in die Zukunft werfen, als sie beim Wachen zu thun vermogten. In dem letztern Zustande konnten sie durch stärkere, äusserliche Empfindungen gestört, oder durch anderweitige interessante Gedanken dergestallt beschäftigt werden, daß sie dadurch verhindert wurden, auf die kleinern, unbedeutenden Umstände zu merken, woraus die Vorhersehung hätte entspringen können. Im Traume können alle diese Hindernisse wegfallen, die Gründe des Zukünftigen können klärer vorgestellt werden, und wenn überdem der Traum regelmäßig und nicht so ausschweifend ist, daß dadurch die Wirkungen des Verstandes gehindert werden; so sind Vorhersehungen möglich, die im Wachen nicht entstehen konnten.

Dies ist das, was an den sogenannten prophetischen Träumen Wahres ist. Nicht selten aber geschieht es, daß man sich dabei täuscht.

Oftmals ist ein vorgeblich prophetischer Traum selbst die Ursache seiner Erfüllung. So ist z. B. nichts einfacher, als daß einem Menschen, der das Vorgefühl einer Krankheit mit sich herumträgt, worauf er aber im Wachen nicht achtet, daß, sage ich, einem solchen träumt, er werde auf einen bestimmten Tag sterben, er sehe sein Leichenbegängniß, seinen Leichenstein mit Datum und Jahrzahl u. s. f., und daß endlich ein solcher Traum richtig zutrift. Man müßte, um dies nicht zu begreifen, die Allgewalt wenig

ken-

kennen, die die Phantasie über einen, zumal kränklichen Körper ausüben kann, wenn sie mit Bildern geschwängert ist, die das höchste Interesse haben.

Auf eine ähnliche Art kann die nämliche Ursache, die den Traum bewirkt, zugleich der Grund der Erfüllung desselben seyn: auch kann die Erfüllung ganz zufälliger Weise geschehen, ohne daß zwischen ihr und dem Traume irgend ein Zusammenhang statt findet.

Aus diesen Betrachtungen erhellet, was demjenigen obliege, der den natürlichen Ursprung eines prophetischen Traumes läugnen will. Er muß darthun: 1) daß unter allen unsern Empfindungen u. s. f. auch denen, deren wir uns selbst nicht bewußt wnrden, keine Vorstellung eines gegenwärtigen Gegenstandes war, woraus der vorhergesehene zukünftige als eine Folge abgeleitet werden konnte: und 2) daß die vorgebliche Vorhersehung im Traume nicht bloß zufälligerweise eintraf, und daß sie also nicht eine bloße zufällige Association der Vorstellungen, aber eigentlich gar keine Vorhersehung, war.

Bei der Beurtheilung eines einzelnen, vorhersehenden Traumes ist überdem die historische Kritik höchst nothwendig. Es sind dabei so viele und so wirksame Arten der Selbsttäuschnng zu fürchten, daß man lange Bedenken tragen muß, einer Erzählung dieser Art Glauben beizumessen.

Gewöhnlich werden die prophetischen Träume erst bemerkt und erzählt, wenn sie bereits in Erfüllung gegangen sind. Hierbei aber beweisen sich die natürliche Neigung zum Wunderbaren, und die trüglichen Schlüsse des Vernunftähnlichen, so geschäftig, daß wir, eh wir es vermuthen, getäuscht sind. Wir wünschen in den vorhergehenden Träumen eine Weissagung zu finden, und finden sie, weil wir es wünschen. Wir dürfen nur etwas darin antreffen, was einige Aehnlichlichkeit mit einer solchen Vorhersehung hat; so kömmt uns das Vernunftähnliche zu Hülfe mit seinen Schlüssen: Was zum Theil ähnlich ist, das ist ganz ähnlich: was aufeinander folgt, ist Ursach und Wirkung. Dieser Selbstbetrug wird noch dadurch erleichtert, daß uns die Bilder eines vergangnen Traumes gewöhnlich nicht bestimmt mehr vorschweben, sondern meistens in einem unvollendeten Umrisse erscheinen. Deshalb kann sehr leicht, ohne daß wir es merken, etwas zugesetzt oder weggelassen, und die Täuschung dadurch vollendet werden.

Aus dem bisher Gesagten läßt sich die Meinung derer beurtheilen, die das Vorhersehungsvermögen für einen sechsten Sinn, oder doch wenigstens für ein ganz besondres Vermögen halten, das im Stande seyn soll, etwas Zukünftiges zu erkennen, ohne es aus dem Gegenwärtigen, als seinem Grunde, herzuleiten. Auf alle Fälle kann das gedachte Vermögen kein Sinn

seyn.

seyn. Denn ein solcher muß von seinem Gegenstande afficirt werden nnd kann deshalb nur das Gegenwärtige wahrnehmen. Wenn aber dieses Vermögen auch kein Sinn, sondern von irgend einer andern Art seyn soll; so muß es, wofern seine Wirkungen natürlich möglich seyn sollen, seine Gegenstände (als welches wirkliche Gegenstände sind) entweder unmittelbar, also durch empirische Anschauung, oder mittelbar, also durch einen Schluß, erkennen. Das erstre aber ist unmöglich: denn der Gegenstand einer Vorhersehnng ist zukünftig, und nur das Gegenwärtige kann empirisch angeschaut werden. Das andre ist auch unmöglich, denn, wenn etwas Zukünftiges durch einen Schluß erkannt wird, so geschieht dieses durch das Vernunftähnliche oder durch die Vernunft selbst: es wird das Künftige aus Etwas, als seinem Grunde, abgeleitet. Das ist gegen die Voraussetzung. Mithin ist ein Vorhersehungsvermögen von dieser Art natürlich unmöglich.

Die Betrachtung der unerklärlich scheinenden Vorhersehungen, und der dabei möglichen Selbsttäuschungen, ist gewiß sehr fruchtbar, und würde an einem andern Orte eine viel weitläuftigere Entwickelung verdient haben, als ich mir hier erlauben durfte. Inzwischen werden doch die wenigen angedeuteten Ideen schon hinreichen, die Sache einigermaaßen zu beurtheilen; und an Gelegenheit, sie anzuwenden, wird es nicht

feh-

fehlen. Es giebt ja der prophetischen Träume so mancherlei!

§. 40.

H.) Von dem Einflusse des untern Begehrungsvermögens auf die Größe und Erweckbarkeit einer geselligen Einbildung.

Nicht bloß unser Wille, in dessen Gewalt die Richtung der Aufmerksamkeit steht, kann durch dieses Mittel bestimmen, welche Reihe von Einbildungen zum Bewußtseyn kommen soll; sondern auch das untre Begehrungsvermögen hat die nämliche Gewalt. Nur von dem letztern ist hier die Rede. Denn sofern es durch den Willen bestimmt wird, welche geselligen Einbildungen erweckt werden sollen, wird die Reihe eine willkührliche, und davon soll erst unten gehandelt werden. Der Einfluß aber, den das untre Begehrungsvermögen auf die Erweckung einer geselligen Einbildung äußert, beruht auf folgenden Gründen.

1) Durch jede Begierde und Verabscheuung wird eine innerliche Empfindung bestimmt, oder sie ist damit verbunden. Bei der erstern ist diese Empfindung mehr oder weniger angenehm; bei der andern unangenehm. Daher setzen die Begierden und Verabscheuungen den innern Sinn in Thätigkeit, und wirken durch Vermittelung desselben auf die Erweckung der geselligen Einbildungen nach den Regeln, und aus den Gründen,

die

die oben §. 35. vorgetragen sind. Eine gesellige Einbildung muß also schon deshalb um so leichter zur Klarheit erhoben werden, je mehr ihr Objekt begehret oder verabscheuet wird.

2) Jede Begierde wendet schon für sich die Aufmerksamkeit auf ihren Gegenstand. Sie enthält ein Bestreben, das Vorgestellte zu wirken; und was wir von den vorgestellten Gegenständen zu wirken streben, auf dessen Beschaffenheit müssen wir achten, theils um die Mittel zu wählen, theils weil es voraussetzt, daß wir es von solchen Dingen unterscheiden, die wir verabscheuen. Also wird auch aus diesem Grunde eine gesellige Einbildung um so mehr zum Bewußtseyn gebracht, je mehr ihr Gegenstand begehrt wird.

Mit dem Verabscheuen scheint es sich, in Absicht auf den letztern Punkt, auf den ersten Blick anders zu verhalten; es hat aber dasselbe in der That den nämlichen Erfolg. Wenn der verabscheute Gegenstand etwas Vergangnes ist, so sieht man leicht, daß wir an ihn, als ein aufgehobnes Uebel, mit Wohlgefallen denken, daß sich also die Vorstellungen von ihm auf dem nämlichen Wege, wie durch das Begehren, zur Klarheit erheben können. Jede noch so entfernte Veranlassung erinnert den versuchten Krieger an das Ungemach und die Gefahren, die er bestanden hat, und er ergießt sich mit innigem Wohlgefallen in eine Erzählung derselben. Aber

wie,

wie, wenn der verabscheute Gegenstand gegenwärtig oder noch zukünftig ist? Wie geht es zu, daß sich die Aufmerksamkeit von ihm, als einem vorhandnen oder bevorstehenden Uebel nicht vielmehr abwendet, und die Vorstellung davon verdunkelt? Denn daß dieses der Fall nicht sey, lehrt die tägliche Erfahrung. Ein gutmüthiger Schwärmer scheute sich, den Namen Jesus auszusprechen; und zu seinem Entsetzen hatte er ihn alle Augenblick im Munde. Wir bestreben uns, einen einmal begangnen Fehltritt zu vergessen, an ein Uebel, das uns bevorsteht, nicht zu denken; und es schwebt uns ohne Unterlaß vor Augen.

Hierbei bemerke ich zuvörderst: Wenn wir einen Gegenstand verabscheuen, so begehren wir die Mittel, wodurch er aufgehoben werden kann. Hierdurch aber wird die Aufmerksamkeit eben so wohl auf ihn gelenkt, als wenn wir Mittel, ihn zu wirken, begehrten. Zweitens wir begehren das Gegentheil des Gegenstandes. Hierdurch aber wird die Vorstellung des letztern gleichfalls erweckt (30). Wir bereuen einen Fehltritt, suchen die Mittel, ihn wieder gut zu machen, und denken, wie wirs hätten besser machen können. Durch beides werden wir auf den Gedanken an den Fehltritt selbst unaufhörlich zurückgeführt. Also muß eine gesellige Einbildung auch um so leichter zum Bewußtseyn kommen, je mehr der Gegenstand derselben verabscheut wird.

Daraus folgt also, daß Vorstellungen um so weniger hervorgerufen werden, je mehr sie uns gleichgültig lassen. In diesem Sinne ist es wahr, daß die Seele lieber unangenehme Bewegungen, als gar keine, haben will: ein Satz, den einige Psychologen sehr unrichtig gebraucht haben, das Vergnügen zu erklären, was uns das Mitleid verursacht.

Aus dem nämlichen Grunde erklären sich mancherlei Erscheinungen, wie z. B. warum uns der Traum nur selten solche Personen vorstellt, an denen wir kein Interesse haben, oder solche Handlungen und Verhältnisse, die uns gar zu gewöhnlich und alltäglich sind? u. s. f.

Ich kann hierbei den wichtigen und weitumfassenden Einfluß nicht übergehen, den das Begehrungsvermögen auf die Erkenntniß und das Fürwahrhalten äussert. Wenn wir im höhern Grade begehren, daß etwas wahr seyn möge; so wird der Witz und der Scharfsinn angestrengt, Mittel zu suchen, um das Begehrte zu wirken, d. i. Gründe für die Wahrheit der vorgestellten Sache. Unter allen geselligen Vorstellungen erscheinen daher vor dem Spiegel des Bewußtseyns diejenigen, deren Gegenstände solche gesuchte Gründe entweder wirklich sind, oder zu seyn scheinen (§. 36. Nr. 1). Diese, so wie die Vorstellung von dem selbst, dessen Wahrheit wir begehren, werden noch durch das Wohlgefallen, das sie begleiten muß, verstärkt (35. Nr. 4.);

die

die Vorstellungen der entgegenstehenden Gründe aber verdunkelt. Ueberdem kömmt uns bei der Auffindung der gesuchten Gründe das vernunftähnliche Vermögen mit der größten Bereitwilligkeit zu Hülfe, besonders durch seinen Schluß von der partiellen auf die gänzliche Einerleiheit oder Aehnlichkeit. Es darf sich unter den geselligen Vorstellungen nur eine finden, deren Gegenstand einem Grunde für die begehrte Wahrheit nur auf eine entfernte Art ähnlich sieht; so wird er leicht für einen wahren Grund gehalten, und die täuschende Ueberredung ist sofort vollendet.

In diesem Sinne und aus dieser Ursache glauben wir leicht, was wir wünschen. Ohne Mühe überreden wir uns, Vollkommenheiten, die uns schmeichelhaft zu seyn dünken, selbst zu besitzen, oder auch an andern Personen, an welchen sie uns sehr interessiren, gefunden zu haben. Was für Schönheiten und Reize entdeckt nicht der Liebhaber an seiner Schöne, oder diese, wofern sie eitel ist, an sich selbst! Schönheiten und Reize, die ein gleichgültiges und unpartheiisches Auge nicht entdeckt! Wie erhaben, wie bezaubernd tönt dem jungen Dichter sein eignes Lied, dem jungen Tonkünstler seine eigne Harmonie! Eben so sind wir nie sophistisch scharfsinniger, als wenn uns ein sinnlicher Reiz zu einer Handlung lockt, die ein sittliches Gesetz verbietet: oder wenn es darauf ankommt, eine solche, schon begangne Handlung vor dem Richterstuhle unsres

eignen Gewissens zu entschuldigen. Es findet sich da immer so vieles vor, warum die Handlung wohl zu entschuldigen sey, warum das sittliche Gebot diesesmal, grade dieses einemal, eine Ausnahme verstatte, daß der innerliche Richter, wo nicht überredet, doch wenigstens übertäubt wird.

Wenn man in der Aesthetik unter der pathetischen Täuschung diejenige versteht, die von dem Begehrungsvermögen abhängt, also jede falsche Vorstellung, die wir für wahr zu halten durch das Begehrungsvermögen bestimmt werden; so erhellet aus dem Vorigen, worauf die pathetische Täuschung beruhe. Sie wird um so wirksamer seyn, uns von so unglaublichern Dingen überreden, je mehr die Wahrheit dieser Dinge begehrt wird, also je grösser das Wohlgefallen ist, das wir an diesen als wahr und wirklich vorgestellten Dingen empfinden. Daher darf ein Shakespaer auf dem Theater Wunder geschehen lassen, die bei einem andern lächerlich seyn würden.

§. 41.

Es darf kaum erst errinnert werden, daß der Einfluß des Begehrungsvermögens auf die Erweckung geselliger Vorstellungen um so merklicher und wirksamer werden müsse, je grösser und heftiger die gegebne Begierde oder Verabscheuung ist. Was also in dem Vorigen gesagt

ist, gilt ganz vorzüglich, wenn die Begierde oder Verabscheuung zu einer Leidenschaft anwächst. Darüber werden folgende, mehr besondere, Betrachtungen, hier nicht am unrechten Orte stehen.

1. Eine Leidenschaft bringt die Bilder von den ihr entsprechenden Gegenständen hervor. Diese für Aesthetik und Pädagogik so fruchtbare Wahrheit, die so viel ich weiß, zuerst Eberhard bemerkt hat*), ist noch nicht hinlänglich benutzt worden. Sie beruht auf folgenden Gründen. Zuvörderst muß bei jeder Leidenschaft irgend eine (vielleicht dunkle) Vorstellung zum Grunde liegen, wodurch dieselbe bewirkt wird. Mit dieser Vorstellung sind Bilder von ähnlichen Gegenständen associirt, imgleichen auch mit der Leidenschaft selbst, indem sich zu ihr die Bilder von allen den Dingen gesellen, die eine Leidenschaft dieser Art, und eine solche innere Empfindung, als durch dieselbe entsteht, unsrer Meinung nach bewirken können (§. 20 u. a.). Eben diese Bilder sind es auch, die wegen der erstgedachten Aehnlichkeit, und um des vorgestellten ursachlichen Zusammenhangs willen zum Bewußtseyn gebracht werden müssen (§. 30. §. 35. Nr. 2). Diese Bilder vermehren die Leidenschaft; und sie verstärkt durch Wechselwirkung wieder die Bilder, er-

*) S. d. Zus. zu der Schrift: über die Gespensterfurcht. Halle 1784.

erhöht ihre Klarheit und Lebhaftigkeit. Hierbei können dann alle die Täuschungen des vernunftähnlichen Vermögens wieder statt finden, die schon oben in Erwägnng gezogen sind, zumal da wegen der Stärke und Lebhaftigkeit der Vorstellung insbesondre die Ueberlegungen der Vernunft verhindert werden. Wenn nun vollends durch den äussern Sinn ein Gegenstand empfunden wird, der mit einem solchen Bilde der Phantasie zum Theil übereinstimmt; so wird er für ganz einerlei damit gehalten. Daher sieht der Furchtsame auf einem einsamen Kirchhofe das gräßliche Gespenst vor Augen, das ihm seine Phantasie vormalt, sobald ihm ein gebrochner Stral des Mondes, oder irgend etwas erscheint, was mit jener furchtbaren Gestalt einige Aehnlichkeit hat. Das erhöht seine Leidenschaft, und durch die erwähnte Wechselwirkung wird die Erscheinung noch furchtbarer. Das Gespenst fängt an, sich zu bewegen, sich zu nähern, seine Größe scheint sichtbarlich zu wachsen, seine feurigen Augen drehen sich im Kopfe. Auf eben diesem Mechanismus beruht zum Theil die Wirksamkeit der Skävopäie des Theaters, und andrer Mittel, deren man sich daselbst bedient, uns zu täuschen. Wir glauben einem Shakespeare, wenn er uns einen Geist erscheinen läßt, wir glauben die gequälten Geister des Tartarus zu erblicken, wenn man hinter Papier, mit Oel getränkt unbestimmte Figuren zappeln läßt. Wäre die Einbildungskraft, sagt Eberhard

(a. S.)

(a. S.) ganz recht, nicht von selbst willig und bereit, die der Leidenschaft entsprechende Bilder auszumalen und darzustellen; so würde es die Kräfte der Kunst bei weitem übersteigen, eine solche Täuschuug zu bewirken. Die Leidenschaft aber macht auch den Ungläubigen gläubig; und je größer sie ist, desto ungereimtere Dinge kann man uns für Wahrheit verkaufen.

Diese Thätigkeit der Einbildungskraft, die einer Leidenschaft entsprechenden Bilder hervorzubringen, wird gestört, oder vermindert, sobald die Gegenstände solcher Bilder durch irgend einen Sinn bestimmt empfunden werden. Unbestimmtheit der Empfindungen also, wodurch etwas nur angedeutet, gleichsam nur verrathen wird, ist jenem Spiele der Phantasie günstig. Daher ist Dunkelheit und Dämmerung, auch abgesehn von den übrigen Gründen, die bequemste Zeit für Gespenstererscheinungen. Daher erhöhet ein verrätherischer Schleier die Schönheit, die er verhüllt. Eben daher erhebt die Phantasie nicht selten den Reiz eines zukünftigen Gutes zur Ungebühr, und verdirbt dadurch den Geschmack an dem wirklichen Genusse desselben.

Diese Betrachtungen führen auch auf die Beantwortung der Frage: ob und in wiefern unwillkührliche Spiele der Einbildungskraft sittlich, und einer Zurechnung fähig seyn können? insbesondre: ob dies auch von den Träumen gelte?

Ich glaube, diese Frage allerdings mit Ja beantworten zu können.

Eine unmittelbar freie Handlung ist zwar der Traum allerdings nicht; aber er steht mittelbar zum Theil unter den Befehlen des Willens. Nämlich viele Bilder desselben entspringen, dem Vorigen zufolge, aus den Begierden und Leidenschaften der Seele, mithin auch aus den Neigungen. Selbst diejenigen Begierden, die sich in den geheimern Winkeln der Seele verbergen, und die man sich wachend selbst nicht gesteht, werden oft ihr Daseyn durch Träume verrathen. Da nun unsre Neigungen, Begierden und Leidenschaften zurechnungsfähig sind; so gilt das auch von den Träumen, die, und sofern sie von ihnen erzeugt werden. Wer einen schlüpfrigen Traum mit Wohlgefallen, oder als etwas Unschuldiges erzählt, der bemerkt nicht, daß er sich dadurch selbst ein Verdammungsurtheil spreche. Auch im Traume soll man keusch seyn, und über die Reinigkeit der Gedanken desselben wachen. Vermittelst eines erzählten Traumes kann man also zuweilen einen tiefern Blick in das Herz des Menschen, oder seinen jedesmaligen Gemüthszustand thun, als durch die Beobachtung vieler seiner Handlungen, zumal da diese oft absichtlich einen fremdartigen Anstrich bekommen, der es unmöglich macht, ihre wahre Farbe zu erkennen. Schon oft hat mir die Naivität, einen verrätherischen Traum von sich zu erzählen, ein Lächeln abgenöthigt.

2. Je-

2. Jede Leidenschaft hat ihre natürlichen Zeichen, wodurch sie sich im Körper ausdrückt, und wird umgekehrt von diesen Zeichen erweckt. Dieses ganze Phänomen beruht am Ende auf der genauen und harmonischen Verbindung zwischen dem Körper und der Seele, deren Daseyn aus Thatsachen eben so gewiß ist, als ihre innere Natur vielleicht mit Gewißheit unerklärlich seyn mag. Vermöge dieser Verbindung werden die Veränderungen der Seele von harmonischen Verändrungen im Körper begleitet, die bei den Leidenschaften im höhern Grade bemerkbar sind, und natürliche Ausdrücke derselben genannt werden. Bei jeder Leidenschaft liegt eine eigne Art von Vorstellungen zum Grunde, die durch Beschaffenheit und Größe, auch dadurch verschieden sind, daß sie langsamer oder schneller succediren. Hierdurch nun werden die Leidenschaft selbst, und die zu ihr gehörige innre Empfindung modificirt. Jede Leidenschaft hat also eine ihr eigenthümliche Qualität, Quantität, und Succession der ihr angehörigen Gemüthsveränderungen, die sich mehr oder weniger, bei einigen nur unmerklich, von einander unterscheiden. Das letztre Stück mögte ich den Rhytmus und die beiden erstern den Ton der Leidenschaft nennen, und also jeder Leidenschaft einen Ton und Rhytmus zuschreiben. Beides nun, Ton und Rhytmus, wird in den natürlichen Zeichen ausgedrückt, wodurch sie die Leidenschaft im Körper

offenbaret: denn verschiedene Ursachen erzeugen verschiedene Wirkungen. Die Stimme des Fröhlichen ist wohltönend, die Töne desselben sind präcis und hoch, seine Bewegungen sind schnell und hüpfend: die sanftere Traurigkeit redet in tiefern und schwankenden Tönen, ihre Bewegungen sind langsam; die des heftigen Schmerzes aber geschwind und gebrochen, die Töne der Stimme stark und rauh, u. s. f. Die natürlichen Ausdrücke stimmen also in ihrem Ton und Rhytmus mit der Leidenschaft überein.

Eine vollständige Auseinandersetzung dieser Materie wäre für die Theorie der schönen Künste von großem Werthe, da es das vorzüglichste Geschäft der letztern ist, durch Darstellung ihrer natürlichen Ausdrücke Leidenschaften zu erwecken. Hier ist nur überhaupt die Frage: wie die Leidenschaft durch ihren natürlichen Ausdruck erweckt werde?

Zuerst ist soviel gewiß: eine Leidenschaft kann durch bloße Wahrnehmung ihrer natürlichen Ausdrücke bei niemanden erweckt werden, der nicht irgend einen Grad von ihr entweder schon selbst empfunden, oder bei andern (aus Handlungen und Reden), zugleich mit den natürlichen Zeichen derselben, erkannt hat. Einem solchen geht es, wie demjenigen, der Wörter aus einer ganz fremden Sprache hört, deren Bedeutung ihm noch auf keine Weise bekannt geworden ist: sie können in ihm die Gedanken, die sie bezeichnen, nicht erwecken

wecken. Jede Leidenschaft, so wie jede bestimmte Begierde oder Verabscheuung überhaupt, kann nur entstehen, sofern eine Vorstellung wirklich ist, und zwar eine Vorstellung von der bestimmten Art, welcher die gegebne bestimmte Veränderung des Begehrungsvermögens entspricht. Soll also die Wahrnehmung natürlicher Ausdrücke einer Leidenschaft die letztre erwecken; so müssen dadurch einige von den diese Leidenschaft bewirkenden Vorstellungen erregt werden. Unter der gesetzten Bedingung aber sind die natürlichen Zeichen der Leidenschaft und die ihr zum Grunde liegenden Vorstellungen noch nicht associirt; die letztern können also durch die erstern nicht erweckt werden, mithin auch die Leidenschaft selbst nicht. Im Gegentheile aber sind die natürlichen Zeichen, wie auch Rhytmus und Ton derselben, mit den die Leidenschaft erweckenden Vorstellungen associirt, und durch die Wahrnehmung der erstern werden einige von den letztern erregt. Diese erscheinen entweder im völligen Lichte der Klarheit, oder in verworrnen Haufen, oder ganz dunkel. Auf jeden Fall aber erzeugen sie irgend einen Grad der Leidenschaft: dieser bringt respondirende Bilder hervor, und verstärkt sich dadurch selbst (Nr. 1.) Dies ist der einzige Weg, den man bei der Erklärung des vorliegenden Phänomens einschlagen kann. Denn, wenn einige zu einer Sympathie der Leidenschaften ihre Zuflucht nehmen, und glauben, daß es durch deren Vermittelung bewerkstelligt werde, wenn sich eine Leidenschaft

durch

durch Wahrnehmung ihrer natürlichen Ausdrücke erzeugt; so ist das eine Erklärung durch eine qualitas occulta, mithin gar keine Erklärung; und der überdem die Erfahrung widerspricht. Die Gallerie lacht bei der treflichsten Darstellung einer rührenden, aber feinen Leidenschaft, die ihr folglich unbekannt ist, und durch alle Anstrengung der Kunst in Darstellnng der natürlichen Ausdrücke derselben nicht erregt wird *).

Er

*) Die naturlichen Ausdrücke einer Empfindung können, als Objekte für sich betrachtet, Lust oder Unlust erregen; und dieser Eindruck ist von demjenigen wohl zu unterscheiden, den sie, als Zeichen betrachtet, machen. Manche Psychologen, welche die sympathetische Kraft der natürlichen Zeichen, in Absicht auf auf den letztern Eindruck, der Erfahrung nachzusagen glauben, bemerken nicht, daß diese nur für den erstern stimme.

Jedoch ist folgendes nicht aus der Acht zu lassen. Die Empfindung des Rhytmus und des Tones in den natürlichen Zeichen einer Leidenschaft erzeugt den Gemüthszustand, der überhaupt zur Leidenschaft gehört (gleichsam das Allgemeine davon). Die Perception dieses Gemüthszustandes durch den innern Sinn ist also ein Theil von dem Gefühle, welches bei der Leidenschaft selbst wirklich ist, mit diesem folglich zum Theil einerlei, und kann also damit verwechselt werden. Es verhält sich mit dieser Sache eben so, wie, nach Kants scharfsinniger Theorie, mit den Geschmacksurtheilen. Da das Wohlgefallen an einem Objekte, welches in einem Geschmacksurtheile ausgesagt wird, gar kein objektives Prädikat ist; so entsteht durch ein Geschmacksurtheil keine bestimmte

Er-

Es ergiebt sich hierbei von selbst, daß die Wirksamkeit der natürlichen Ausdrücke einer Leidenschaft um so größer seyn müsse, je vollkommner sie dargestellt, je richtiger der zu der Leidenschaft gehörige Ton und Rhytmus ausgedrückt werden. Ein Tonstück wird seine Wirkung größtentheils verfehlen, wenn auch Melodie und Harmonie sich zum Ausdrucke einer gegebnen Leidenschaft sehr gut schicken, der Rhytmus aber verfehlt, oder gar ein solcher gewählt ist, der zu einer andern Leidenschaft gehört. Dann zerstört dieser, was die Töne selbst wirken. Dagegen kann uns ein bloßer Rhytmus zu einer Empfindung stimmen.

Auf diesen Gründen beruht die Kraft der schönen Kunstwerke, sofern sie Leidenschaften und innere Empfindungen wirken sollen: auch lassen sich danach die Einwürfe beantworten, die man gegen das praktische Studium der Mimik und der Deklamation gemacht hat, wenn man meinte, es sey dasselbe für den Schauspieler überflüssig, oder

Erkenntniß; aber die Erkenntnißkräfte werden in diejenige Thätigkeit gesetzt, die zur Erkenntniß überhaupt gehört. So bei dem Anschauen der natürlichen Zeichen einer Leidenschaft unter den gesetzten Bedingungen. Es wird keine bestimmte Leidenschaft erregt, aber der Gemüthszustand, der zu einer Leidenschaft überhaupt (und zwar zu derjenigen, deren Ausdrücke wir anschauen) gehört. Genau diesen Zustand zu wirken, ist auch das höchste Ziel, nach dessen Erreichung die bloße Instrumentalmusik, ohne Gesang streben kann und soll.

oder gar schädlich, indem seine Darstellungen dadurch nur gezwungen und unnatürlich werden müßten, wenn es ihm an Empfindung fehlte. Er lerne aber nur die natürlichen Ausdrücke der Leidenschaften mit Wahrheit nachahmen; so werden sie in seiner Seele einen Funken dieser Leidenschaften selbst hervorlocken. Dieser wird seine Seele erwärmen, und die Darstellung des natürlichen Ausdrucks erleichtern, vollkommner und natürlicher machen. Lehrt nicht die Erfahrung, daß große Künstler vom Enthusiasmus einer Leidenschaft wirklich ergriffen werden, indem sie dieselbe darstellen, wenn auch vorher nicht die mindeste Spur davon in ihrer Seele war? Eben so geht es in der Natur. Sobald ein zorniges Weib ihren Unmuth erst im Tone der Stimme, in Mienen, Gebärden und Bewegungen ausläßt, verstärken diese Ausdrücke die Leidenschaft; diese wieder die Ausdrücke, welche dann die erstre auf den höchsten Grad erheben. Ihre Bewegungen fangen im Andante an und gehen nach und nach in ein Allegro con Brio über, wodurch ihr gemäßigter Zorn in Wuth verwandelt wird. Ein Auditorium, worin wir auf jedem Gesicht in den unverwandten Blicken, den angestrengten Muskeln, die gespannte Aufmerksamkeit lesen, macht uns selbst aufmerksam; und auf eben die Art erklärt sich die große, hinreissende Gewalt schwärmerischer Andacht. Wie mancher ging in eine Versammlung dieser Schwärmerei ergebner Enthusiasten, um sie zu belachen, und

wurde

wurde unwiderstehlich von ihrer Thorheit ergriffen!

3) Die Leidenschaft trägt das Subjektive aufs Objektive über d. i. Bestimmungen, die bloß in uns selbst liegen, werden öfters als den Objekten inhärirend vorgestellt: es werden an den letztern solche Merkmale klar und lebhaft vorgestellt, die der Leidenschaft entsprechen (ihrem Gegenstande ähnlich sind, oder ähnliche Empfindung bewirken); und gegebne Objekte werden leicht für die Ursach der Leidenschaft gehalten, und als solche behandelt, wenn sie es auch nicht sind.

Diese Erscheinung hängt zuvörderst ab von der innern Empfindung, die durch die Leidenschaft bestimmt wird, worüber schon oben das nöthigste gesagt ist (§. 35). Das vernunftähnliche Vermögen sucht die Gründe des Gemüthszustandes in den vorkommenden Gegenständen, weil diese gewöhnlich die Gründe davon sind (§. 37.), und findet sie auch in ihnen, wofern sie mit solchen Gründen nur zum Theil einerlei sind (37.). Auf die Art werden in den Gegenständen diejenigen Bestimmungen klar und lebhaft, oder doch am stärksten vorgestellt, die der Leidenschaft entsprechen: und da sich überdem die übrigen Merkmale von andrer Art verdunkeln; so betragen wir uns gegen die Objekte, als wenn sie der Leidenschaft ganz entsprächen, und als wenn sie auch die Gründe der Leidenschaft in sich enthiel-

hielten, die doch öfters bloß in uns selbst (z. B. in einem unbehaglichen körperlichen Gefühle), oder in einem ganz andern Gegenstande, anzutreffen sind.

Daher urtheilen wir über die Dinge, und insbesondre über unsre Mitbrüder, je nachdem unsre herrschende Leidenschaft beschaffen ist. Ihre Handlungen nehmen die Farbe der letztern an; ja! sogar unsre eignen Handlungen. Gefühl des Unglücks, Hypochondrie und dergleichen, machen uns unzufrieden mit der Welt und mit uns selbst, verschlossen, mistrauisch und übelgesinnt. Freude dagegen läßt uns unsre Nebenmenschen im vortheilhaften Lichte erscheinen: sie macht wohlwollend und zutraulich, öfnet das Herz und (besonders den jugendlichen) Busen für Freundschaft und Liebe. Niemand ist auch leichter mit seinen eignen Handlungen zufrieden, als der Fröhliche, niemand, als er, bereitwilliger, Fehler zu verzeihen, Freundschaften zu schliessen, selbst seine Geheimnisse andern zu vertrauen. Daher sind Heiterkeit der Seele, und Gemüthsruhe, wegen der wohlwollenden Urtheile und Gefühle, die sie für andre in uns erwecken, die reichhaltigsten Quellen der geselligen Tugenden. Wir sind sonach verbunden, alle Mittel anzuwenden, die zur Beförderung jener Heiterkeit der Seele etwas beitragen, und überhaupt zur Zufriedenheit mit der Welt und dem Wohlwollen gegen die Menschen mitwirken können; und da dieser Frohsinn

auch

auch großentheils von körperlichen Gefühlen abhängt; so ist es auch aus diesem Grunde Pflicht, für die bestmögliche Gesundheit des Leibes zu sorgen. Es ist Pflicht, besonders die jugendlichen Seelen vorzüglich mit dem Guten in der Welt, in Gesinnungen und Handlungen unsrer Mitbrüder, ja nicht einseitig mit dem Bösen darin, bekannt zu machen, und ihnen die Welt als ein Jammerthal darzustellen; wie auch, sie durch den Genuß unschädlicher Vergnügungen, und durch Liberalität in der Erziehung überhaupt, zu jenem Frohsinne zu stimmen, ohne welchen viele sittliche Gesetze todte Buchstaben bleiben.

Die zuletzt in Erwägung gezogne Eigenheit einer Leidenschaft beweiset sich bei der Beurtheilung gegebner Gegenstände insbesondre auch auf folgende Art geschäftig. Unter allen Bildern, die mit einem vorkommenden Gegenstande associirt sind, hat dasjenige, dessen Objekt zugleich ein Objekt einer Leidenschaft ist, den nächsten Anspruch, erweckt zu werden (§. 40.). Zuweilen aber geschieht es dennoch, daß diese Vorstellung dunkel bleibt, wenigstens in sofern, daß wir uns ihres Gegenstandes, als eines Ganzen nicht bewußt werden, sondern nur seiner einzelnen Merkmale. Mit diesen vergleichen wir nun das gegebne Objekt; und wenn seine Bestimmungen mit jenen Merkmalen nicht harmoniren; so wird es uns bloß deshalb mißfallen, wofern jene Leidenschaft eine angenehme ist, und wofern dieselbe

unangenehm ist, so gefällt uns das Ding, bloß und allein wegen der erwähnten Nicht-Uebereinstimmung. Wir loben oder tadeln ein Ding bloß darum, weil es nicht das nämliche ist, für oder gegen welches wir eine Leidenschaft fühlen, und dessen Bild uns die Phantasie unvermerkt unterschiebt, und zur Regel unsrer Beurtheilung macht. Agathon sieht zu Smyrna in dem Hause der schönen Danäe die Geschichte Apolls mit der Daphne von einer vortreflichen Tänzerin mit aller mimischen Kunst darstellen. Allein er ist dennoch eigensinnig genug, an der Ausführung vieles zu tadeln. Der Schöpfer des Agathon, dieser große Kenner des menschlichen Herzens, setzt hinzu: dieser Tadel sey daraus entsprungen, weil die Tänzerin mit Psychen, der Geliebten des Agathon, einige Aehnlichkeit hatte. Er tadelte sie, weil sie nicht Psyche war, der sie ähnlich zu seyn das Unglück hatte; wiewohl er an die letztre keinesweges mit Bewußtseyn dachte.

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit den Urtheilen der Männer über weibliche Schönheit (oder eigentlich weiblichen Reiz), und umgekehrt. Vielleicht hat jeder (wie Kant in der Kritik der Urtheilungskraft glaubt) ein Ideal von einem Gegenstande, der seinen Begierden am meisten entspricht, das nun entweder von einer wirklichen Person hergenommen, oder von der Phantasie geboren ist. Dieses Ideal, worauf seine Leidenschaft gerichtet ist, bietet ihm die Phantasie

in

in jedem gegebnen Falle zur Norm der Beurtheilung dar. Je mehr Uebereinstimmung mit demselben; desto mehr Reiz für ihn. Die Urtheile über die eigentliche Schönheit sind freilich von allen Begierden unabhängig; inzwischen werden sie im vorliegenden Falle nur selten in ihrer eigenthümlichen Reinigkeit erhalten. Die von Begierden und Leidenschaften abhangenden Urtheile mischen sich ein, und verdunkeln im Kollisionsfalle sehr oft die erstern, da sie ihrer Natur nach mehr Stärke haben. Bei einer solchen Beurtheilung können der bloße Name der Person, oder die Verhältnisse, worin wir sie finden, ihr mehr oder weniger Abbruch thun. Denn damit associiren sich die Schönheiten und Reize (oder deren Gegentheil), die wir bei andern Personen mit ähnlichen Namen und in ähnlichen Verhältnissen angetroffen haben, und wirken auf die angezeigte Art auf unsre Beurtheilung.

Des zweiten Kapitels

Zweite Abtheilung.

Von der willkührlichen Reihe der Einbildungen.

---

§. 42.

Die Theorie einer willkührlichen Reihe von Einbildungen hat zwei Fragen zu beantworten:

1) wie kann der Wille bestimmen, daß sich eine

gewisse Reihe von Einbildungen, A, associirt? 2) wie kann er bestimmen, daß von dieser Reihe gerade die Vorstellung m, und keine andre, zum Bewußtseyn kommt? Was für Einfluß hat der Wille auf die Vergesellschaftung, was für Einfluß auf die Erweckung der associabeln Vorstellungen?

Hierbei aber ist nicht die Rede von dem mittelbaren Einflusse, den der Wille auf beides äussert. Dieser zeigt sich:

1) wenn der Wille die Aufmerksamkeit auf eine Vorstellung lenkt, wo mitsich nachher, ohne sein Zuthun, andre vergesellschaften:

2) wenn er durch irgend ein Mittel (z. B. durch öftere Wiederholung), zwei gegebene Vorstellungen so mit einander verbindet, daß sie sich nachher leicht vergesellschaften oder einander erwecken. Die Frage ist: wie der Wille unmittelbar die Association und Erweckung einer Vorstellung bewirken könne?

Es scheint auf den ersten Blick widersprechend, dem Willen überhaupt einen solchen Einfluß einzuräumen. Denn, könnte man sagen, der Wille begehrt nur das, was von dem Verstande gedacht wird; wie kann er also auf Vorstellungen wirken, bevor sie in der Seele hervorgerufen, oder erweckt sind? Allerdings ist der Wille nichts anders, als das Begehrungsvermögen, sofern es

durch

durch Vorstellungen des Verstandes bestimmt wird. Nichts desto weniger aber ist jener Einfluß desselben auf Association und Erweckung der Vorstellungen möglich. Denn, um über eine Vorstellung etwas zu beschließen, ist es nicht durchaus nothwendig, daß dieselbe in der Seele wirklich ist, noch weniger, daß sie Klarheit habe. Ich kann beschließen, die Empfindung des Neides, sobald sie sich regen werde, zu unterdrücken, ohne mir dieser verhaßten Empfindung jetzt bewußt zu seyn, ja! ohne sie überall zu haben. Ich brauche dazu nur einen Verstandesbegriff von ihr. Es ist also möglich, daß der Wille die Vergesellschaftung und Erweckung gewisser Vorstellungen begehre, wenn gleich dieselben noch nicht in der Seele wirklich, und noch nicht zur Klarheit gekommen sind. Doch, wir wollen die Sache näher betrachten.

Der unmittelbare Einfluß des Willens auf Vergellschaftung und Erweckung der Vorstellungen ist

1) negativ. Der Wille bewirkt, theils durch Abwendung der Aufmerksamkeit, theils vermittelst stärkrer Vorstellungen, daß gewisse Vorstellungen sich nicht associiren, daß sie wenigstens nicht zur Klarheit kommen. Hierzu ist nur ein Begriff von der Art von Vorstellungen nöthig, die sich mit dem gegebnen Gegenstande vergesell-

schaften können. So sucht sich der Furchtsame vor seiner eignen Phantasie zu schützen, wenn er an einem einsamen dunkeln Orte sich etwas vorsingt, oder vorpfeift. Er will (wiewohl dies auch öfters aus Instinkt geschieht) durch Erregung der Gehörsempfindungen die gefürchteten Bilder seiner Phantasie unterdrükken; und es gelingt ihm.

2) positiv. Der Wille bewirkt, daß eine gewisse Vorstellung m sich associirt, oder erweckt wird. Wenn dieses geschehen soll; so muß ein Begriff von der Totalvorstellung A, wozu m gehört, zum Grunde liegen. Dieser Begriff bestimmt den Willen, A zu begehren; und er muß irgend ein inneres oder äußeres Merkmal von A enthalten. Da nun dieses Merkmal selbst als Partialvorstellung zu A gehört, wenigstens sofern es in concreto unter einem Bilde vorgestellt wird, und da, vermöge des Willens, die Aufmerksamkeit darauf gerichtet ist; so kann sich m damit vergesellschaften, und erweckt werden. Dieser Einfluß des Willens muß um so wirksamer seyn, je stärker der Wille überhaupt ist, und je mehr er die Aufmerksamkeit in seiner Gewalt hat.

Wir haben z. B. noch einen Begriff von einem Zustande, worin wir uns ehemals befunden haben. Durch diesen Begriff werden wir bestimmt, an den Zustand denken, an die

ver-

verschiedenen Bestimmungen desselben uns erinnern zu wollen. Dadurch wird die Phantasie genöthigt, die Merkmale des abstrakten Begriffs in concreto vorzustellen, dem Begriffe Bilder unterzulegen. Das giebt Partialvorstellungen von der Totalvorstellung jenes Zustandes. Die letztre wird also erregt und alle zu ihr gehörigen Theilvorstellungen sind associabel und erweckbar.

Ueberdem ist nicht aus der Acht zu lassen, daß die größre oder geringere Thätigkeit und Anstrengung der Phantasie, so wie die eines jeden andern Vermögens, zum Theil von dem Willen abhange. Je nachdem aber der Grad der Thätigkeit der Phantasie verschieden ist, müssen auch von einer gegebnen Reihe von Vorstellungen mehrere oder wenigere sich vergesellschaften und erweckt werden.

Wenn also der Wille auf die Erweckung der Vorstellungen einen unmittelbaren Einfluß hat; so können die Spiele der Phantasie, von dieser Seite betrachtet, zu den unmittelbar freien Handlungen gezählt werden, und sind also zum Theil einer Zurechnung fähig.

Ich darf hiebei kaum erinnern, daß sich mit einer willkührlichen Reihe von Vorstellungen auch eine unwillkührliche verbinden, und daß, wenn der Wille einmal eine gewisse To-

talvorstellung hervorgerufen hat, nachher alles nach den Regeln einer unwillkührlichen Reihe erfolgen könne.

Die Theorie der willkührlichen Reihe der Einbildungen kann darum sehr kurz seyn, weil dabei nur der Einfluß eines einzigen Vermögens auf die Phantasie, des Willens nämlich, in Betrachtung zu ziehen ist; da hingegen an einer unwillkührlichen Reihe alle übrigen Vermögen der Seele ihren Antheil hatten, der sich oft schwerer, als der Einfluß des Willens, bestimmen läßt.

§. 43.

Wenn nach allen den Untersuchungen, die wir über die Regeln der Association und Erweckung der Vorstellungen angestellt haben, noch Fälle unerklärlich scheinen sollten; so kann die Schuld nur an dem Mangel der vollständigen Deutlichkeit in meiner Darstellung jener Regeln liegen. Denn wenn die Topik, wonach sie klassificirt sind, wie ich oben bewiesen zu haben glaube, richtig ist; so kann es kein Spiel der Phantasie geben, was nicht nach einer von jenen Regeln erfolgte. Freilich ist es in einem einzelnen, bestimmten Falle nicht selten schwer, oder unmöglich, die Regel zu finden, wonach die Phantasie wirkte. Allein das beweist nur, daß wir die individuellen Bestimmungen des gegebnen

Falles nicht genug kennen, um ihn gehörig beurtheilen zu können.

Die Phantasie gehört übrigens zu den bewunderungswürdigsten unter allen bekannten Naturkräften; wiewohl uns die Natur den freiwilligen Tribut der Bewunderung allenthalben abdringt, wo wir sie in ihren Werkstätten belauschen. Der Mechanismus der Phantasie aber, wie scheinbar verwickelt und zusammengesetzt auf der einen, und wie einfach auf der andern Seite! Alles erfolgt nach einer einzigen Grundregel, aus der sich alle übrigen leicht ableiten lassen, und dennoch ist der Einfluß der übrigen Seelenvermögen dabei so mannichfaltig! Nicht geringer ist umgekehrt der Einfluß, den die Phantasie wieder auf die letztern äussert: und so stimmt alles zu einem wohlgeordneten Ganzen zusammen.

Diese Wechselwirkung der Seelenvermögen aufeinander ist das im Kleinen, was der gegenseitige Einfluß mehrerer vernünftiger Wesen (der Menschen aufeinander) im Großen ist: diese sind gleichfalls zu einem Systeme verbunden. Ich kann mich hierbei der Idee nicht enthalten, daß ein solches System von Geistern ein Glied von einem größern Systeme, und dieses wieder von einem noch größern sey. Sollte es

keine Analogie zwischen der Anordnung der Geisterwelt und Körperwelt geben? Unser Sonnensystem ist ein Glied des Fixsternensystemes: dieses ist ein Nebelfleck und gehört mit andern, die Herschels bewafnetes Auge in Sterne aufgelößt, und nach Regeln zusammengestellt gefunden hat, zu einem noch größern Systeme des Weltgebäudes.

Zwei-

Zweiter Theil.

Ueber den Einfluß der Einbildungskraft auf die übrigen Vermögen der Seele.

Erster Abschnitt

Von dem allgemeinen, mittelbaren Einflusse der Phantasie auf die übrigen Vermögen der Seele.

§. 44.

Bisher haben wir die eine Seite des Verhältnisses der Einbildungskraft zu den Seelenvermögen ausser ihr in Betrachtung gezogen, indem wir den Einfluß der letzteren auf die erstere zu entwickeln suchten. Es ist nun die andre Seite zu beleuchten übrig: ich meyne die Einwirkungen, welche die übrigen Gemüthskräfte von der Einbildungskraft leiden. Diese Seite ist nicht unfruchtbarer, als die erstere, an interessantem Stoffe zum Nachdenken. Der Antheil, den die Phantasie an der Entwickelung oder Richtung, oder Thätigkeit oder Anwendung der gesammten Gemüthskräfte, folglich an der Bildung des ganzen Menschen hat, ist wichtig und von mancherlei Art; und ich verfolge die Betrachtung desselben

um so viel lieber, da sie theils dem Nachdenkenden Veranlassung zu vielen wichtigen praktischen Folgerungen, theils überhaupt ein Beispiel geben kann von dem rastlosen Spiele der Naturkräfte, wonach sie, in stäter Wechselwirkung, einander modificiren, und eine zur Vervollkommnung der andern beiträgt.

Ich habe nicht nöthig, über den, fast unbegränzten, Einfluß auf das menschliche Geschlecht, der aus der Sprache, und überhaupt aus der Kunst entsteht, Vorstellungen und Gegenstände durch Zeichen auszudrücken, ein Wort zu sagen. Einige Anmerkungen aber über die Gründe, worauf die Möglichkeit der gesammten Zeichenkunst, und der Sprache insbesondre beruht, mögen mir erlaubt seyn, indem hieran die Einbildungskraft einen großen Antheil hat.

Die meisten Ausdrücke, die eine Sprache enthält, sind, die eigenthümlichen Namen ausgenommen, Zeichen für allgemeine Dinge, mithin für Begriffe des Verstandes. Die Wörter Baum, Obst, Pferd, laufen, pflanzen u. s. f. bezeichnen kein individuelles Objekt; sondern das, was alle einzelnen Bäume, Pferde u. s. f. gemeinschaftliches haben. Das allgemeine aber wird durch den Verstand gedacht; da die Sinnlichkeit das Individuelle anschaut. Eine Sprache setzt also als letzte Bedingung ihrer Möglichkeit den Verstand voraus. Denn da ohne diesen keine Begriffe möglich sind; so kann es auch ohne

ihn

ihn keine Ausdrücke für Begriffe, mithin keine Sprache, geben. Inzwischen der Verstand allein würde doch nicht hinreichen, eine Sprache möglich zu machen. Wenn ich eine Vorstellung durch ein Zeichen ausdrücken, oder aus dem Zeichen die dadurch ausgedrückte Vorstellung erkennen will; so müssen sich die Vorstellung und der Ausdruck, Zeichen und Bezeichnetes, mit einander vergesellschaften. Geschähe das nicht, so wäre es unmöglich, irgend ein Zeichen zu verstehen; mithin fiele die Sprache, und die gesammte Zeichenkunst weg. Der nähere Grund also, worauf die Möglichkeit einer Sprache beruht, ist die Association der Vorstellungen; und folglich die Einbildungskraft das zweite Princip dieser Möglichkeit.

Die Sprache, dieser charakteristische Vorzug der uns bekannten, verständiger Erkentniß fähigen, Wesen, fließt also aus den nämlichen beiden Quellen, woraus die verständige Erkentniß überhaupt entspringt: aus dem Verstande und der Einbildungskraft. Hieraus erhellet schon zur Genüge, wie groß die Rolle sey, welche die Einbildungskraft bei der Erziehung des Menschengeschlechtes zu spielen hat.

§. 45.

So deutlich die Prinzipien der Möglichkeit der Sprache vor Augen liegen, so schwer scheint doch die Frage zu beantworten zu seyn: welches die

Prin-

Principien ihrer Wirklichkeit seyen? Auf welche Art eine Sprache zuerst zur Wirklichkeit gekommen sey? Wenigstens könnte man sich berechtigt halten, dies aus dem langwierigen Streite zu schliessen, den die Theologen über den ersten Ursprung der Sprache geführt, und vielleicht noch nicht zu Ende gebracht haben. Man hat für nöthig gefunden, für die Wirklichkeit der Sprache ein übernatürliches Princip anzunehmen, und zu behaupten: daß Gott den Menschen die erste Sprache durch eine unmittelbare Belehrung beigebracht habe. Allein ich fürchte, daß die Vertheidiger dieser Meinung den Antheil übersehen haben, den die Phantasie auch an der wirklichen Entstehung der Sprache hat, und daß diese muthwillige Kraft den Verächtern ihrer Verdienste dafür einen Streich gespielt habe.

Sobald nur zwei Menschen zusammen lebten, hatten sie auch das unvermeidliche Bedürfniß, sich einander ihre Gedanken und Empfindungen mitzutheilen. Sie mußten ihre Freude, ihren Schmerz, einer in des andern Busen ausgießen: einer bedurfte der Dienste des andern, mußte ihm also seine Gedanken eröffnen, seine Absichten bekannt machen, ihn zu Beförderung derselben bewegen, von ihm das eine und das andre wissen. Ein Bedürfniß aber, zumal wenn es so stark und unvermeidlich ist, strengt den Verstand an, die Mittel zur Befriedigung desselben zu suchen. Das war also auch bei den er-

ersten Erfindern der Sprache der Fall. Ihr Verstand wurde angestrengt, Ausdrücke zur Bezeichnung ihrer Gedanken und Empfindungen zu suchen. War es also ein Wunder, wenn sie dieselben fanden, da ihnen die Natur vermittelst der Einbildungskraft nachdrücklich zu Hülfe kam? Die erste Art, sich mitzutheilen, war die, welche durch die natürlichen Ausdrücke der Empfindungen, und der sehr lebhaften, anschauenden Vorstellungen bewerkstelligt wird. Dieser Ausdruck, der ohne Zuthun des Nachdenkens auf eine bloß natürliche Art von selbst entstand, war freilich noch nichts von einer Sprache; aber der erste Keim der Idee hierzu entsproßte doch daraus. Man wurde gewahr, daß sich die Empfindungen und lebhaften Vorstellungen mit dem Anschauen ihrer natürlichen Ausdrücke vergesellschafteten. Das gab also, ohne den Scharfsinn im mindesten in Unkosten zu setzen, die Bemerkung: daß durch gewisse Ausdrücke gewisse Vorstellungen erregt werden, daß man also diese Ausdrücke hervorbringen müsse, wenn man diese Vorstellungen bei andern erwecken wolle. Unter den natürlichen Ausdrücken sind einige, die in der Stimme liegen. Freude und Schmerz z. B. drücken sich aus durch Töne der Stimme. Die Menschen wurden also auf eine bloß natürliche Art auch darauf geleitet, ihre Stimme zu gebrauchen, wenn sie andern ihr Inneres mittheilen wollten.

Auf diesen ersten Schritt folgte ein zweiter, der schon näher zu dem Gebrauche willkührlicher Ausdrücke, also zur Erfindung der Sprache hinlenkte. Diesen Schritt veranlaßten die sichtbaren und zugleich hörbaren Gegenstände. Die Menschen sahen einen solchen Gegenstand, und hörten zugleich den von ihm herrührenden Schall: sie sahen einen Bach und hörten sein Murmeln, sahen einen Hund und hörten sein Bellen. Wenn sie nun nachher einen ähnlichen Schall hörten; so fiel ihnen, nach den Gesetzen der Association, das Bild des vorigen Gegenstandes wieder ein, bei dem sie einen solchen Schall wahrgenommen hatten. Sie bemerkten also, daß durch diesen Schall das Bild dieses Gegenstandes erweckt wurde; und wenn sie folglich die Vorstellung von dem letztern bei andern erwecken wollten; so ahmten sie jenen Schall durch die Stimme nach. Dies ist der Ursprung der vielen nachahmenden Wörter, die man in einer Sprache um so häufiger antrifft, je älter sie ist; je näher also ihr Ursprung an der bloß natürlichen Quelle der Sprachen liegt. So war z. B. das hebräische Wort, welches einen Hund bezeichnet, so wie das ähnliche deutsche klaffen, anfänglich eine bloße Nachahmung von dem Bellen des Hundes. In diesen nachahmenden Ausdrücken mußten alle Stammsprachen eine bemerkbare Aehnlichkeit bekommen, die nur durch die jedesmalige Beschaffenheit der Sprachwerkzeuge modificirt wurde. Finden sich doch sogar in der Sprache der

Be-

Bewohner der Pelew-Inseln einige nachahmende Wörter, die den deutschen von gleicher Bedeutung ähnlich sind, wie man aus dem kurzen Wortregister jener Sprache sehen kann, das einer durch Georg Forster bekannt gewordnen Reisebeschreibung des englischen Kapitäns Wilson angehängt ist. Aus der Aehnlichkeit in den nachahmenden Ausdrücken aber können andre, mehr versteckte, entspringen. Diese Bemerkung muß uns vorsichtig machen in der Beurtheilung der Verwandtschaft der Sprachen, und des Einflusses, den eine auf die andre gehabt haben mag; wie auch in den Schlüssen, die wir aus der Verwandtschaft der Sprachen auf den Zusammenhang der Völker, die dieselben reden, ziehen zu können vermeinen.

Da die Menschen erst angefangen hatten, die sichtbaren und zugleich hörbaren Gegenstände durch Ausdrücke mit der Stimme zu bezeichnen; so war zur Bildung einer Sprache, die freilich anfänglich höchst unvollkommen seyn mußte, nur noch ein Schritt zu thun übrig. Sie mußten nun noch solche Gegenstände durch die Stimme ausdrücken, die nicht durch das Gehör wahrgenommen wurden*). Hier half ihnen die Ein-

*) Wenn man ihnen erlauben wollte, einen analogischen Schluß gemacht zu haben; so würde der Uebergang zum Ausdrucke dieser Gegenstände durch Worte

Einbildungskraft wiederum auf die Spur. Mit der Vorstellung eines Gegenstandes dieser Art wurde zufälligerweise die Empfindung eines Schalles verbunden, der entweder durch ein anderweitiges Objekt entstand, oder durch die Stimme des Wahrnehmenden selbst hervorgebracht wurde. Denn die Empfindung, die sich bei dem Anschauen neuer, interessanter, wunderbar scheinender Gegenstände in den Busen des Anschauenden ergoß, mußte sich oft, auf eine völlig unwillkührliche Art, durch Töne der Stimme Luft machen. Bei einer nachmaligen Perception eines ähnlichen Schalles associirte sich das Bild des vorgedachten Gegenstandes. Man bemerkte also, daß auch die Vorstellung eines Objektes von dieser Art durch einen Schall erweckt werden könne. Einen solchen Schall ließ man folglich hören, wenn man einem Andern jene Vorstellung beibringen wollte. Das erstemal verstand das der Andre nicht: weil Zeichen und Bezeichnetes bei ihm noch nicht vergesellschaftet waren. Man mußte ihm also das Bezeichnete vorzeigen. So lernte er die Bedeutung des von dem erstern gebrauchten Zeichens, und beide waren einander nachher verständlich.

Der

für sich einleuchten. Inzwischen enthalte ich mich billig, ihnen diese Erlaubniß zu ertheilen; zumal, da es hier nur darauf ankömmt, den Einfluß, den die Einbildungskraft auf das Entstehen der Sprache hatte, vor Augen zu legen.

Der geheimnißvolle Schleier, der den ersten Ursprung der Sprachen verhüllen soll, scheint also weggezogen zu werden, wenn man den Antheil, den die Einbildungskraft an der Sache wirklich hat, ihr nicht absprechen will. Um von der Phantasie auf den Gebrauch willkührlicher Ausdrücke durch die Stimme geleitet zu werden, bedurfte es keines höhern Grades von Nachdenken, als man bei rohen Natur-Menschen mit Recht voraussetzen darf. Es ist daher zu verwundern, wie sich einige Vertheidiger des übernatürlichen Ursprungs der Sprache auf den Grund stützen konnten: daß ein natürliches Entstehen derselben einen größern Scharfsinn voraussetze, als man ohne Hülfe der Sprache zu erlangen im Stande sey, zumal wenn sie bei gewissen andern Lehren den ersten Menschen einen so glänzenden Verstand zu Theil werden lassen, daß der unsrige dadurch gänzlich verdunkelt wird. Wohin doch die Liebe zum Wunderbaren führen kann!

§. 46.

So wie sich die Sprache willkührlicher Zeichen zum Ausdrucke der Gedanken und Empfindungen bedient; so gebrauchen die schönen Künste (im engern Sinne) zu eben dieser Absicht natürliche Ausdrücke. Ihre Werke enthalten also gleichfalls eine Darstellung gewisser Zeichen, aus welchen der, der jene genießen will, das Bezeichnete erkennen muß. Da nun das Bezeich-

nete aus dem Zeichen nicht erkannt werden kann, wenn es sich nicht mit dem letztern vergesellschaftet; so beruht überhaupt die Möglichkeit des Eindrucks, den die Werke der schönen Künste machen, zum Theil auf der Einbildungskraft.

Ausserdem aber bedürfen diese Werke noch in vielen Fällen einer besondern Mitwirkung der Phantasie. Ich mache darüber nur im allgemeinen folgende Anmerkung. Einige von den schönen Kunstwerken sind simultanisch, wie die der Malerei: andre sind successiv, wie die der Musik. Soll nun in einem Werke der erstern Art etwas Successives dargestellt werden; so kann das nicht anders geschehen, als durch Vermittelung der Phantasie. Man muß das Simultanische so darstellen, daß die successiven Bestimmungen so genau als möglich damit associirt sind. Dann werden die letztern durch das erstere erweckt, und die Phantasie kömmt der Ohnmacht der Kunst zu Hülfe. Will der Maler einen herabsinkenden Körper, etwa ein herunter fallendes Gewand darstellen; so giebt er ihm eine solche Lage, worin es, wenn es ein wirkliches Gewand wäre, nicht anders, als herabfallen könnte. Daher setzt die Phantasie zu dem Anblicke desselben das Bild des Herunterfinkens hinzu: wir glauben das Gewand fallen zu sehen. Ohne diese wohlthätige Mitwirkung der Einbildungskraft würde alle Anstrengung der Kunst völlig vergeblich seyn, etwas Successives dar-

darzustellen. Mit den successiven Kunstwerken verhält es sich eben so in Absicht auf die Darstellung der zu gleichseyenden Gegenstände, und ihrer Bestimmungen.

Selbst unter den Objekten, die der Gattung nach, für eine gegebne Kunst gehören, bleiben doch viele für sie unerreichbar. Dann nimmt sie ihre Zuflucht zu der Phantasie: sie deutet den Gegenstand nur an und überläßt es der letztern, ihn auszumalen. In einem berühmten Gemälde von der Kreuzigung Christi sehen wir den höchsten für die Kunst erreichbaren Ausdruck des Schmerzes in dem Gesichte des Jüngers; und Mariens Angesicht ist verhüllt. Auch die Dichtkunst schämt sich dieses Kunstgriffes nicht. Homer schildert uns die Schönheit seiner Helena nicht: er sagt uns nur, wie der Stral dieser Schönheit auch den finstern Blick graubärtiger Krieger aufhellte, und begeistert die Phantasie, sich das reizendste Ideal zu schaffen. Wenn der Künstler bei solchen Scenen, oder Gegenständen, die das vollendetste in ihrer Art seyn sollen, die Phantasie zu beflügeln weiß; so wird er sich dabei gewöhnlich besser befinden, als bei dem glücklichsten Versuche, dieselben darzustellen. Einer höchst gespannten Erwartung durch bestimmte Empfindungen Genüge zu leisten, ist selten möglich; und wenn ein Gegenstand den Idealen, die eine begeisterte Phantasie, vielleicht ganz unbestimmt, unaufhörlich vorspiegelt, nicht entspricht;

spricht; so ist er eben darum unbefriedigend. Amphions Gesang, nach Naumanns meisterhafter Komposition, ist gewiß vortreflich. Aber vielleicht wäre es doch besser der Phantasie überlassen geblieben, sich Harmonien vorzustellen, die im Stande waren, das Herz eines rauhen Barbaren zu schmelzen. Sie würde sich diese Harmonien keinesweges bestimmt vorgestellt, sondern nur einem Ideale von rührender Musik nachgestrebt haben. Hiermit aber würden sich die Gefühle der süßen Begeisterung, womit uns die Musik schon sonst bezauberte, größtentheils freilich nur dunkel, associirt haben. Die Vorstellung, die sich die Phantasie von Amphions Gesange gemacht hätte, wäre das geworden, was H. Kant eine ästhetische Idee nennt.

Hier stoßen wir auf eine Wirkung der Phantasie, auf welcher eins von den größten Zaubermitteln der schönen Künste beruht. Eine ästhetische Idee nämlich soll eine Anschauung (ein Bild der Phantasie) seyn, die für jeden bestimmten Begriff zu groß ist: ein Bild, das viele Vorstellungen (wenn auch nur dunkel) erregt, die sich aber unter keinen bestimmten Gedanken zusammenfassen lassen: kurz ein Bild, das ein unnennbares Gefühl, welches durch Worte nicht bestimmt kann angegeben werden, in der Seele erweckt. Nach der Meinung des Königsbergischen Philosophen sollen die ästhetischen Ideen einen Pendant zu den Vernunftideen, oder denjenigen

jenigen Begriffen ausmachen, denen keine Anschauung adäquat seyn kann. Inzwischen können doch die erstern nur gewissermaßen mit den letztern verglichen werden. Das, was die sogenannten Vernunftideen vorstellen, kann, als etwas Unbedingtes, von der Sinnlichkeit schlechterdings nicht angeschaut werden, so deutlich die Idee auch seyn mag. Das Objekt einer ästhetischen Idee aber wird nur darum durch keine bestimmten Begriffe gedacht, weil viele Bestimmungen desselben gänzlich dunkel bleiben, und also unter keinen bestimmten Gedanken zusammengefaßt werden können. Nur das gegebene Bild, welches die Hauptvorstellung der ästhetischen Idee ausmacht, ist jederzeit klar; die übrigen Vorstellungen, die sich damit associiren, und welche die Nebenvorstellungen der ästhetischen Idee heißen können, bleiben zuweilen insgesamt dunkel. Daher lassen sie sich auch, so wie der Gemüthszustand, der von ihnen abhängt, durch keine bestimmte Worte ausdrücken, mithin unter keinen deutlichen Begriff zusammenfassen. Das gilt vorzüglich, wenn sie, wie das zuweilen der Fall ist, von mannichfaltiger Art sind.

Die Erregung ästhetischer Ideen ist eins von den Stücken, die ein schönes Kunstwerk vorzüglich interessant machen, die ihm Geist und Leben einhauchen. Diese Ideen sind Stralen, wodurch sich der Glanz des wahren ästhetischen Genius offenbart, so wie sie z. B. in Schillers in

Absicht auf lyrischen Schwung unübertreflichen Liede an die Freude hervorleuchten. Gleich der erste Vers erregt eine ästhetische Idee. Er besingt die Zaubermacht der Freude, die, wo ihr sanfter Flügel weilt, Bettler zu Fürstenbrüdern macht, und verliert sich in dem Gedanken:

Brüder! überm Sternenzelt
muß ein lieber Vater wohnen.

Bei der Erweckung einer ästhetischen Idee kömmt es darauf an, ein solches Bild darzustellen, (oder die Phantasie zu veranlassen, es hervorzubringen,) womit viele andre sich leicht vergesellschaften. Man muß also den fruchtbarsten Punkt, die Seite des Gegenstandes auffassen, wodurch das reichhaltigste Spiel der Phantasie erregt wird. Natürlich sind nur wenige Gegenstände geschickt dazu. Sie aufzufinden, und gerade von der rechten Seite zu beleuchten, das ist die Sache des ästhetischen Genies, das also auch in dieser Hinsicht der Flügel Einbildungskraft gar sehr bedarf.

An dem ersten Entstehen der Werke der schönen Künste mag die Phantasie leicht einen eben so großen Antheil haben, als an dem Ursprunge der Sprache. Sobald die Menschen durch Hülfe der gesellschaftlichen Verbindungen ihre Geisteskräfte zu entwickeln anfingen, und in einen Zustand kamen, wo ihnen die Befriedigung der thierischen Bedürfnisse noch Muße übrig ließ,

muß-

mußten sie auch anfangen, das Bedürfniß geistiger Vergnügungen zu fühlen. Die erste Quelle, woraus sie Befriedigung tranken, wurde von der Einbildungskraft eröffnet. Dieses schöpferische Vermögen belustigte die Kinder der Natur durch Spiele, worin die Scenen vergangener Freuden erneuert, wahrgenommene schöne Gegenstände wieder dargestellt, und in neuen Kompositionen noch verschönert wurden. Diese Bilder der verschönerten Natur erzeugten, vorzüglich bei reizbaren Gemüthern, ein lebhaftes Gefühl des Wohlgefallens: dieses Gefühl aber das Bestreben, jene Bilder auch äusserlich darzustellen, um sich an der Wahrnehmung derselben durch die Sinne zu ergötzen, zumal da das Bestreben, sich auszudrücken und mitzutheilen, jeder Empfindung eigen ist. So entstanden die ersten schönen Kunstwerke, wie die erste Sprache, aus einem Bedürfnisse; und die Phantasie machte es möglich, dieses Bedürfniß zu befriedigen.

Die Principien der Möglichkeit und Wirklichkeit der gesammten Zeichenkunst liegen also zum Theil in der Einbildungskraft. Ohne sie würden wir weder eine Sprache, noch schöne Künste haben, wenigstens würden die letztern größtentheils, und die erstre gänzlich unbrauchbar seyn. Da nun durch Vermittelung der Werke der schönen Künste, und insbesondre der Sprache, die vollkommnere Entwickelung der gesammten menschlichen Geisteskräfte bewirkt wird; so

hat die Phantasie dadurch auf die ganze Erziehung des Menschen einen allgemeinen, mittelbaren Einfluß.

Zweiter Abschnitt.

Von dem unmittelbaren besondern Einflusse der Phantasie auf die übrigen Vermögen der Seele.

Erste Abtheilung

Von dem unmittelbaren Einflusse der Phantasie auf das Erkenntnißvermögen überhaupt.

§. 47.

Da die Entwickelung aller unsrer Vorstellungen von den Sinnen ausgeht, und die Phantasie ihre Bilder unmittelbar aus den Empfindungen hernimmt; so ist sie dasjenige Erkenntnißvermögen, welches nach den Sinnen zuerst in Thätigkeit gesezt wird. In eben dem Maaße, worin dies geschieht, weckt sie die zunächst an sie gränzenden Vermögen auf, und dadurch auch die übrigen. Zuerst erzeugen die Bilder der Phantasie ein Spiel des Dichtungsvermögens, dessen Fictionen immer um so kühner sind, je lebhafter die Einbildungskraft, und je weniger sie noch gewöhnt ist,

sich

sich nach Regeln der Vernunft zu richten. Diese Spiele aber wecken und nähren den Scharfsinn und den Witz. Hiedurch wird die Urtheilskraft geübt, das sinnliche Abstractionsvermögen beschäftigt, und so der Verstand in Thätigkeit gesetzt. Je reichhaltiger nun die Phantasie ist, desto besser für diesen Zweck. Denn desto mannichfaltigre Objekte werden der Thätigkeit eines jeden Seelenvermögens dargeboten, die entweder durch die Bilder der Phantasie unmittelbar dargestellt, oder deren Vorstellungen aus den letztern abgeleitet werden. Durch dargebotne Objekte aber wird die schlummernde Kraft erweckt, die sonst vielleicht in ihrem Keime erstickt wäre, welches leider! so oft der Fall ist. Wie mancher erhebt sich blos darum nicht über das Mittelmäßige, oder bleibt vielleicht tief unter demselben, weil er das Unglück hatte, daß seinen besten Kräften keine Objekte dargeboten, daß also dieselben aus dem Schlafe, worin sie begraben liegen, nicht gewekt wurden. Galt nicht z. B. P. Sebastian bis in sein reiferes Alter für einen, weniger als gewöhnlichen, Menschen, bis endlich sein Talent zur Mathematik durch einen Zufall angeregt wurde, und dann sich plötzlich empor hob!

Für die Bildung der Erkenntnißkräfte in der Jugend ist es daher keine unwichtige Regel, der Phantasie so viel als möglich, Nahrung zu geben, und sie zu dem Ende durch intressante Erzählungen, durch Betrachtung sehr verschiedner

Na-

Naturscenen, durch mannichfaltige jugendliche Spiele u. d. zu beleben. Die Pädagogik könnte freilich ein gegründetes Bedenken tragen, diese Regel, ohne Einschränkung, in Ausübung zu bringen. Denn die Bildung der Erkenntnißkräfte, wovon hier bloß die Rede war, ist nicht das einzige, was diese Kunst zur Absicht hat. Aber auch selbst in Rücksicht auf die Erkenntnißkräfte ist jene Regel nur mit Vorsicht anzuwenden. Das leitet mich auf folgende Betrachtung.

Die Bilder, welche der Einbildungskraft in der Jugend eingedrückt werden, schlagen gewöhnlich sehr tiefe Wurzel, und vielleicht immer, wenn sie interessant sind und die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Denn da die Phatasie noch mit keinem reichen Vorrathe von Bildern ausgestattet ist, so kann sich die Aufmerksamkeit desto ungetheilter auf die wenigen verwenden, die in einem vortheilhaften Lichte erscheinen. Diese werden auch aus eben dem Grunde weniger von andern verdunkelt, als das in einer reich ausgefüllten Phantasie geschieht. Mithin werden sie auch oft wiederhohlt, und bei jeder Wiederhohlung mit andern vergesellschaftet und durch diese verstärkt. Nach und nach verketten sie sich dergestalt mit dem ganzen Systeme der Phantasie, daß sie sich bei jeder Gelegenheit aufdringen, daß sie sich ohne unsern Willen in unsre Gedanken einschleichen, und auf unsre Handlungen wirken, ja sogar, aller Anstren-

strengung zum Trotz, die Mühe vereiteln, die wir uns geben, sie zu unterdrücken, oder doch, ihre Lebhaftigkeit zu vermindern. Zu dieser ausdauernden Festigkeit, womit die jugendliche Phantasie die interessanten Bilder auffaßt und aufbewahrt, mag auch die Reizbarkeit und das leichte Spiel der Nerven nicht wenig beitragen, wodurch die Empfindungen eine Art von Lebhaftigkeit und Wärme bekommen, die sich mit dem zunehmenden Alter nach und nach verliert.

Hieraus nun ist begreiflich, wie die Phantasie so oft über die gründlichste Ueberzeugung die Obermacht behaupten könne, zumal, wenn sie dabei noch durch die Umstände unterstützt wird. Wer den Märchen von Geistererscheinungen längst den Abschied gegeben hat, glaubt doch Gespenster, wenn er sich in einer Todtengruft um Mitternacht allein befindet. Wenigstens wird die Theorie seiner Amme, aufbewahrt von der Phantasie, sich mächtiger beweisen als das Licht der Vernunft, wenn auch ein Schimmer von dem letztern übrig bleiben sollte.

Hieraus ist auch die große Anhänglichkeit an die positiven Religionsbegriffe erklärlich, die uns die erstern, berufnen oder unberufnen, Lehrer unsrer Jugend beigebracht haben: eine Anhänglichkeit, die bei denjenigen meistentheils unüberwindlich ist, bei denen der Verstand nicht die erste Rolle spielt. Viele, deren Stimme das bescheidne Verdienst, das an solchen Begriffen etwas

was bessern will, übertäubt und unterdrückt, sind sich sicherlich keines einzigen Wahrheitsgrundes für dieselben bewußt, der nur einige Kritik vertrüge. Ihr ganzer Eifer stützt sich, ohne ihr Wissen, auf den lockern Boden, daß sich die Phantasie an die in Schutz genommene Vorstellungsart einmal gewöhnt hat, und daß ihr Verstand nachgiebig genug ist, zu den Anmassungen der Phantasie still zu schweigen. Auf diesem Wege erzieht die Einbildungskraft, oder ernährt wenigstens, eins der verabscheuungswürdigsten Ungeheuer, den Fanatismus, der, so lange die Menschen eine Phantasie behalten, und diese nicht alle dem Verstande unterzuordnen vermögen, sich aus seinem Besitzthume nicht gänzlich wird vertreiben lassen; sollte er auch nur in verkleideter Gestalt zurück bleiben. Und leider! hat er auch noch andre Quellen, woraus ihm Nahrung zufließt. —

Aber nicht bloß an den Schwachen beweiset sich die Phantasie mächtig durch die früh aufgefaßten Bilder, sondern auch oft an den Starken. Man muß ein eignes Studium daraus machen, jene Bilder zu unterdrücken, wenn sie ihre geheime Kraft verlieren sollen. Man erinnere sich an den einzigen Fridrich, und an die Art, wie er von positiver Religion gewöhnlich dachte und sprach. Ich weiß, man ist zum Theil ungerecht genug, dieses Benehmen aus einer sehr trüben Quelle, aus Geringschätzung

der

der Religion überhaupt, herzuleiten. Sed Deum satis coluit, qui imitatus est, würde Seneka antworten, und ich glaube, daß sich daß Phänomen auf eine viel billigere Art erklären lasse. Die frühsten Eindrücke, die Fridrich von dem Wesen der positiven Religion erhielt, oder wenigstens die Art, wie er sich mit derselben beschäftigen mußte, waren ihm bekanntlich höchst zuwider. Seine Phantasie faßte also bloß unangenehme Bilder von allen diesen Sachen auf, und mogte darin vielleicht auch die Zustimmung des Verstandes erhalten. Diese Bilder mußten um so tiefere Wurzel schlagen, das Verhaßte darin (als welches die Hauptvorstellung ausmachte) mußte ihm nach und nach um so einleuchtender scheinen, je feuriger seine Einbildungkraft, je größer also der Glanz der Klarheit war, womit sie alles auffaßte und darstellte. Dadurch erhielt die Phantasie ganz natürlich einen so mächtigen Einfluß auf die Urtheile über alles, was mit positiver Religion verbunden war, daß es ein neuer Beweis von der Größe des unerreichbaren Mannes ist, wenn er nur in einzelnen Fällen vielleicht ungerecht war, gegen das Ganze der positiven Religion aber sich mit so vieler Weisheit betrug, daß zu zweifeln ist, ob je einer Luthers ächten Sinn besser getroffen habe, als er.

§. 48.

Die Bilder, welche die jugendliche Phantasie von den Gegenständen auffaßt, haben einen

noch

noch weit umfassendern Einfluß auf das Erkenntnißvermögen. Die frühsten Eindrücke, die sich von einem gegebnen Gegenstande tief einprägen, geben gleichsam den Ton an, der nachher in der sinnlichen Erkenntniß, die diesen Gegenstand betrifft, zu herschen pflegt, und der auch auf die verständige Beurtheilung in sofern Einfluß hat, als er dieselbe nicht selten verdunkelt.

In dem Bilde, was sich der Phantasie von einem gewissen Gegenstande zuerst stark eindrückt, sind nothwendig einige Merkmale die klärsten, und also die Hauptvorstellungen, die sich mit jenem Bilde associiren. Wird dann dieses Bild in der nämlichen Gestalt öfter wiederhohlt (welches immer der Fall seyn wird, wofern nicht eine neue Empfindung die Sache abändert); so entsteht nach und nach eine Fertigkeit, mit dem Gegenstande dieses Bildes nur eine gewisse Art von Vorstellungen durch Vergesellschaftung zu verbinden. Das könnte der Ton der Association überhaupt heißen, von dem der oben erwähnte Ton der Empfindungen eine besondre Art seyn würde. Da nun die frühern Bilder, welche die Phantasie von jeder Art von Gegenständen auffaßt, wegen der unendlich verschiednen, dabei mitwirkenden Umstände, bei jedem Menschen in ihren individuellen Bestimmungen verschieden sind; so ist auch der Ton der Assaciation nur selten bei einem Menschen völlig eben so, wie bei dem andern. Die Phantasie hat eine Fertigkeit, mit

jeder

jeder gegebnen Art von Gegenständen eine gewisse Art von Vorstellungen zu vergesellschaften: aber diese Vorstellungen werden in den meisten Fällen bei dem einen von andrer Artseyn, als bei dem andern.

Hieraus entspringt die Eigenthümlichkeit des Stils bei jedem Schriftsteller, zumal in schönen Kunstwerken. Denn diese Eigenthümlichkeit liegt vorzüglich in der besondern Art von Nebenvorstellungen, die mit den Hauptvorstellungen vergesellschaftet werden. Wenn zwei Dichter den nämlichen Gegenstand besingen, und ihre Gedichte auch in den Hauptgedanken übereinkommen; so sind doch die damit verbundnen Neben-Vorstellungen von verschiedner Art, d. i. jeder hat seinen eignen Stil. Man sieht daraus, daß die erste Richtung der Phantasie auf die nachmalige Beschaffenheit des Stils einen großen Einfluß hat, daß diese folglich von allen den lebhaften Eindrükken abhange, die, nach Maaßgebung der Umstände, unter denen wir uns befinden, auf uns gemacht werden.

Auf eine ähnliche Art sind unsre Launen von dem Tone der Association abhängig, und werden oft bloß durch denselben bestimmt. Der Launische läßt sich von einer Empfindung beherschen, die keinen objektiven Grund hat, bei der er sich wenigstens eines solchen nicht bewußt ist. Er ist mürrisch, und beträgt sich auch gegen den unschuldigsten Gegenstand gerade so, als wenn seine unangenehme Empfindung durch diesen bewirkt

wäre. Ein solcher Gemüthszustand kann durch die Einbildungen erzeugt werden, die sich mit einem gegebnen Objekte vergesellschaftet haben, wenn die meisten davon, welches oft der Fall ist, dunkel bleiben. Der innere Sinn percipirt den durch sie bestimmten Gemüthszustand, und sobald dieser anfängt, leidenschaftlich zu werden; so wird das Subjektive aufs Objektive übergetragen; von welchem Verfahren, das sich freilich vor dem Richterstuhle der Vernunft übel rechtfertigen mag, die Gründe oben angezeigt sind (§. 41.). So wie also die Art der Vorstellungen beschaffen ist, zu deren Herbeirufung die Phantasie die größte Fertigkeit hat, so müssen auch die gewöhnlichsten Launen beschaffen seyn; und wohl dem, der, wenn er doch einmal launisch seyn muß, durch die Phantasie zu frölichen Launen gestimmt wird!

Noch eine merkwürdige Wirkung, die grossentheils von den frühern Spielen der Einbildungskraft abhängt, kann ich hier nicht übergehen. Jeder Mensch hat ein gewisses Ideal von der Menschheit, ein unbestimmtes Bild, worunter ihm die Phantasie die Menschen überhaupt darstellt, und wonach er über die Würde des Menschen im allgemeinen urtheilt. Dieses Ideal bildet die Phantasie ursprünglich aus den frühern, lebhaften Eindrücken, die einzelne Menschen durch ihre Handlungen auf uns machen; indem ihr dabei das vernunftähnliche Vermögen mit seinem Schlusse von mehrern auf alle zu Hülfe kömmt.

kömmt. Nach dem Grade der Vollkommenheit, die wir bei jenen Eindrücken an den einzelnen Menschen wahrzunehmen glaubten, richtet sich unser Ideal. Es wird dem einen die Menschheit in einem vortheilhaften, dem andern in einem nachtheiligen Lichte darstellen: der eine wird sich einen erhabnen, der andre einen kleinlichen Begriff von der Würde der Menschheit machen. Eine feurige Phantasie, die von Unschuld der Sitten erwärmt wird, schafft sich gewöhnlich ein überspanntes Bild von der Menschheit, das erst nach und nach durch Erfahrungen, die demselben zuwider laufen, herabgestimmt wird. Nach dem jedesmaligen Ideale, was die Phantasie von der Menschheit hat, richtet sich natürlich auch unser Betragen. Denn wie sollte der, der sich von Menschenwürde einen hohen Begriff macht, nicht geneigt seyn, zum Wohl der Menschheit nach besten Kräften mitzuwirken?

Zweite Abtheilung

Von dem unmittelbaren Einflusse der Phantasie auf die Sinne.

§. 49.

Daß die Einbildungskraft, im weitesten Sinne des Worts (§. 1.), auf die Empfindungen

bei ihrem ersten Ursprunge einen Einfluß habe, und worin dieser Einfluß bestehe, das ist schon anderwärts bemerkt worden (§. 3.) Ich enthalte mich, darüber noch mehr zu sagen, wenn sich gleich einige, nicht unwichtige Betrachtungen dabei anstellen liessen. Denn wir haben es hier bloß mit der Einbildungskraft im eigentlichen Verstande zu thun. Durch diese aber werden die Empfindungen modificirt 1) in Absicht auf den Grad ihrer Klarheit und Lebhaftigkeit, und 2) in Absicht auf den Grad des Wohlgefallens oder Misfallens, wovon sie begleitet sind.

Zuvörderst bestimmt die Phantasie zum Theil den Grad der Klarheit einer gegebnen Empfindung durch die Einbildungen, die der letztern voraufgehen, oder sie begleiten. Haben diese Einbildungen eine beträchtliche Stärke; so werden sie die Empfindung verdunkeln, oder wenigstens das Unterscheiden einiger Merkmale in derselben verhindern, die sonst zum Bewußtseyn gekommen wären. Wenn der Schwärmer in seinem Paroxismus den Himmel offen zu sehen sich einbildet, so bemerkt er darüber die Empfindungen nicht, die ihn eines bessern belehren könnten; und wer mit Enthusiasmus einem Bilde der Phantasie nachhängt, der hört nur halb, was um und neben ihm gesprochen wird. So entspringt demnach der Zustand der Zerstreuung sehr häufig aus der Einbildungskraft, und kann durch eine doppelte Ursache befördert werden. Zuerst durch

eine genialische Stärke der Phantasie, wonach sie ihre Bilder mit einem solchen Glanze beleuchtet, daß die Aufmerksamkeit zum Anschauen derselben unaufhaltsam fortgerissen wird. Sodann aber auch durch eine Schwäche der Aufmerksamkeit, wenn diese nicht im Stande ist, sich auf gegebne Vorstellungen zu fixiren, sondern sich durch jedes lebhafte Bild der Phanthasie davon abwenden läßt. Deshalb ist es ein sehr zweideutiger Charakter, öfters zerstreut zu seyn. Wenigstens gehört es zu einem guten Beobachter, daß er die Zerstreuung vermeiden könne, und überhaupt seine Phantasie in der Gewalt habe. Denn sonst wird sie an dem wahrzunehmenden Gegenstande dem Sinne vieles entrücken, und die Zuverlässigkeit der Beobachtung sehr zweifelhaft machen. Umgekehrt aber, je ruhiger die Phantasie ist, je weniger also ihre Bilder die Aufmerksamkeit beschäftigen, desto klärer und lebhafter kann die Empfindung seyn. Das gilt sowohl für den innern als äussern Sinn.

Hiernächst gewinnt die Empfindnng an Klarheit, wenn die Phantasie schon ein bestimmtes Bild von dem Gegenstande der erstern vorräthig hat. Der geübte Meßkünstler erkennt mit einem Blicke die Theile und etwanigen Fehler einer hingezeichneten Figur. Das ist dem Ungeübtern unmöglich, wenn er gleich den zum Grunde liegenden Begriff sehr wohl versteht. Wer seiner Phantasie von den zur Schönheit ei-

nes menschlichen Gesichts gehörigen Merkmalen bestimmte Bilder eingeprägt hat, dem fallen auch diese Merkmale in jedem vorkommenden Falle sehr leicht in die Augen; da der Blick eines andern darüber hinfährt, ohne ihrer gewahr zu werden. Diese Erscheinung dürfte einen doppelten Grund haben. 1) Wenn die Einbildungskraft schon ein bestimmtes Bild von dem gegebenen Gegenstande vorräthig hat; so ist ihr die Thätigkeit bereits zu Fertigkeit geworden, wodurch sie zur Erzeugung der klaren Empfindung mitwirken muß (§. 3.). Es ist ihr leicht, das Mannichfaltige, was in dem Eindrucke auf den Sinn enthalten ist, zusammen zu fassen. Die Empfindung muß also mit leichter Mühe klar und bestimmt werden. 2) Durch das gegebne Objekt wird die von demselben schon vorhandne Einbildung erweckt. Hierdurch wird die Aufmerksamkeit auf die Merkmale dieses Objektes gerichtet, und mithin die Empfindung desselben erleichtert.

Endlich kann die Klarheit einer Empfindung einen Zuwachs erhalten durch den Kontrast zwischen der letztern und den Bildern, welche die Phantasie mit ihr zusammen vorstellt. Das ist der Fall bei demjenigen, der aus einer glücklichen in eine unglückliche Lage versetzt wird. Die Empfindungen von seinem gegenwärtigen Zustande werden eben dadurch am unerträglichsten, daß die Einbildungen von dem vergangnen so auffal-

lend

lend damit kotrastiren. Eben so ist es auch mit den innern Empfindungen bewandt. Die Thränen einer Wittwe sind um so bittrer, je lebhafter ihr die Einbildungskraft Scenen der Freude vorstellt, die sie an der Seite ihres Gatten genossen hat.

Diese Beispiele führen uns zugleich auf eine andre, allgemeine Bemerkung. So wie die Einbildungskraft auf die Klarheit der Empfindungen Einfluß hat, so bestimmt sie auch zum Theil den Grad des Angenehmen oder Unangenehmen, wovon dieselben begleitet werden. Denn 1) wenn die Bilder der Phantasie die Klarheit einer Empfindung vermehren, so kann eben dadurch, besonders wofern es durch einen Kontrast geschieht, auch das Wohlgefallen oder Misfallen an der Empfindung verstärkt werden. 2) Das nämliche wird oftmals durch Vorstellungen bewirkt, die sich mit dem Gegenstande der Empfindung vergesellschaften. Diese sich associirenden Vorstellungen können die schwächern Merkmale der Empfindung verdunkeln, und also, je nachdem diese Merkmale beschaffen sind, den Grad des Angenehmen in der letztern erhöhen oder vermindern. Ueberdem kann das Wohlgefallen, oder Misfallen, was der innere Sinn an den vergesellschafteten Vorstellungen empfindet, mit dem Wohlgefallen oder Misfallen an dem empfundenen Gegenstande selbst verbunden, und dieses also dadurch verstärkt werden. Wenn so ein Ge-

genstand nur unbestimmt empfunden, die Phantasie aber veranlaßt wird, mit der Vorstellung desselben zu spielen; so kann dadurch der Reiz der Empfindung ungemein erhöht werden. Da die Merkmale des Gegenstandes durch den Sinn nicht bestimmt erkannt werden; so hat die Phantasie völlig freies Spiel, die Vorstellung nach Wohlgefallen auszumalen, und eine Menge anderer damit zu vergesellschaften. Ein völlig sittenloses Gemälde z. B. ist, auch für den, der stumpf genug ist, nicht davon beleidigt zu werden, weit weniger gefährlich, als ein schlüpfriges, das nur etwas von dem Objekte verrätherisch andeutet und die Einbildungskraft in Thätigkeit setzt.

Es giebt Menschen, die gewisse Speisen durchaus nicht, ohne den größten Ekel, essen zu können glauben. Zuweilen genießen sie dieselben ohne ihr Wissen, und spüren keine merklich widrige Empfindung. Ein Beweis, daß die Unlust an dem Objekte mehr auf einer Einbildung, als auf der Empfindung beruhte. Oder, wenn jemand sich in einem Gebüsche versteckt, und den Ton der Nachtigall treffend nachahmt; so werden wir ihm mit dem größten Wohlgefallen zuhören. Dieses Wohlgefallen aber verschwindet, (obgleich zuweilen ein andres an dessen Stelle tritt), sobald wir den Betrug entdecken. Es war also irgend ein, klares oder dunkles, Bild der Phantasie, was den Reiz der Empfindung erhöhte.

§. 50.

§. 50.

Es giebt eine Art von falschen Vorstellungen, die man Betrügereien der Sinne zu nennen pflegt. Ueber die Beschaffenheit derselben ist von jeher verschieden geurtheilt, indem man in den Vorstellungen der Sinne bald lauter Wahrheit, bald wieder lauter Betrug zu finden glaubte, und es ist merkwürdig, daß sich der Geist der alten, griechischen und der neusten Philosophie in diesem Punkte gradezu widersprechen. Die Beurtheilung dieser Sache gehört aber in eine Theorie der Empfindungen, und ich berühre hier nur eine Art des vorgeblichen Sinnenbetrugs, weil diese von der Phantasie zunächst abhängig ist.

Das gewöhnliche Merkmal, wodurch wir unsre Empfindungen von den Einbildungen unterscheiden, ist der höhere Grad der Klarheit, welcher den erstern eigenthümlich ist. Zuweilen aber wird ein Bild der Phantasie so klar und lebhaft, daß es hierin den Empfindungen gleich kömmt. Sind wir alsdann nicht genau auf die übrigen Gründe aufmerksam, aus denen der Unterschied einer Einbildung und Empfindung erkannt werden kann; so wird die erstre allemal für eine Empfindung gehalten: und das ist ein Fehler des Erschleichens. Dieser Mechanismus verleitet den jungen Dichter, wenn er einen hellen Funken des Genies in sich, und den Abglanz davon in seinen Gedichten zu fühlen glaubt; da

unbestochne Zuschauer beides nicht finden können. Eben der Mechanismus schaft die Augen, womit der Furchtsame die nächtlichen Geister, der gutmüthige Schwärmer die Geister des Himmels, und eine verblühte Kokette die Fesseln sieht, die sie den Herzen aller Männer glaubt angelegt zu haben.

Eine falsche Vorstellung dieser Art ist offenbar kein Betrug der Sinne: denn sie hängt überall nicht von den Sinnen ab. Noch eher könnte sie ein Betrug der Phantasie heissen, da sie und ihre übermäßige Klarheit von der letztern gewirkt werden. Inzwischen, da die Einbildungskraft hierbei ihren Gesetzen gemäß wirkt, und das dargebotne Bild nicht würde für eine Empfindung gehalten werden, wofern nicht ein Mangel der Aufmerksamkeit dazu käme; so kann der Betrug auf ihre Rechnung auch nicht geschrieben werden. Er fließt vielmehr eigentlich aus einer Quelle, woraus so viele andre Irrthümer entspringen, nämlich aus dem Trugschlusse, der den Obersatz hat: Was mit einer Sache zum Theil einerlei ist, das ist damit ganz einerlei. Die gegebne Einbildung kömmt, der Klarheit nach, mit einer Empfindung überein. Daher wird sie für eine Empfindung gehalten. Es ist sonach freilich nicht zu läugnen, daß auf diese Art viele durch die Einbildungskraft betrogen werden. Aber sie betrügt ohne ihre Schuld.

Dritte Abtheilung.

Von dem unmittelbaren Einflusse der Phantasie auf das sinnliche Urtheilsvermögen.

§. 51.

Um den Einfluß, den die Phantasie auf die sinnliche Urtheilskraft äussert, einigermaaßen vollständig zu bestimmen, bin ich genöthigt, einen Schritt zurück zu gehen, und die Art aufzusuchen, wie die letztre mit dem innern Sinne zusammenhängt, und durch denselben bestimmt wird.

Der innere Sinn percipirt den gegenwärtigen Zustand der Seele. In diesen Wahrnehmungen des innern Sinnes liegen Gründe, wodurch gewisse Urtheile über das Wahre und Falsche, imgleichen über das moralisch Gute und Böse, so wie alle Urtheile über das Schöne und Häßliche zunächst bestimmt werden. Sofern der innere Sinn Urtheile über das Wahre und Falsche bestimmt, heißt er der Wahrheitssinn: sofern er Urtheile über das Gute nnd Böse bestimmt, der moralische Sinn: und sofern er endlich die Urtheile über das Schöne und Häßliche bestimmt, der Schönheitssinn. Die Urtheilskraft, sofern sie durch den Wahrheitssinn bestimmt wird, ist eigentlich das, was man mit dem schwankenden Worte gemeiner Menschen-

schenverstand bezeichnet: sofern sie durch den moralischen Sinn bestimmt wird, das moralische Gefühl*): sofern sie durch den Schönheitssinn bestimmt wird, der Geschmack. Gemeiner Menschenverstand, moralisches Gefühl und Geschmack sind also Zweige der sinnlichen Urtheilskraft; denn sie urtheilen nicht nach Begriffen des Verstandes, sondern die nächsten Bestimmungsgründe ihrer Urtheile liegen in dem innern Sinne. Wenn ein schöner Gegenstand angeschaut wird; so erweckt die bloße Vorstellung desselben eine angemessene Thätigkeit der Seelenkräfte; und zwar sind es insbesondre die Erkentnißkräfte, die beschäftigt werden. Dieser Zustand der Seele, der von dem innern Sinne mit Wohlgefallen percipirt wird, bestimmt das Urtheil, daß der Gegenstand schön sey. Die Schönheit eines Objektes ist also eine Angemessenheit desselben zu den Erkentnißkräften überhaupt. Diese Angemessenheit, sofern sie in dem, durch die Vorstellung des Objektes erregten, Gemüthszustande wahrgenommen wird, ist der nächste Bestimmungsgrund des Geschmacksu theiles.

Dagegen beruht ein Urtheil des gesunden Menschenverstandes nicht darauf, daß ein gegebner Gegenstand den Erkentnißkräften überhaupt,

*) Etwas unschicklich ausgedrückt: wiewohl das Wort die Abstammung des Bezeichneten zu erkennen giebt.

haupt, sondern darauf, daß er bestimmten Gesetzen der Erkentniß angemessen ist. Daß er dies aber sey, wird nicht aus einem Verstandesbegriffe von demselben hergeleitet, sondern nach einem Gefühle des innern Sinnes geurtheilt. Wenn ein Gegenstand, so wie die Vorstellung davon einem Subjekte gegeben ist, mit den Erkentnißgesetzen vereiniget werden kann (oder die Vorstellung des Gegentheils denselben widerspricht); so entsteht daraus ein bestimmter Gemüthszustand, der von dem innern Sinne percipirt wird, (und dessen Eigenthümlichkeiten näher anzugeben hier der Ort nicht ist), nämlich ein Gefühl der Angemessenheit einer Vorstellung zu den Gesetzen der Erkentniß. Durch dieses Gefühl wird das Urtheil zunächst bestimmt: daß der Gegenstand den Erkentnißgesetzen gemäß, daß er wahr sey.

Auf eine ähnliche Art verhält es sich mit dem moralischen Gefühle. So wie ein Urtheil des gemeinen Menschenverstandes auf der Angemessenheit des Objektes zu den Gesetzen der Erkentniß beruht; so stützt sich ein Urtheil des moralischen Gefühls auf die Angemessenheit des Gegenstandes zu den Sittengesetzen. Diese Angemessenheit aber wird wiederum nicht aus einem Begriffe von dem Gegenstande hergeleitet (weil das Urtheil sonst ein verständiges seyn würde); sondern aus einem Gefühle des innern Sinnes erkannt. Wenn ein Gegenstand, so wie die Vorstel-

stellung davon dem Subjekte gegeben ist, von ihm mit den Sittengesetzen vereinigt werden kann; so entsteht daraus ein bestimmter Gemüthszustand, den der innere Sinn percipirt, (und der sich wiederum ohne Abschweifung nicht näher charakterisiren läßt), nämlich ein Gefühl der Angemessenheit des Vorgestellten zu den Sittengesetzen. In diesem Gefühle liegt der nächste Bestimmungsgrund des Urtheiles: daß der Gegenstand mit den Sittengesetzen übereinstimme, daß er gut sey.

Da nun das Wahre und das Gute den wesentlichen Absichten der Vernunft entsprechen; so sind die Urtheile des gemeinen Menschenverstandes, und des moralischen Gefühls, da sie überdem auf einem Gefühle beruhen, jederzeit mit einer Art von Wohlgefallen verknüpft, wofern nicht andre Gründe hinzukommen, wodurch dieses Wohlgefallen verdunkelt wird.

Die Wahrnehmungen oder Gefühle des innern Sinnes, wodurch die Urtheile der beiden, eben genannten, Vermögen, so wie des Geschmacks, bestimmt werden, haben nun objektive Gründe. Diese können also als die entferntern Bestimmungsgründe der Urtheile jener Vermögen angesehen werden. Inzwischen hangen die gedachten Gefühle auch von vielen zufälligen, subjektiven Gründen ab, dergestalt, daß man den darauf beruhenden Urtheilen nicht unbedingt ohne weitre Prüfung trauen darf. Eine Sit-

ten-

tenlehre, bloß auf Aussprüche des moralischen Gefühls erbaut, würde auf einem sehr lockern Boden stehen. Hier eben ist es, wo die Einbildungskraft mit ins Spiel kömmt. Mit der Vorstellung eines gegebnen Gegenstandes verbindet sie, nach ihren subjektiven Gesetzen, andre Vorstellungen (die oft in keinem objektiven Zusammenhange damit sind). Diese Vorstellungen modificiren das Gefühl des innern Sinnes, und folglich auch die darauf beruhenden Urtheile. Auf diese Art sind der gemeine Menschenverstand, das moralische Gefühl und der Geschmack dem Einflusse der Phantasie unterworfen, und ihre Urtheile können dadurch oftmals verfälscht werden. Hierüber noch ein Paar Worte.

§. 52.

Aus den vorigen Betrachtungen ergiebt sich, daß die drei, eben erwähnten, Vermögen sowohl mit dem innern Sinne, als auch mit der Urtheilskraft in einerlei Grade der Verwandtschaft stehen. Sie sind alle drei besondre Zweige des sinnlichen Urtheilsvermögens, und ihre Urtheile werden insgesamt auf eine ähnliche Art durch den innern Sinn zunächst bestimmt. Daher müssen auch die Theorien dieser Vermögen mit einander parallel laufen; und das scheint mir für die Seelenlehre eine angenehme Aussicht zu eröffnen. Die Theorie des Geschmacks hat bereits einen hohen Grad der Vollkommenheit er-

erreicht; die des gemeinen Menschenverstandes und des moralischen Gefühls aber erwarten noch einen Baumeister, der, wo nicht das Gebäude selbst neu aufführe, doch wenigsteus andre Grundsteine dazu lege. Deshalb kann ich über den Einfluß der Phantasie auf die beiden letztern Vermögen nur einige allgemeine Bemerkungen machen, weil ich sonst entweder zu weitläufig oder zu unbestimmt seyn müßte; da hingegen die ausgeführtere Theorie des Geschmacks speciellere Betrachtungen zuläßt.

§. 53.

Zuvörderst ist so viel sichtbar. Je lebhafter und wohlgeordneter die Phantasie ist, desto schneller und richtiger, wenn alles übrige gleich ist, kann der gemeine Menschenverstand wirken. Denn desto klärer werden die Merkmale der Dinge vorgestellt, deren Vergleichung zur Beurtheilung der letztern dient. Dies gilt freilich zunächst nur von Beurtheilung der sinnlichen Gegenstände; allein dadurch wird das Vermögen überhaupt geübt. Eben diese Lebhaftigkeit aber kann ihm auch nachtheilig werden. Mit der Vorstellung eines gegebnen Gegenstandes können sich Bilder der Phantasie vergesellschaften, wodurch 1) in der erstern diejenigen Merkmale verdunkelt werden, von denen die Erkentniß der Wahrheit oder Unwahrheit abhängt, oder die sich 2) mit der erstern so verbinden, daß sie als dazu gehörige Merkmale beurtheilt werden, da

sie

sie dieses doch nicht sind. Das ist immer um so eher möglich, je lebhafter und stärker die Bilder der Phantasie werden können. In der Hitze eines Streites z. B. wird derjenige, der Unrecht hat, dies einzusehen gehindert durch die vergesellschaftete, eitle Furcht vor dem Schimpfe, geirrt zu haben; und einer eingebildeten Schönen zeigt der gefällige Spiegel alle die Reize, die ihr interessirte Schmeichler angedichtet haben. Auf eine ähnliche Art besticht das Vorurtheil des Ansehns in unzählichen Fällen den gemeinen Menschenverstand, und zwar nicht bloß bei den Ungebildeten, die ihren Verstand gefangen nehmen unter den Gehorsam des Glaubens; sondern auch bei solchen, die Kenner und Beförderer der Wissenschaften zu seyn vermeinen.

Der gemeine Menschenverstand hat, wie der reine Verstand, seine Kategorien, die er bei seinen Urtheilen gebraucht, und die zu entwickeln und darzustellen einer Theorie dieses Vermögens aufbehalten bleibt. Ich bemerke hier nur: daß diese Kategorien empirischen Ursprungs, und von der Einbildungskraft abhängig sind. Es sind solche unbestimmte Bilder, deren oben Erwähnung geschehen ist (§. 9.). Sie stellen die sinnlichen Merkmale von den allgemeinen Gattungen der Dinge vor, und werden durch das Abstraktionsvermögen der Einbildungskraft gebildet. Hier zeigt sich also der größte Einfluß, den die Phantasie auf den gemeinen Menschen-

verstand hat. Die Richtigkeit seiner Beurtheilung der einzelnen Dinge ist von den Kategorien abhängig.

§. 54.

Auf eine völlig ähnliche Art verhält es sich mit dem moralischen Gefühle. Je lebhafter die Einbildungskraft ist, je anschaulicher und klärer sie die Gegenstände darstellt, desto leichter empfindet der innere Sinn, auf die oben angedeutete Art, ihre Harmonie oder Disharmonie mit den moralischen Gesetzen; desto schneller und richtiger sind also die Urtheile des moralischen Gefühls. Jedoch kann auch diesem Vermögen jene Lebhaftigkeit Abbruch thun. Denn mit der Vorstellung eines gegebnen Gegenstandes, etwa einer Handlung, können sich Bilder der Phantasie vergesellschaften, wodurch 1) die Merkmale des Gegenstandes verdunkelt werden, woran das Gute oder Böse desselben würde erkannt werden; oder die 2) sich mit der Vorstellung desselben so verknüpfen, daß sie als dazu gehörige Merkmale beurtheilt werden. Wie viel verliert nicht die edelste Handlung in unserm Urtheile, wenn sich damit das Bild einer gehaßten Person associirt, welche die Handlung ausübte. Wie dienstfertig bedeckt dagegen der Mantel der Liebe das Unmoralische in den Handlungen geliebter Personen! Wie gern verzeihen wir auch einem Gleichgültigen die schlechten Handlungen, womit sich das Bild des drückenden Elends lebhaft

haft verknüpft, das ihn dazu verleitete! In dem zweiten Beispiele kommen beide Wirkungsarten der Phantasie zusammen. Das Bild der geliebten Person verdunkelt die entgegen stehende, unangenehme Vorstellung der unmoralischen Handlung, und das angenehme Gefühl des innern Sinnes, wovon das erstre begleitet ist, wird als zu der letztern Vorstellung gehörig angesehen, und dadurch das Urtheil über die Handlung gemildert.

So wie die Phantasie dem gemeinen Menschenverstande eine Art von Kategorien liefert, so bildet sie auch von den Arten der Handlungen gewisse Schemata, nach welchen die einzelnen Urtheile des moralischen Gefühls sich richten. Diese Schemata sind gleichfalls unbestimmmte Bilder, und enthalten die allgemeinen, sinnlichen Merkmale von den Gattungen der, für recht oder unrecht erkannten, Handlungen. Einen merklichen Einfluß auf sie haben die Gewohnheiten, die Gebräuche, die Meinungen und Vorurtheile von dem Anständigen und Unanständigen, kurz alle Verhältnisse, worin sich die Personen befinden. Eben diese modificiren daher das moralische Gefühl, als welches in seinen Urtheilen von jenen Vorstellungen der Einbildungskraft abhängig ist.

§. 55.

Da der Geschmack mit dem gemeinen Menschenverstande und mit dem moralischen Gefühle

so nahe verwandt ist, da er, wie diese, in seinen Urtheilen durch den inneren Sinn zunächst bestimmt wird; so leidet er auch einen ganz ähnlichen Einfluß von der Phantasie. Die Einbildungskraft stellt das Mannichfaltige eines schönen Gegenstandes dar (wie z. B. bei der Lesung eines schönen Gedichts), und ist in diesem ihren Spiele mit dem Verstande in Harmonie; in dem Mannichfaltigen muß Einheit für den Verstand seyn. Je vollkommner also die Einbildungskraft ist, je besser sie folglich das Mannichfaltige des Objekts auffaßt und darstellt; desto lebhafter und angemessener wird das dadurch bestimmte Gefühl des innern Sinnes; desto vollkommner mithin auch das hiervon abhängige Urtheil des Geschmackes. Wer mit einer feurigen Phantasie begabt ist, wird daher von vielen Schönheiten gerührt, und begeistert, wobei andere kalt bleiben, oder doch nicht merklich erwärmt werden.

Dennoch kann eine sehr große Lebhaftigkeit der Einbildungskraft auch den Geschmack beeinträchtigen, und zwar auf die nämliche Art, wie sie den gemeinen Verstand und das moralische Gefühl besticht.

Mit der Vorstellung eines gegebnen Gegenstandes können sich Einbildungen vergesellschaften, wodurch die Merkmale, die den Geschmack bestimmen würden, ihn für schön oder häßlich zu erklären, verdunkelt werden, oder wodurch we-

nigstens das Gefühl des innern Sinnes verdunkelt wird, was aus der Darstellung dieser Merkmale entspringt. Alsdann entsteht ein falsches Geschmacksurtheil, das, je nachdem jene Merkmale beschaffen sind, entweder zu günstig, oder zu ungünstig ausfällt. Diese Art von falschen Geschmacksurtheilen erzeugt z. B. der Künstlerneid, der gegen fremde Werke allemal ungerecht ist. Da es nun demselben, leider! so leicht wird, die Künstler aller Art zu beschleichen; so ist es in den meisten Fällen unbillig, von ihnen zu glauben, daß sie die Werke ihrer Nebenbuhler geflissentlich, wider beßre Ueberzeugung, herabsetzen. Sie meinen wirklich, unpartheiisch darüber zu urtheilen. Oder, wenn sich ein niedriger Geist unter der Maske eines reizenden Gesichts verbirgt, und uns beim Anblicke des letztern Handlungen des erstern einfallen; so wird das Wohlgefallen an der Schönheit verdunkelt, und das Geschmacksurtheil, ohne daß wir es ahnden, verderbt.

2) Mit der Vorstellung eines gegebnen Gegenstandes können sich Einbildungen vergesellschaften, die, wenn sie auch dunkel bleiben, von einem merklichen Wohlgefallen oder Misfallen begleitet sind. Dieses Wohlgefallen oder Misfallen kann, nach dem gewöhnlichen Schlusse: cum hoc, ergo propter hoc, angesehen werden, als wenn es bloß von der erstern Vorstellung herrühre. Das Geschmacksurtheil über den Gegenstand dieser Vorstellung muß also wiederum

unrichtig werden, entweder zu vortheihaft oder zu nachtheilig ausfallen. Das ist der Fall mit sehr vielen Urtheilen der Männer über weibliche Schönheit, und umgekehrt. Mit dem Wohlgefallen an der wirklichen Schönheit verknüpft sich ein anderes, das Wohlgefallen an Reizen, die, wenigstens zum Theil, durch die Phantasie vorgestellt werden. Beide Arten des Wohlgefallens fließen oft in einander, und bestechen so den Geschmack. Daher sind die gedachten Urtheile selten reine Urtheile des Geschmacks. Ein Gegenstand, der die Phantasie zur Darstellung vieler Reize belebt, wird oft für schöner gehalten, als ein andrer, der ihn an ächter Schönheit weit übertrift. Eben so ergeht es nicht selten den Urtheilen über Werke der schönen Künste. Wenn wir z. B. ein erträgliches Lied zum erstenmale in einer fröhlichen Gesellschaft und mit völlig heiterer Laune singen; so kann es sich dadurch zu dem Range eines Lieblingsliedes erheben. Das Wohlgefallen, das von den vergesellschafteten Vorstellungen abhängt, schmiltzt mit dem Wohlgefallen an dem Liede zusammen.

Der gemeine Verstand erhielt von der Einbildungskraft gewisse Kategorien, das moralische Gefühl gewisse Schemata; und eben so liefert sie dem Geschmacke gewisse Vorbilder der Schönheit, denen gemäß die einzelnen Urtheile desselben gefällt werden. Diese Vorbilder enthalten die allgemeinen Merkmale der Schönheit für die Gattungen, oder auch Arten, der Din-

ge. So hat z. B. die Phantasie ein Bild von derjenigen Statur eines Mannes, die für die schönste gehalten wird; und darnach richtet der Geschmack in einem gegebnen Falle. Zu diesen Vorbildern der Schönheit gehören auch diejenigen Bilder der Phantasie, welche H. Kant ästhetische Normalideen, nennt; und welche das darstellen sollen, ohne welches ein Ideal der Schönheit für ein Ding von bestimmter Art nicht bestehen kann, also das bloß Schulgerechte. Er glaubt, ihren Ursprung in folgendem zu finden. Die Phantasie hat die Bilder von mehrern Individuen einer gewissen Art, die in ihren Formen alle von einander abweichen, aufgefaßt. Diese Bilder vergleicht sie untereinander, oder läßt sie gleichsam aufeinander fallen, und bringt dadurch das Bild eines Gegenstandes von mittlerer Form heraus, welches dann die Normalidee abgiebt. So entsteht die Normalidee für die Beurtheilung der Statur eines schönen Mannes dadurch, daß die Phantasie die Vorstellungen vieler, sehr kleinen, und sehr großen Männer zusammen schmilzt, und dadurch das Bild eines Mannes von mittlerer Statur hervorbringt. Nach Hr. Kants Meinung ist der Mechanismus, wodurch dies bewirkt wird, unerklärlich. Vielleicht aber dient folgendes zur Beurtheilung der Sache. Die Vorstellung der mittlern Größe braucht nicht erst von der Phantasie aus Vergleichungen andrer erzeugt zu werden. Das Bild davon entsteht unmittelbar aus dem Anschauen der Gegenstände.

Denn die meisten Individuen einer jeden Art haben diese mittlere Größe. Die Frage ist also nur: wie es komme, daß die Vorstellung derselben zur Normalidee, zum Vorbilde der Schönheit gebraucht wird? Dies scheint nun allerdings nicht bloß das Werk der Einbildungskraft, sondern hauptsächlich des Urtheilsvermögens zu seyn. Da die mittlere Größe diejenige ist, der sich die meisten Individuen einer gegebnen Art nähern; so wird sie als dieser Art eigenthümlich angesehen, und die Abweichung davon als Unregelmäßigkeit betrachtet. Je weniger aber das Mannichfaltige eines Gegenstandes regelmäßig ist, desto weniger Einheit für den Verstand; wenn sonst alles übrige gleich ist. Zur Schönheit eines Objektes aber wird erfordert, daß unser anschauendes Vermögen nicht bloß ins Spiel gesetzt werde; sondern daß es auch mit dem Verstande in Harmonie bleibe: daß dieser in dem Mannichfaltigen des dargestellten Gegenstandes Einheit finde. Dazu kömmt noch, daß alles Natürliche gefällt; die mittlere Größe aber für ein Ding von einer bestimmten Art die natürlichste ist. Das scheinen die Gründe zu seyn, warum die ästhetische Normalidee gerade die mittlere Größe für die Beurtheilung jeder specifischen Schönheit zum Richtmaaße macht.

§. 56.

Woher aber nimmt die Einbildungskraft die Vorbilder der Schönheit? Entstehen sie erst aus der

der Erfahrung, oder sind sie Vorstellungen a priori? in welchem letztern Falle sie Urbilder der Schönheit heißen könnten. Es hat Philosophen gegeben, die das Daseyn solcher Urbilder behauptet haben; andre läugnen es. Wenn sich aber die letztern darauf berufen, daß noch niemand diese Urbilder wahrgenommen habe*); so beweiset das nur so viel, daß dieselben nicht eher zum klaren Bewußtseyn kommen, bevor sie nicht durch Gegenstände der Erfahrung entwickelt werden. Deshalb aber könnten sie doch vor aller Erfahrung in der Phantasie wirklich seyn. Es würde ihnen gehen, wie den Verstandesbegriffen a priori, die ebenfalls nicht eher zum Bewußtseyn kommen, bis sie durch, ihnen entsprechende, Gegenstände der Erfahrung entwickelt werden. Inzwischen ergiebt sich aus einem andern Grunde, daß Urbilder der Schönheit unmöglich sind. Nämlich da dieselben doch Bilder der Phantasie und Anschauungen wären; so wären sie individuel bestimmte Vorstellungen, und doch durch nichts bestimmt. Denn durch einen äußerlichen Gegenstand können sie nicht bestimmt seyn, weil sie sonst keine Vorstellungen a priori wären; durch das bloße Vorstellungungsvermögen aber auch nicht, weil sich dieses gegen jede Vorstellung gleichgültig verhält. Mithin müssen die Vorbilder der Schönheit aus der Erfahrung entstehen. Die Phantasie erzeugt sie aus der Wahrnehmung mehrerer Gegenstände einer Art

*) S. Hn. Heydenreichs Aesthetik.

durch Hülfe ihres Abstraktionsvermögens und der Dichtungskraft.

Folglich hat Vollkommenheit und Unvollkommenheit der Empfindungen, mithin auch Schärfe und Stumpfheit der Sinne, auf die Vorbilder der Schönheit einen merklichen Einfluß. Dasselbe gilt von den äusserlichen Gegenständen, aus deren Wahrnehmung jene Vorbilder erzeugt werden. Das Vorbild einer schönen weiblichen Figur oder Gesichtsbildung muß in der Phantasie eines Chinesen anders beschaffen seyn, als bei einem Franzosen oder Italiäner. Bei dem Entstehen dieser Vorbilder muß allerdings auch der Geschmack mitwirken. Denn kein Bild der Phantasie kann zu dem Range eines solchen erhoben werden, bevor nicht das Objekt desselben von dem Geschmacke für schön erklärt ist. Inzwischen können sie doch den Geschmack nachher verderben. Er kann sich gewöhnen, nach einmal angenommenen Vorbildern zu urtheilen. Diese Gewohnheit kann ihn nachher hindern, ächte Schönheiten anzuerkennen, wofern sie jenen Bildern, die einseitig oder gar unrichtig aufgefaßt seyn können, nicht angemessen sind. Auf diesem Wege geht z. B. für den Chinesen die Schönheit einer freien gewölbten Stirn, großer Augen, oder einer griechischen Nase gänzlich verloren. Er hat sich angewöhnt, nach Vorbildern zu richten, denen diese Schönheiten nicht angemessen sind.

Es ist also weit entfernt, daß der menschlichen Seele angeborne Vorbilder der Schönheit beiwohnen sollten, die dem Geschmacke zur untrüglichen Norm seiner Beurtheilungen dienen könnten. Vielmehr sind sie empirischen Ursprungs, und können den letztern gar oft täuschen.

§. 57.

Wenn man den Begriff des Schönen im weitern Sinne nimmt, und also das Erhabne mit darunter begreift; so wird auch der Geschmack, als das Beurtheilungsvermögen des Schönen, sein Gebiet über das letztere erstrecken. Das Wohlgefallen am Erhabnen aber, wovon das Geschmacksurtheil begleitet wird, ist von einer besondern Art, und die Einbildungskraft liefert ein Ingredienz dazu, oder vielmehr, sie wirkt mit zur Erzeugung desselben. Die Kunstrichter erklären das Erhabne durch dasjenige, was den höchsten Grad der Größe hat, was sinnlich unendlich ist. Es muß folglich eine solche Größe haben, daß es in sofern von dem Sinne nicht bestimmt empfunden werden kann: dieser kann gleichsam den ganzen Umfang desselben nicht umfassen. In einem solchen Falle aber wird die Einbildungskraft veranlaßt, das Bild des Gegenstandes, nicht allein darzustellen, sondern auch zu erweitern (§. 49.): sie setzt zu der Größe desselben etwas hinzu. Da nun nichts vorhanden ist, was sie hiran hinderte, was ihr eine Gränze vor-

vorzeichnete, bei der sie müßte stehen bleiben; so fährt sie in ihrem Hinzusetzen fort, und erweckt dadurch die Idee von einer unendlichen Größe. Diese Idee ist freilich keine Vorstellung der Einbildungskraft, indem das Unendliche nicht anschaulich dargestellt werden kann, sondern ein Begriff des Verstandes; aber sie wird von der Einbildungskraft erregt. Denn es ist gleichsam eine Darstellung des Unendlichen (durch Näherung), wenn die Phantasie in der Erweiterung der Größe eines Gegenstandes durch nichts eingeschränkt ist. In einem solchen Bilde wird also die Idee des Unendlichen gleichsam in concreto vorgestellt, und folglich dadurch erweckt. Da aber das Bild der Phantasie, so sehr es auch erweitert werden mag, der Idee des Unendlichen doch niemals adäquat seyn kann (indem das anschaulich vorgestellte Objekt immer ein einzelnes ist, und eine bestimmte Größe hat); so entsteht nothwendig ein (dunkles) Gefühl von der Einschränkung unsres anschauenden Vermögens, als welches nicht zureicht, etwas zu liefern, worin der erweckte Begriff des Verstandes könnte in concreto vorgestellt werden. Das Mißfallen hierüber verbindet sich also mit dem Wohlgefallen, was die Vorstellung des Erhabnen aus andern Gründen verursacht. Das letztere ist folglich ein gemischtes Wohlgefallen. Aber eben darum doppelt reizend. Nach dem Gesetze des Kontrastes wird das Wohlgefallen, was aus der erregten Idee des unendlich Großen entsteht, durch die

Un-

Unlust, die das Gefühl unsers Unvermögens begleitet, noch mehr erleuchtet und verstärkt.

Aus dieser Ursache ist auch das Wohlgefallen am Erhabnen dauerhafter, als das am Schönen in engrer Bedeutung, und überhaupt gewissermaaßen edler als das letztre, da es die Seelenkräfte zu größern Thätigkeiten belebt.

§. 58.

Da das Wesentliche des Gedächtnisses nichts anders ist, als die Urtheilskraft selbst, insofern sie die Identität gegenwärtiger Vorstellungen mit vergangnen erkennt (§. 8.); so sind die Wirkungen des erstern freilich keine Vorstellungen der Phantasie, wie einige wollen; aber sie sind doch von dem letztern Vermögen größtentheils abhängig. Denn wenn wir uns an eine Vorstellung, oder ihren Gegenstand erinnern sollen; so wird erfordert, daß sie zuvor wieder hervorgebracht werde. Dies letztre geschieht, wenn nicht der Gegenstand von neuem wieder empfunden wird, in den meisten Fällen durch die Einbildungskraft. Denn, wenn auch die Vorstellung kein Bild der Phantasie, sondern ein Begriff des Verstandes ist; so ist sie doch mit einem Zeichen verbunden, welches etwas Sinnliches ist, und von der Einbildungskraft vorgestellt wird. Durch Hülfe dieser Zeichen aber, die also die Phantasie erweckt, werden die Begriffe des Verstandes größtentheils ins Gedächtniß zurück gerufen. Die

Phan-

Phantasie hat also auf das Gedächtniß einen weit ausgebreiteten Einfluß.

Hierauf müssen auch die meisten Regeln gebaut werden, welche dienen sollen, das Gedächtniß zu erleichtern. Sie müssen anzeigen, wodurch die Wiedererweckung der Vorstellungen, die man dem Gedächtnisse einprägen will, befördert wird. Dazu können noch andre kommen: Regeln, welche lehren, wie das Gedächtniß am vortheilhaftesten geübt werden müße. Der Inbegriff aller dieser Regeln macht die Kunst der Verbesserung des Gedächtnisses aus. Will man diese unter der Gedächtnißkunst (ars mnemonica) verstehen; so ist eine solche allerdings möglich. Soll aber die Gedächtnißkunst einen Inbegriff von Regeln bedeuten, durch deren bloße Erkenntniß das Gedächtniß verbessert würde; so ist sie etwas Unmögliches. Denn das Gedächtniß ist ein Zweig der Urtheilskraft. Nun kann diese zwar nach allgemeinen Regeln urtheilen; allein zur Vollkommenheit dieser Urtheile gehört zweierlei. Einmal eine Kenntniß der allgemeinen Regel, und sodann Richtigkeit der Subsumtion eines gegebenen Falles unter die allgemeine Regel. Da nun diese Subsumtion selbst ein Urtheil ist; so wird schon eine grössere Vollkommenheit der Urtheilskraft vorausgesetzt, wenn durch Hülfe allgemeiner Regeln vollkommnere Urtheile möglich seyn sollen. Jene Vollkommenheit kann also nicht durch eine Kenntniß allgemeiner Regeln allererst

her-

hervorgebracht werden. Aus dieser Ursache ersetzt auch keine Schulgelehrsamkeit den sogenannten Mutterwitz, und Uebung ist das einzige, was die Urtheilskraft verbessern kann.

Folglich kann auch die Kenntniß gewisser, allgemeiner Regeln kein Mittel seyn, wovon sich eine Verbesserung des Gedächtnisses erwarten ließe. Dazu kömmt noch, daß jede Erinnerung vermittelst eines individuellen Merkmales geschieht. Denn die allgemeinen Merkmale einer Vorstellung gestatten eine Verwechselung mit vielen andern; durch sie also können wir uns nicht bewußt werden, daß die gegebne Vorstellung die nämliche sey, die wir schon einmal hatten (§. 36.). Allgemeine Regeln aber können eben darum, weil sie allgemein sind, von den individuellen Merkmalen einer gegebnen Vorstellung nichts lehren; folglich auch nichts helfen, uns an die gegebne Vorstellung zu erinnern.

Da diejenigen Regeln, durch deren Beobachtung die Wiedererweckung der Vorstellungen erleichtert und das Gedächtniß also unterstützt wird, den Einfluß näher offenbaren, den die Einbildungskraft auf das Gedächtniß hat; so müssen die vorzüglichsten davon hier bemerkt werden.

1) Wenn man eine Reihe von Vorstellungen dem Gedächtnisse einprägen will; so vermeide man anfänglich alle andern starken Vorstellungen, sowohl die zugleichseyenden, als auch die

un-

unmittelbar vorhergehenden und nachfolgenden. Denn dadurch wird die Klarheit, und folglich (§. 28.) die Erweckbarkeit der erstern vermehrt. Aus der Ursache behalten wir z. B. eine Rede leicht, die wir des Abends vor dem Einschlafen und des Morgens beim Erwachen durchlesen.

2) Haben wir aber die Vorstellungen beinah inne; so müssen wir sie auch klar zu machen suchen, während daß andre starke Vorstellungen wirklich sind; damit wir hierin eine Fertigkeit erlangen. Denn sonst wird uns das Gedächtniß verlassen, wenn es darauf ankömmt, uns zu erinnern, zu einer Zeit, wo andre starke Vorstellungen nicht vermieden werden können. So kann derjenige, der eine auswendig gelernte Rede öffentlich vortragen soll, durch den Schall seiner eignen Stimme gestört werden.

3) Man suche die zu behaltenden Vorstellungen in einen leicht faßlichen Zusammenhang zu bringen. Denn wenn alsdann eine von ihnen nachher gegeben wird; so associiren sich nicht bloß die übrigen damit, sondern es werden diese auch, vor allen übrigen vergesellschafteten Vorstellungen, zuerst zum Bewußtseyn gebracht (§. 38.).

4) Man empfinde das, was man dem Gedächtnisse einprägen will, oder etwas damit Verbundnes, wo möglich, durch mehrere Sinne. Dadurch wird die extensive und intensive Klarheit der Vorstellung vermehrt, und die Wieder-

erweckung derselben erleichtert, wie z. B. wenn man sich eine Rede laut vorlieset (§. 28).

5) Da das Gedächtniß, wie vorhin bemerkt ist, vermittelst der individuellen Merkmale der Dinge wirkt; so richte man die Aufmerksamkeit bei der Vorstellung eines zu behaltenden Gegenstandes auf irgend ein individuelles Merkmal desselben mit besondrer Anstrengung, damit dieses im höhern Grade klar, und folglich (28) die Wiedererweckung desselben erleichtert werde. Ein solches Merkmal, das übrigens ein inneres oder äußres seyn kann, wird nachher die Erinnerung an den Gegenstand ungemein befördern. Nach dieser Regel verfährt man auch im gemeinen Leben. Man will z. B. eine Rede auswendig lernen; so strengt man sich vorzüglich an, einige individuelle Merkmale aufzufassen. Zu den innern gehören einzelne Begriffe, die in einer Periode, in einem Absatze jedesmal die wichtigsten, die neuesten u. s. f. zu seyn scheinen; oder besondre Anwendungen einzelner Sätze, besondre Uebergänge, besondre Bilder, in welchen allgemeine Gedanken in concreto gedacht werden: zu den äussern, alles besondre, was in dem Ausdrucke liegt, oder auch was mit demselben verbunden wird. Unter dem letztern verstehe ich die sichtbaren Merkmale, die man mit den Schriftzeichen verbindet, z. B. ein Kreuz, das man an den Rand setzt. Durch Vermittelung dieser Zeichen werden freilich zunächst nur die damit ver-

gesellschafteten Schriftzeichen wieder erweckt. Allein an diesen hangen die Vorstellungen selbst, welche die Rede enthält. Hieher gehört die Mitwirkung der memoria localis. Denn der Ort, worin die sichtbaren Zeichen der Gedanken wirklich sind, ist auch ein äußres, individuelles Merkmal der letztern. Man muß folglich dafür sorgen, daß dieser Ort nicht verändert werde; muß also eine Rede nicht öfters abschreiben, wenigstens nicht so, daß die Perioden auf andern Seiten, oder Theilen der Seiten, als vorher, zu stehen kommen.

6) Bei Erlernung einer Rede präge man sich zuvörderst bloß die Folge der Hauptgedanken ein. Da ihrer wenige sind; so können sie leicht gefaßt werden: und hat man diese erst inne; so vergesellschaften sich damit sehr leicht die Nebengedanken, die zur Ausführung dienen. Soll die Rede öffentlich vorgetragen werden; so wiederhohle man kurz vorher ebenfalls bloß die Reihe der Hauptgedanken. Diese kann man ohne Anstoß durchlaufen, und das Gefühl, daß man die ganze Rede inne habe, wird den Vortrag derselben erleichtern. Wollte man die ganze Reihe der, zu der Rede gehörigen, Vorstellungen durchgehen; so würde man, bei einiger Furchtsamkeit (die zu dieser Zeit immer am größten ist), fast unvermeidlich anstoßen. Dadurch aber würde Aengstlichkeit erregt und das Gedächtniß gestört werden.

So wie die Lebhaftigkeit der Phantasie auf die oben erwähnten Zweige der Urtheilskraft einen schädlichen Einfluß haben kann, eben so kann sie auch, auf eine ähnliche Art, dem Gedächtnisse nachtheilig werden. Wenn ein Gegenstand gegeben wird, und die Phantasie das Bild eines andern, ihm ähnlichen darstellt; so können die übereinstimmenden Merkmale beider sich leicht zu einer solchen Klarheit erheben, daß die Vorstellung von ihrer Verschiedenheit verdunkelt, und beide Gegenstände für einerlei gehalten werden. Das giebt einen Irrthum des Gedächtnisses. Dergleichen Irrthümer entstehen um so häufiger, je thätiger überdem der Witz ist. Denn dieses Vermögen sucht die übereinstimmenden Merkmale der Vorstellungen auf. Deshalb pflegen sich auch diejenigen, die gern für witzige Köpfe gelten wollen, oft über die Untreue ihres Gedächtnisses zu beklagen. Eine verdächtige Demuth, (wie denn überhaupt das freiwillige Geständniß unsrer eignen Fehler, entweder noch größre in den Schatten, oder irgend eine Vollkommenheit ins Licht, zu stellen gewöhnlich beabsichtigt); eine Demuth, die hier überdem noch sehr zweideutig ist. Denn, wenn der Scharfsinn eben so groß wäre, als der Witz; so würde er die Irrthümer des Gedächtnisses verhindern, die der letztre veranlaßt.

Aus dem allen ergiebt sich, wie unrichtig die Behauptung sey: daß vielfache, anhaltende

Uebung und Vervollkommnung des Gedächtnisses der Urtheilskraft schade, und bloß der Phantasie eine Fertigkeit erwerbe, erlernte Vorstellungen wieder hervorzubringen. Denn nicht zu gedenken, daß ein hoher Grad der Vollkommenheit des Gedächtnisses auch einen geübtern Scharfsinn voraussetzt, (der also bei einer merklichen Verbesserung des Gedächtnisses erworben werden muß): des Einflusses ferner zu geschweigen, den das Gedächtniß auf die meisten übrigen Vermögen der Seele dadurch hat, daß es ihnen zu ihren Wirkungen Materialien liefert; so ist ja das Gedächtniß selbst ein Zweig der Urtheilskraft, und diese muß also eben dadurch, daß man das Gedächtniß verbessert, zugleich auch geübt werden. Freilich muß die Urtheilskraft höchst einseitig werden, wenn man bloß das Gedächtniß übt, und die Bildung der übrigen Zweige der erstern vernachlässigt. Aber eben so schädlich ist es gewiß, die Uebung des Gedächtnisses so sehr zu verabsäumen, als es die neuere Erziehungskunst zum Theil für zuträglich gehalten hat. Dazu kömmt noch, daß das Gedächtniß derjenige Zweig der Urtheilskraft ist, der am leichtesten zu einiger Vollkommenheit gebracht, dessen Uebung also am bequemsten dazu gebraucht werden kann, die Bildung der übrigen Zweige des erstern Vermögens vorzubereiten.

§. 59.

Die noch übrigen Zweige der sinnlichen Urtheilskraft sind der sinnliche Witz und Scharfsinn.

Da

Da die anschaulichen Gegenstände, worüber diese Vermögen urtheilen, wofern man sie nicht empfindet, durch die Einbildungskraft vorgestellt werden; so sind die Wirkungen der erstern Vermögen von der letztern abhängig. Je mehr extensive Größe die Phantasie hat, je reichhaltiger und abwechselnder also die Reihen ihrer Bilder sind, desto mehr Stoff für den Witz und Scharfsinn. Je mehr intensive Größe sie ferner hat, je lebhafter also die Objekte und ihre Merkmale vorgestellt werden; desto leichter ist es, diejenigen Bestimmungen an ihnen zu entdecken, worin sie übereinstimmen, oder sich von einander unterscheiden, auch dann, wenn diese Bestimmungen im höhern Grade verborgen, und schwer zur klaren Erkentniß zu bringen sind. Die Lebhaftigkeit der Phantasie macht es dem Witze und Scharfsinne fernermöglich, schnell und ohne bemerkbare Anstrengung zu wirken: eine Vollkommenheit, die den letztern Vermögen einen vorzüglichen Werth giebt, zumal für den Gebrauch im gemeinen Leben.

Bei dem allen aber können Witz und Scharfsinn von einer sehr lebhaften Phantasie beeinträchtigt, und zu falschen Urtheilen verleitet werden. Es wird ein Gegenstand A gegeben: die Phantasie stellt einen andern B vor, der mit dem erstern einige Merkmale gemein hat. Werden diese Merkmale im hohen Grade klar vorgestellt; so verdunkeln sie leicht diejenigen, wodurch sich A und B unterscheiden und der Scharfsinn wird betrogen.

trogen. Eben so auch umgekehrt bei einer Wirkung des Scharfsinnes.

Die nämliche Lebhaftigkeit kann auch den Witz verleiten, daß er eine Aehnlichkeit unter Dingen zu finden glaubt, die ihnen entweder gar nicht, oder doch nicht in einem solchen Grade zukömmt. Mit A und B sind zufällige, äussere Bestimmungen vergesellschaftet, die mit einander einerlei sind. Diese Bestimmungen werden im hohen Grade klar und lebhaft vorgestellt, und dadurch die innern Merkmale von A und B zugleich verdunkelt. Alsdann kann der Witz, zumal da er Aehnlichkeiten zu entdecken strebt, A und B selbst für ähnlich halten, und er ist betrogen. Das ist z. B. der Fall bei den Wortspielen, als solchen. Hierin werden Dinge als ähnlich vorgestellt; da doch keinesweges unter diesen Dingen, sondern nur in ihrer Bezeichnung eine Aehnlichkeit angetroffen wird.

Vierte Abtheilung

Von dem unmittelbaren Einflusse der Phantasie auf das vernunftähnliche Vermögen.

§. 60.

Das vernunftähnliche Vermögen, diese reichhaltige Quelle von Wahrheit und Irrthum, ist dem

dem Einflusse der Phantasie gleichfalls unterworfen. Das läßt sich im Allgemeinen daraus abnehmen, daß dasselbe von der Urtheilskraft abhängt (37. 8.), und diese wieder von der Einbildungskraft Einwirkungen leidet (vorig. Abth.)

Wir müssen aber den Zusammenhang dieser Vermögen, und die Art, wie sich die Phantasie in dieser Verbindung wirksam bezeigt, etwas näher untersuchen. Ich habe oben §. 37. die Grundsätze angemerkt, nach denen das Vernunftähnliche schließt. Diese Grundsätze werden zu Obersätzen seiner Schlüsse gebraucht, und die Phantasie liefert in den meisten Fällen die Untersätze dazu; indem sie der Urtheilskraft den Stoff zu denjenigen Urtheilen darbietet, welche die gedachten Untersätze abgeben. Der erste Grundsatz des Vernunftähnlichen war dieser: Was mit einer Sache zum Theil einerlei ist, das ist ganz damit einerlei. Nun wird A gegeben, und B, was mit A mehrere Bestimmungen gemein hat, wird von der Phantasie vorgestellt. Daraus entspringt das Urtheil: daß A und B zum Theil einerlei seyn, ein Untersatz zu dem angeführten Obersatze. Eben so verhält es sich in Absicht auf den, hiermit völlig gleichartigen, Grundsatz: Was öfters so war, das ist immer so (37.)

Da sich ferner die Dinge vergesellschaften, die wir (zumal öfters) zusammen wahrgenommen haben; so liefert die Einbildungskraft auch Untersätze zu dem zweiten Obersatze des Vernunftähn-

lichen (37): Was zusammen ist, das ist Ursache und Wirkung von einander. A wird gegeben: damit vergesellschaftet sich B, was schon sonst mit A zusammen war. Daraus entspringt das Urtheil: B sey mit A zusammen: ein Untersatz zu dem vorigen Obersatze. Jedoch ist zu merken, daß ein Schluß dieser Art kein einfacher, sondern ein zusammengesetzter Schluß ist. Denn daß B mit A zusammen sey, wird in dem gesetzten Falle auch geschlossen, und zwar nach dem Obersatze: Was öfter so war, das ist immer so. Soll also ein Schluß dieser Art einfach seyn; so muß nicht allein A, sondern auch B, ohne Hülfe der Association, gegeben werden.

Das dritte Princip des Vernunftähnlichen heißt (37): Von zweien (nicht gerade kontradiktorisch) engegen gesetzten Dingen ist das eine wahr. Nun werde A als falsch vorgestellt; so associirt sich damit das entgegen stehende B (30). Daraus entsteht das zum Untersatze des Schlusses dienende Urtheil: A ist falsch, und B steht ihm entgegen, worauf denn der Schlußsatz gebaut wird: also ist B wahr.

Endlich schließt das Vernunftähnliche noch in dieser Form (37): Was ich nicht erfahre, das ist nicht. Nun werde vorgestellt: daß mit A die (innre oder äußre) Bestimmung B verbunden sey. Nachher werde A gegeben, und B durch keinen Sinn wahrgenommen; so wird dennoch die Vorstellung von B erweckt werden. Dadurch

ist der Untersatz des Schlusses gegeben: ich erfahre nicht, daß B wirklich sey. Dieser, mit dem angeführten Obersatz verbunden, erzeugt den Schlußsatz: B ist nicht wirklich. Dieses Verfahren findet auch dann seine Anwendung, wenn B keine Bestimmung von A, sondern ein andrer, für sich bestehender, Gegenstand ist.

§. 61.

Aus dem allen erhellet: daß die Phantasie eine große Menge von Schlüssen des Vernunftähnlichen veranlaßt, und daß von ihr die Richtigkeit, oder Unrichtigkeit derselben zum Theil abhängt. Denn die Wahrheit eines Schlusses beruht zum Theil auf seinem Untersatze. Demnach ist auch die Einbildungskraft in sofern gewissermaaßen als die gewöhnliche, letzte Quelle der Täuschungen zu betrachten, wodurch uns das Vernunftähnliche zu hintergehen pflegt. Epikur lehrte: daß die Götter eine menschliche Gestalt haben. Denn, schloß er, sie haben Vernunft, wie die Menschen, also auch eine Gestalt, wie sie. Das war ein Schluß des Vernunftähnlichen nach dem ersten Princip. Dazu setzte er, wie Cicero berichtet, noch einen andern, nach dem vierten Grundsatze. Dieser lautete so: Da wir die Vernunft nirgends finden, als bei Wesen mit einer menschlichen Gestalt; so existirt sie auch nirgends weiter. Die Götter folglich, wofern sie Vernunft haben sollen, müssen mit der nämlichen Gestalt begabt seyn. Was waren

diese Schlüsse anders, als ein Werk der Phantasie? in sofern wenigstens, als diese die Prämissen dazu zum Theil darbot. Aus ähnlichen Schlüssen entspannen sich durch Hülfe der Einbildungskraft, zur Zeit der poetischen Philosophie unter den Griechen, die Ideen von dem Ursprunge der Welt. Zuerst war sie gewachsen, wie eine Pflanze: nachher, da man anfing, Leben, Thätigkeit und Ordnung in ihr zu bemerken und sie mit einem beseelten Wesen zu vergleichen, war sie auch, einem Thiere gleich, erzeugt.

Es ist oben (§. 50) einer Art des Sinnenbetrugs Erwähnung geschehen, und dabei bemerkt: daß die Phantasie denselben zunächst veranlasse. Die übrigen Arten sind von ihr zwar nicht so unmittelbar, oft aber doch mittelbar, abhängig. In jedem Sinnenbetruge wird etwas als wirklich vorgestellt, was es nicht ist. Daß aber etwas wirklich sey, wird entweder durch die Sinne empfunden, oder durch einen Schluß herausgebracht. Eins von beiden muß also auch beim Sinnenbetruge der Fall seyn. Das erstre nun ist unmöglich. Denn sofern ein Gegenstand durch den Sinn empfunden wird, ist er auch wirklich, weil die Empfindung eine Einwirkung von ihm nothwendig voraussetzt. Also durch einen Schluß! Aber durch was für einen? Durch keinen Schluß der Vernunft. Denn die Schlüsse der Vernunft sind objektiv wahr. Also durch einen Schluß des Vernunftähnlichen. Dieser

ses Vermögen ist sonach bei jedem Sinnenbetruge geschäftig: und da, nach dem obigen, die Phantasie auf alle Schlüsse desselben Einfluß haben kann; so erhellet hieraus, in wiefern von ihr jeder Sinnenbetrug abhängig seyn könne. So kömmt die Einbildungskraft bei der ganzen Wirksamkeit der Skävopäie des Theaters mit ins Spiel. Sie vollendet die Gemälde, welche die Malerei nur andeuten konnte, setzt aller Orten durch Association das Fehlende hinzu, verdunkelt, was die Täuschung stöhren könnte, und veranlasset das Vernunftähnliche, uns zu überreden, daß wir sehen und hören, was wir uns bloß einbilden.

Ohne diesen Mechanismus der Seele würde sich alle Kunst vergeblich anstrengen, so wie ohne denselben alle Geistercitirer, und was dem ähnlich ist, ihr Handwerk sofort niederlegen müßten. Alle Erscheinungen und Visionen, insbesondre die schwärmerischen, und die sogenannten religiösen, würden verschwunden, und viele Betrüger und Betrogne weniger in der Welt seyn.

Fünfte Abtheilung.

Von dem unmittelbaren Einflusse der Phantasie auf den Verstand.

§. 62.

Bei dem Verstande ist der wohlthätige Einfluß am unverkennbarsten, den die Phantasie auf die ganze Ausbildung des Menschen dadurch äussert, daß sie die Möglichkeit der Sprache begründet, dessen bereits oben Erwähnung geschehen ist (§. 44.). Hier merke ich noch folgendes an.

I. Die Phantasie setzt Bilder zusammen, worin abstrakte Begriffe des Verstandes in concreto und anschaulich vorgestellt werden. Dadurch wird die Verstandeserkentniß, und folglich auch ihre Gewißheit erleichtert, das ist, ihre Evidenz wird vermehrt. Dies geschieht z. B. in der Geometrie, wo die allgemeinen Begriffe in den, von der Phantasie entworfenen, (oder auch aufs Papier hingezeichneten) Figuren in concreto vorgestellt werden, weswegen auch diese Figuren als wesentliche Zeichen der Begriffe angesehen werden können. Wenn man aber glaubt, daß die Gewißheit der allgemeinen Wahrheiten des Verstandes durch diese Bilder der Phantasie nicht bloß erleichtert werde, sondern auch aus ihnen entspringe, in ihnen ihren Grund habe; so ist das ein Schluß: cum hoc, ergo

prop-

propter hoc. Denn die Sache ist unmöglich. Ein Bild der Phantasie stellt nur etwas Einzelnes, oder Individuelles vor. In der Vorstellung des Individuellen aber kann kein allgemeines Urtheil gegründet seyn, wenn man nicht den ungereimten Schluß vom Einzelnen aufs allgemeine machen will. Ein Prädikat, was ich aus einem Bilde der Phantasie an einem einzelnen Objekte erkenne, kann darum nicht der ganzen Art oder Gattung, worunter dasselbe gehört, zugeschrieben werden. Daß also jenes Prädikat der ganzen Art oder Gattung zukomme, das muß ich aus Begriffen des Verstandes erkennen: diese stellen das Allgemeine vor. Wollte ichs umgekehrt machen; so würde das nicht besser seyn, als das Verfahren derer, die einen ganzen Stand verachten, wenn sie einzelne schlechte Mitglieder desselben gefunden haben. Der Wahrheitsgrund allgemeiner Urtheile kann demnach nicht in Bildern der Einbildungskraft liegen, jene können durch diese nicht gewiß werden. Nur die Evidenz können die letztern vermehren, indem sie die abstrakte Erkentniß des Verstandes, als wesentliche Zeichen für die allgemeinen Begriffe, erleichtern. Aber auch das ist schon ein großer Gewinn, den der Verstand von der Einbildungskraft zieht, und er hat also der letztern die Vollkommenheit einiger der vollendetsten Wissenschaten zu danken.

§. 63.

II.) Daß die Bilder der Phantasie es möglich machen würden, ohne Worte zu denken, wenn auch

auch hierzu sinnliche Zeichen der Begriffe nothwendig erforderlich wären, ist schon anderwärts (§. 9.) bemerkt. Ich setzte hinzu: Da doch zum wenigsten die meisten Begriffe des Verstandes mit sinnlichen Zeichen, welche die Einbildungskraft aufbewahrt, verbunden werden, und da es durch die letztern, als durch individuelle, äussere Merkmale der erstern, erleichtert wird, sich an diese zu erinnern (§. 36.); so ist uns die Phantasie behüflich, einen erworbnen Schatz von Verstandeserkentniß aufzubewahren, und in gegebnen Fällen Gebrauch davon zu machen. Also die Einbildungskraft vermehrt die extensive Größe der Erkentniß des Verstandes.

Da es ferner durch jedes Zeichen, worunter man einen abstrakten Begriff denkt, wenn es auch kein wesentliches ist (62), merklich erleichtert wird, die Aufmerksamkeit auf den Begriff zu fixiren; so muß dasselbe die Klarheit und Deutlichkeit des letztern vermehren. Die Phantasie, als das Vermögen, welches die Zeichen der aufgefaßten allgemeinen Begriffe vorstellt und aufbewahrt, befördert also auch die intensive Größe der Erkentniß des Verstandes.

Durch eben diese Zeichen aber können wir auch getäuscht werden. Insbesondre glauben wir öfters, etwas durch den Verstand gedacht zu haben, wenn sich doch bloß die Zeichen einiger Begriffe associirten. In diesen Irrthum verfallen gewöhnlich die Nachbeter eines großen

Man=

Mannes, so wie diejenigen, die auswendig gelernte Gebetsformeln hersagen, und das nun für Gottesverehrung ausgeben. Ein gleiches Schicksal haben die meisten von denen, welche die hergebrachten Glaubensformeln, oder vergeblichen Symbole, ihrer Religionsparthei am eifrigsten vertheidigen. Unter diesen Formeln giebt es Sätze, durch die man sich bei verwickelten Materien bloß aus der Verlegenheit zu ziehen suchte. Itzt sagt man die Worte nach, und glaubt etwas dabei zu denken.

In der Kosmologie ist bekanntlich viel gestritten über die leere Zeit, die vor dem Daseyn der Welt voraufgegangen seyn, und über den leeren Raum, der außerhalb der Welt existiren sollte, wenn man annähme, daß die Welt nicht von Ewigkeit her gewesen, und nicht dem Raume nach unendlich sey. Allein diese leere Zeit und dieser leere Raum, was sind sie anders als bloße Geschöpfe der Einbildungskraft? Zeit ohne successive Dinge, also Zeit vor dem Daseyn der Welt, ist ein Unding. Das Höhere kann nur in dem Niedrigen, Succession nur in dem Succedirenden wirklich seyn. Dies aber kann nur durch Begriffe des Verstandes eingesehen werden. Die Phantasie also, welche die Zeit durch einen Progressus (in einer graden Linie) abbildet, findet keine Schwierigkeit, ihr Bild von der Zeit auch vor das Daseyn der Welt zu setzen, sobald man annimmt, daß die Welt entstanden sey.

Grade

Gerade eben so verhält es sich mit dem leeren Raume außer der Welt.

Daß endlich die Einbildungskraft einen mächtigen Einfluß auf den Verstand dadurch habe, daß sie oft durch die Lebhaftigkeit und den täuschenden Schein ihrer Bilder die abstrakten Gedanken desselben verdunkelt, oder auch gar unterdrückt und ihre Träumereien an deren Statt geltend macht, und daß sie durch die Begierden und Leidenschaften, die sie erzeugt, ernährt, entflammt, den Verstand irre führt und verblendet: dies alles, und was daraus folgt, sind zu bekannte Wahrheiten, als daß ich nöthig hätte, mich dabei aufzuhalten.

Sechste Abtheilung.

Von dem unmittelbaren Einflusse der Einbildungskraft auf das Vorhersehungsvermögen.

§. 64.

Wenn ein vorhergesehener Gegenstand A ein sinnlicher ist; so kann die Vorhersehung desselben um so klärer seyn, je bestimmter das Bild ist, das die Phantasie von A vorräthig hat, folglich, je klärer wir diesen Gegenstand empfunden, und je öfter wir uns denselben eingebildet haben.

Auf

Auf der andern Seite aber können durch die Vergesellschaftung der Vorstellungen falsche Vorhersehungen entstehen. Mit A seyen in einer vergangnen Totalvorstellung die Bestimmungen b, c verbunden gewesen; so werden diese sich associiren, wenn A vorhergesehen wird, und mit dem letztern durch das Vernunftähnliche wieder verbunden werden (§. 60). Dadurch kann die Vorhersehung falsch werden, weil b und c nicht nothwendig mit A verbunden sind. Wie oft täuscht man sich, wenn man in einem fröhlichen Cirkel das nämliche Vergnügen wieder zu finden vermeint, was man in demselben schon einmal genoß!

Die Stärke der Vorhersehung ist zum Theil abhängig von der Lebhaftigkeit, womit die Phantasie den als künftig gedachten Gegenstand A vorstellt, und diese Lebhaftigkeit wieder von der grössern Gewißheit, die der Vorhersehung zukömmt. Denn, sofern ein künftiger Gegenstand als gewiß gedacht wird, stellt die Einbildungskraft ihn, und seinen Eindruck, als zu unserm Zustande gehörig vor. Die Vorstellung wird einer Empfindung ähnlich, und darum im höhern Grade stark. Wenn also alles übrige gleich ist; so ist die gewissere Vorhersehung stärker, als die ungewissere. Daher afficirt uns gewöhnlich ein nahe bevorstehendes Gut oder Uebel mehr, als ein solches, das noch weit in die Zukunft hinaus liegt. Denn wenn alles übrige gleich ist; so ist das erstre gewisser, als das andre. Deshalb

müssen nicht alle Bewegungsgründe für oder gegen gewisse Handlungen aus sehr entfernten, sondern, wo möglich, aus nähern Folgen derselben hergenommen werden. Die Bewegungsgründe, die jenseit des Grabes liegen, wirken, allein genommen, nur schwach auf die Gegenwart; wiewohl sie durch das Spiel, was die Phantasie mit der andern Welt treibt, ungemein verstärkt werden können. Aus eben der Ursache müssen in einem weitläuftigen Staate schwerere Strafen auf Vergehungen gesetzt werden, als in einem kleinern. Denn in dem erstern sind die Strafen ungewisser. Man kann dem Auge des Richters leichter verborgen bleiben.

§. 65.

Wenn die Einbildungskraft das Bild zweier vorhergesehenen Gegenstände darstellt, eines nähern A, und eines entferntern B; so wird, nach der bekannten Regel des Kontrastes, die Vorhersehung von A durch die von B noch mehr verstärkt, da die letztere die schwächere ist; zumal, wenn A und B für sich kontrastiren. Darum erhöht es den Reiz einer Händlung, wenn sie verboten wird. Die Vorhersehung des nähern Vergnügens aus der Ausübung der Handlung wird durch die Vorhersehung des entferntern Misvergnügens über die gedrohte Strafe verstärkt. Dies ist das bekannte nitimur in vetitum, und bedarf keiner weitern Erläuterung. Statt dessen zwei andre Bemerkungen.

I. Die

I. Die Phantasie hat einen merklichen Einfluß auf die Erwartungen, die wir von unsern Nebenmenschen hegen; folglich auch auf die Urtheile, die wir über sie, ihren Werth oder Unwerth, fällen. Mit einer gegebnen Person associiren sich dunkle Bilder von andern, die ihr in Absicht auf Betragen, Gestalt oder sonst einen Umstand ähnlich sind. Die Art zu denken und zu handeln nun, die wir bei den letztern angetroffen haben, verbindet das Vernunftähnliche mit der erstern (60). Wir erwarten von dieser die nämlichen Gesinnungen und Handlungen; wenn gleich unsre Erwartung gewöhnlich nur eine dunkle Ahndung bleibt. Sehr oft fliessen aus dieser Quelle zu günstige, oder zu unglimpfliche Urtheile über andre, wenn man sich vor den Täuschungen der Phantasie und des Vernunftähnlichen nicht hütet. Wie schwer hält es nicht oft, zu einem Manne Zutrauen zu fassen, der einen verborgnen Gesichtszug mit einem andern gemein hat, den wir als einen schlechten Menschen glauben kennen gelernt zu haben.

II. Das Bild eines vorhergesehenen Gegenstandes, das von der Phantasie vorgestellt wird, hat einen bemerkbaren Einfluß auf die scheinbare Dauer der Zeit. Wird der Gegenstand als ein Gut vorgestellt; so scheint uns die Zeit, wenn alles übrige gleich ist, um so länger zu dauern, je lebhafter und stärker das Bild ist, was die Einbildungskraft von ihm hat. Erscheint der

vorhergesehene Gegenstand als ein Uebel; so verhält sichs, unter der nämlichen Bedingung grade umgekehrt: die Zeit scheint uns um so kürzer zu dauern. Denn im ersten Falle ist uns die Dauer der Zwischenzeit unangenehm: jeder Theil derselben, als in welchem uns das vorhergesehene Gut noch versagt wird, dauert länger, als wir wünschen, hat folglich vergleichungsweise eine große Dauer. Im andern Falle umgekehrt. Jeder Theil der Zwischenzeit, als worin wir von dem vorhergesehnen Uebel noch befreit sind, dauert kürzer, als wir wünschen, und hat folglich vergleichungsweise eine kurze Dauer. Beides muß um so mehr der Fall seyn, je lebhafter die Phantasie das Bild des vorhergesehnen Gegenstandes darstellt. Denn desto angenehmer ist in dem einen, und desto unangenehmer in dem andern Falle, die Dauer der Zwischenzeit. Shakespear drückt sich irgendwo, in seiner kraftvollen Manier, ohngefähr so darüber aus: Die Zeit gallopirt mit dem Missethäter zum Richtplatze, geht einen schnellen Schritt mit dem Knaben zur Schule, und schleicht einen Schneckengang mit dem Mädchen zum Traualtare.

Sie-

Siebente Abtheilung.

Von dem unmittelbaren Einflusse der Einbildungskraft auf das Begehrungsvermögen.

§. 66.

Da das Begehrungsvermögen nichts anders ist, als das Vermögen, seine Kraft durch Vorstellungen bestimmen zu lassen; so ist schon aus den vorigen Untersuchungen sattsam zu ersehen, wie groß der Einfluß sey, den die Phantasie auf das Begehrungsvermögen äussert. Sie wirkt auf das letztere, sofern sie auf alle Zweige der Erkenntnißkraft einfließt. Doch ist sie bei der Erzeugung, Ernährung, Verstärkung und Unterdrückung der einzelnen Begierden, wie auch bei der Entwickelung des gesammten Begehrungsvermögens, noch unmittelbarer geschäftig. Und das ist es, worauf es hier ankömmt.

Zunächst nach den Sinnen werden die Einbildungskraft im engsten Verstande und das Dichtungsvermögen ins Spiel gesetzt. Die Objekte, welche durch sie dargestellt werden, erwecken zum Theil Wohlgefallen, zum Theil Misfallen, und erzeugen dadurch Begierden und Verabscheuungen. Die Phantasie also ist es, die zur Entwicklung des Begehrungsvermögens am frühsten mitwirkt.

Wenn nun die Einbildungskraft im höhern Grade thätig und reich ist an Bildern allerlei Art; so werden dadurch dem Begehrungsvermögen mannichfaltige Gegenstände dargeboten, folglich viele und mancherlei Begierden und Verabscheuungen erregt. Hiedurch aber wird das Vermögen nicht bloß überhaupt geübt und vergrößert; sondern auch vor Trägheit und Einseitigkeit bewahrt. Viele sind darum nicht im Stande, irgend etwas mit Kraft und Nachdruck zu wollen, weil ihr Begehrungsvermögen an der Art von Gegenständen, die zu begehren sie am geschiktesten wären, nicht geübt ist: und es ist darum nicht geübt, weil ihm keine Objekte dargeboten wurden.

Eine intensiv große Einbildungskraft ferner stellt ihre Objekte im hohen Grade klar und lebhaft vor. Je klärer und lebhafter aber ein Gegenstand dargestellt wird, desto stärker, wenn alles übrige gleich ist, muß die darauf beruhende Begierde oder Verabscheuung werden. Die öftere Wiederholung starker Begierden erwirbt eine Fertigkeit dazu. Das Begehrungsvermögen wird fest und beharret standhaft bei der Ausführung gefaßter Vorsätze. Daraus kann freilich zufälligerweise, bei einer schiefen Richtung, viel Unheil erwachsen. An sich aber ist es eine wichtige Vollkommenheit, und nicht allein das Einzige, was uns zu allen großen Handlungen, und zur Ueberwindung fast unübersteiglicher Hin-

der-

derniſſe, bei Ausübung der Tugend, geſchickt macht, ſondern auch durchaus nothwendig, wenn man auf dem Schauplatze der Welt nur eine erträgliche Rolle ſpielen, und nicht alle Augenblick in Gefahr ſeyn will, wider ſeinen Willen etwas zu wollen. Ein Menſch, der nicht im Stande iſt, mit Kraft und Feuer zu begehren, wird von jedem Winde hin und her getrieben: der jedesmalige Eindruck des gegenwärtigen Augenblickes reißt ihn mit ſich fort. Er begehre eine Tugend noch ſo aufrichtig; die nächſte Stunde wird ihn zu dem entgegenſtehenden Fehler verführen, ſobald ſie dieſen nur einigermaaßen von einer reizenden Seite zeigt. Der Unterlaſſungsſünden braucht man gar keine Erwähnung zu thun, um ſich zu überzeugen, ein wie zweideutiger Charakter das moraliſche Phlegma ſey. Die intenſive Größe des Begehrungsvermögens, dieſe überaus wichtige Vollkommenheit, hängt alſo auch zum Theil von der Einbildungskraft ab.

Aus dieſen Betrachtungen erhellet, wie ſich die Natur auch der Phantaſie bediene, um die andre Hauptkraft der Seele, die begehrende zu entwickeln, ſo wie ſie dieſelbe, in Rückſicht auf das Erkenntnißvermögen, zu eben dem Endzwecke gebraucht (§. 47). Die jugendlichen Spiele der Phantaſie ſind alſo von den ausgebreitetſten, und unter der rechten Leitung, wohlthätigſten Folgen. Mithin müſſen ſie nicht unterdrückt, ſondern, ſo viel aus andern Gründen geſchehen kann,

geweckt und in möglichster Mannichfaltigkeit erhalten werden. Es wäre besser, den Knaben schöne Gedichte, als unverstandne Antworten auf Katechismusfragen, auswendig lernen zu lassen; und überhaupt könnte die Dichtkunst zur Entwickelung der menschlichen Geisteskräfte noch auf viel mannichfaltigre Art benutzt werden, als es wirklich geschieht. Ihre Werke setzen die Einbildungskraft ins Spiel (das überdies auch den Verstand unmittelbar übt), geben ihr Nahrung und angemeßne Beschäftigung, und müssen eben dadurch einen wohlthätigen Einfluß auf die übrigen Vermögen der Seele äussern. Eben das gilt auch, wiewohl nicht in gleichem Grade, von den Werken der übrigen schönen Künste. Dies ist ein Gesichtspunkt, den man bei Beurtheilung des Werths, der den Werken der Musen anzuweisen ist, noch nicht ins Auge gefaßt hat; der sich auch nur dann erst fassen läßt, wenn eine ausführliche Analysis des Einflusses der Phantasie auf die übrigen Seelenvermögen voraufgegangen ist.

§. 67.

Nicht allein bei der Entwickelung des Begehrungsvermögens überhaupt, sondern auch bei dem Entstehen oder der Unterdrückung einzelner Zustände oder Fertigkeiten desselben ist die Einbildungskraft geschäftig. Wie viele Leidenschaften z. B. beruhen nicht, wenigstens zum Theil, auf Bildern der Phantasie! Sie ist es, die dem Stolze schmeichelt, die dem Ehrgeize Nahrung und

Stärke,

Stärke giebt, und die gewöhnlich den Scenen ihre Reize leiht, worin die Liebenden ihre sogenannte Seligkeit finden. Sie ist es ferner, durch deren Beihülfe die dramatische Kunst uns Thränen entlockt, uns zu Mitleiden, Hochachtung, Ehrfurcht, Bewundrung, fortreißt; oder uns Spott und Gelächter über die Thorheiten der Menschen abzwingt. Das Drama, und das Trauerspiel insbesondre, soll, nach dem Ausdrucke des Aristoteles, die Leidenschaften reinigen, d. i. sie auf eine, der Vernunft angemessene Art, üben. Es soll einige erwecken, andre unterdrücken; einige vermindern, andre vermehren. Dies alles würde, ohne Hülfe der Phantasie, unmöglich seyn, und wir würden dadurch nicht bloß des Vergnügens verlustig gehen, womit uns die dramatische Kunst ergözt; sondern, was noch wichtiger ist, auch des moralischen Nutzens, den wir auf die gedachte Art, daraus ziehen.

Je nachdem nun die Einbildungskraft an sich selbst, und je nachdem die erste Nahrung verschieden ist, die sie erhalten hat, wird sie auch die eine, oder die andre, Art von Gegenständen vorzustellen geneigter und geschickter seyn. Dem einen erscheinen Bilder von dieser Art von Gegenständen, dem andern von einer andern Art, häufiger und in einem höhern Grad der Klarheit und Lebhaftigkeit. Wenn nun die Phantasie einem gegebnen Subjekte eine gewisse Art von Gegenständen am häufigsten und lebhaftesten vorstellt; so müssen

auch

auch die, auf diese Objekte gerichteten, Begierden, wenn sonst alles übrige gleich ist, am häufigsten entstehen, und am stärksten werden. Zu dieser Art von Begierden wird sich folglich die größte Fertigkeit, zu diesen Gegenständen die stärkste Neigung erzeugen. Auf diese muß ferner, der Stärke nach, die Neigung zu der Art von Objekten folgen, wovon die Bilder, nächst der erstern Art, von der Phantasie am häufigsten und lebhaftesten vorgestellt werden. Nach eben der Regel geht es weiter fort.

Demnach wird die jedesmalige Mischung der Gemüthsneigungen, der Art und der Stärke nach, also das Temperament der Seele, durch die Einbildungskraft zum Theil bestimmt. Durch das Temperament der Seele aber werden einige Handlungen erleichtert und andre erschwert. Wenn man also den Grad der Moralität einer gegebnen Handlung vollkommen genau beurtheilen wollte; so müßte man auch die Größe und den Zustand der Einbildungskraft völlig genau kennen, wenigstens in sofern, als das Temperament der Seele dadurch bestimmt wird. Eine solche Beurtheilung dürfte mithin unsre Kräfte bei weitem übersteigen.

§. 68.

Von großer Bedeutung ist hier auch der Einfluß der Association. Man setze: b, c, d, seyen gefallende Vorstellungen, und mit der Vorstellung

stellung des Gegenstandes A, vergesellschaftet; so werden sie, sobald A vorhergesehen wird, eine Begierde danach erzeugen, die sonst nicht entstanden wäre, oder doch die, ohnehin erregte, Begierde verstärken. Sind b, c, d, misfallende Vorstellungen; so wirken sie ein Verabscheuen des Gegenstandes A, oder vermehren es wenigstens. Im erstern Falle sind sie also ein (zuweilen unübersteigliches) Hinderniß, wenn A, verabscheut, und im andern, wenn A begehrt werden soll. Auch brauchen sie keinesweges klar zu werden, um diese Gewalt über uns geltend zu machen: sie können völlig dunkel dabei bleiben. Daher fühlen wir uns oft geneigt, einen Gegenstand zu begehren oder zu verabscheuen ohne eigentlich zu wissen, warum? Wir sind uns nicht bewußt, was uns an ihm eigentlich gefällt oder mißfällt: denn dies liegt bloß in vergesellschafteten Vorstellungen, die aber dunkel bleiben. Besonders gilt dies von Eindrücken, welche die Einbildungskraft in der frühern Jugend mit einem gegebnen Objekte verbindet. Diese prägen sich, aus oben angezeigten Gründen, tief ein, und wenn sie auch nachher verdunkelt werden; so verlieren sie doch nicht leicht ihre Wirksamkeit. Man lasse die jugendliche Phantasie mit der Vorstellung einer edlen Handlung lauter angenehme Bilder fest verknüpfen, Bilder von den liebenswürdigen Eigenschaften des Handelnden, von der Achtung, die er sich erwarb, von andern guten Folgen seiner Handlung; so

wird, bei einer vorkommenden Gelegenheit, die Begierde, etwas ähnliches zu thun, leicht wirksam werden. War uns aber die handelnde Person verhaßt, oder wurde ihr Werth von der Welt verkannt, oder waren mit ihrer Handlung zufälligerweise andre Uebel verknüpft; so können die Bilder hiervon, die sich bei einer gegebnen Gelegenheit zu ähnlichen Handlungen vergesellschaften, die Begierde, diese auszuüben, merklich schwächen.

Da nun bei jedem Menschen der Zustand der Einbildungskraft durchgängig bestimmt ist; so vergesellschaften sich mit jeder Art von Gegenständen auch Einbildungen von einer bestimmten Art am häufigsten. Diese sind bei verschiednen Menschen verschieden, und, je nachdem sie Wohlgefallen oder Misfallen erregen, werden die Gegenstände leichter begehrt, oder leichter verabscheut. Der eine kann also geneigt seyn, eine gewisse Art von Dingen sehr stark, der andre, sie schwach zu begehren, und der dritte, sie gar zu verabscheuen: und das alles kann bloß durch die Vergesellschaftung der Vorstellungen bewirkt werden.

So wie durch die Bilder von den Objekten unmittelbar, eben so wird folglich durch die vergesellschafteten Vorstellungen mittelbar die Mischung der Gemüthsneigungen, der Art und der Größe nach, oder das Temperament der Seele bestimmt. Daher hangen auch die feinern

Un-

Unterschiede und Schattirungen der Charaktere der Menschen von der Association der Vorstellungen ab. Jeder durchgängig bestimmte Charakter hat zuvörderst einige Grundzüge, worunter die jedesmaligen größten Fertigkeiten des Begehrungsvermögens zu verstehen sind. Den Grundzügen sind sodann alle übrigen Fertigkeiten dieses Vermögens, bis auf die kleinsten herab, der Art und Größe nach untergeordnet, so wie auch wieder unter ihnen selbst eine durchgängig bestimmte Unterordnung statt findet. Die Grundzüge modificiren alle übrigen Neigungen im hohen Grade und unterdrücken sie im Kollisionsfalle. Sie selbst aber werden gleichfalls von den übrigen Neigungen modificirt, am meisten von denen, die der Größe nach zunächst auf sie folgen; am wenigsten von den kleinsten. Die Größe des Einflusses, den eine Art des Begehrens auf die andre, eine Neigung auf die andre hat, hängt zum Theil von den Vorstellungen ab, die sich mit den Gegenständen der erstern gewöhnlich vergesellschaften. Diese Associationen können unendlich verschieden seyn. Daher können zwei Charaktere völlig einerlei Grundzüge haben, auch kann bei ihnen die Unterordnung der übrigen Neigungen die nämliche seyn; und die Charaktere sind demohngeachtet noch sehr von einander verschieden. Man setze bei zwei Charakteren einen Grundzug, dessen Wirkung A, und eine zunächst darauf folgende Neigung, deren Wirkung b, heiße. Mit den Gegenständen von b, verge-

sellschaften sich, bei dem einen, Vorstellungen von angenehmen, aber ernsthaften und wichtigen Dingen, bei dem andern ebenfalls Vorstellungen von angenehmen, aber unwichtigen Gegenständen, und übrigens seyen A und b bei beiden gleich. Ueberdem setze man: A und b gerathen in Kollision; so wird zwar, bei beiden, A wirksam, oder doch beschließend; aber bei dem erstern mischt sich ein merklicheres Misvergnügen mit ein. A bekömmt also ein etwas geringeres Uebergewicht über b, als bei dem andern. Bei einem dritten könnte A, unter den nämlichen Bedingungen auch beschließend werden, und ein noch viel größres Uebergewicht über b, als bei dem andern, erhalten; wenn sich mit dem Gegenstande von b auch unangenehme Vorstellungen vergesellschafteten. Wenn sonach mehrere Menschen unter einerlei Umständen auch einerlei begehren; so geschieht dies doch in unendlich verschiednen Graden. Der eine will die nämliche Sache gern, der andre ungern, ein dritter mehr, ein vierter weniger, gern oder ungern.

Aber nicht bloß der Größe, sondern auch der Art nach, werden die Begierden durch die vergesellschafteten Vorstellungen modificirt. So kann A völlig rein oder vermischt, sanft oder heftig, vorschnell und feurig oder langsam und bedächtig seyn, kann ferner das Gemüth zu Ernst, Nachdenken, Mismuth, Trübsinn, oder zu leichtem Frohsinn und Fröhlichkeit, oder auch zu

ver-

vermischten Empfindungen stimmen; je nachdem die Vorstellungen beschaffen sind, die sich mit dem Gegenstande von A, oder mit A selbst, vergesellschaften. Der nämliche Erfolg entsteht auch aus den Vorstellungen, die mit dem Gegenstande von b, oder mit b selbst, associirt sind.

Aus dem allen erhellet: daß die, auf mannichfaltige Art sich vergesellschaftenden, Vorstellungen das Begehren oder Verabscheuen eines gegebnen Gegenstandes, bei verschiednen Menschen in unendlich verschiednen Graden, erleichtern oder erschweren. Mithin ist die Ausübung der nämlichen guten Handlung bei dem einen mehr, bei dem andern weniger, verdienstlich; so wie das nämliche Vergehen bei dem einen strafbarer, als bei dem andern, seyn kann; wiewohl bei Beurtheilung dieser Fälle nicht aus der Acht gelassen werden muß, in wiefern die Association selbst von dem freien Willen abhing. Da wir aber nicht einmal die Association unsrer eignen Vorstellungen, geschweige denn die, die in der Seele eines Andern wirklich ist, vollständig kennen; so folgt daraus von neuem, daß der Mensch über den moralischen Werth des Menschen nur ein sehr unvollkommnes Urtheil fällen könne. Mithin wird auch unsre Kriminal-Justiz niemals, den Grundsätzen des Naturrechts und der Moral vollkommen gemäß, ausgeübt werden. Das ist bedingt unmöglich.

§. 69.

§. 69.

Der Werth eines Charakters hängt insbesondre ab von dem Verhältnisse des untern zu dem obern Begehrungsvermögen. Ist das letztere größer als das erstre; so ist der Charakter, im Ganzen genommen, gut: und schlecht im umgekehrten Falle. Da nun die Wirkungen beider Begehrungsvermögen durch die Einbildungskraft zum Theil bestimmt und modificirt werden; so ist auch von der letztern der sittliche Rang eines Menschen zum Theil abhängig. Die Bilder, die sie von den Gegenständen darstellt, oder mit ihnen vergesellschaftet, befördern oder verhindern das Begehren des Guten, und das Verabscheuen des Bösen (durch den Willen). Da ferner die Art, wie die Phantasie die Gegenstände darstellt, und die Art der Vorstellungen, die sie mit ihnen vergesellschaftet, größtentheils von der Nahrung und Uebung abhangen, die sie erhält; so sind Regeln denkbar, nach denen die Phantasie so geübt werden könnte, daß dadurch das Begehren des Guten, und das Verabscheuen des Bösen, möglichst befördert würde. Das wäre eine Uebung der Phantasie, den Sittengesetzen gemäß. Der Inbegriff der Regeln, die Phantasie den Sittengesetzen gemäß zu üben, könnte die sittliche Disciplin der Phantasie heißen: eine Theorie, die wegen ihrer ungemein großen Wichtigkeit wohl verdiente, daß geschicktere Baumeister, als ich, sie aufzubauen versuchten. Freilich müßten sie erst die Grundstei-

steine zu dem Gebäude suchen. Diese zu finden, sind vielleicht manche Winke in meinen bisherigen Untersuchungen nicht unbrauchbar.

Achte Abtheilung.

Von einigen besondern Zuständen, worauf die Einbildungskraft einen größern, unmittelbaren Einfluß hat.

I. Von der Schwärmerei und einigen verwandten Zuständen.

§. 70.

Schwärmerei ist der Zustand, worin dunkle Vorstellungen in der Seele herrschen. Man pflegt einen Schwärmer wohl dadurch zu charakterisiren: daß er seine Einbildungen mit Empfindungen verwechsele. Allein die Erklärung ist zu enge. Man kann schwärmen, ohne gerade eine Einbildung für eine Empfindung zu halten. Wer seine Moral bloß auf dunkle und höchst verworrene Aussprüche des moralischen Sinnes baut, (wie einige auf die sogenannten Offenbarungen des innern Lichts,) der hat eine schwärmerische Moral. Inzwischen, obgleich das Wesentliche der Schwärmerei in der Herrschaft dunkler Vorstellungen besteht; so ist es doch et-

was sehr gewöhnliches, daß in diesem Zustande Einbildungen mit Empfindungen verwechselt werden. Es werde eine klare Einbildung gegeben, die mit den herrschenden, dunkeln Vorstellungen zusammen hängt (ihnen ähnlich ist, einen Grund, eine Folge von ihren Gegenständen darstellt u. s. f.); so kann dieselbe leicht zu einem solchen Grade der Klarheit und Stärke gelangen, daß sie sich hierdurch von den Empfindungen wenig oder gar nicht unterscheidet. Denn die mit ihr vergesellschafteten, dunkeln Vorstellungen sind die herrschenden, mithin die stärksten in der Seele. Sobald aber eine Einbildung an Stärke und Klarheit den Empfindungen gleichkömmt, wird sie leicht für eine Empfindung gehalten. Wenn z. B. ein Schwärmer, der sich durch einige dunkle Ideen von einem wundervollen, nähern Einflusse der Gottheit auf uns regieren läßt, wenn ein solcher von der Geissel des Hypochonders verfolgt wird; so sagt er: Gott habe sein Angesicht von ihm gewandt, und es sey dürre geworden in seiner Seele. Wenn auf diese Art die Träumerei der Phantasie für Wahrheit und Empfindung gehalten wird; so ist dabei, wie ich kaum erinnern darf, allezeit das Vernunftähnliche geschäftig. So wird in unserm Beispiele der Schluß von einer Folge auf einen bestimmten Grund gemacht (§. 37.). Eine unangenehme Empfindung ist gegeben: die Phantasie stellt das abgewandte, göttliche Angesicht als einen Grund davon dar, ein Bild, das mit

den

den herrschenden, dunkeln Vorstellungen genau zusammen hängt. Nun wird geschlossen: daß gerade dieser Grund wirklich vorhanden sey, und man glaubt die Wirksamkeit desselben, die man sich bloß einbildet, zu empfinden. Einen Trugschluß von andrer Art macht das Vernunftähnliche, wenn der Schwärmer glaubt, den Himmel geöffnet, und einen Chor seliger Geister darin erblickt zu haben. Die Phantasie malt ihm diese Scenen in einem solchen Grade der Lebhaftigkeit vor, dergleichen die Empfindungen zu haben pflegen; und darum glaubt er sie zu empfinden. Hier wird sonach ein Trugschluß von der partiellen Einerleiheit auf eine gänzliche gemacht. Da also Täuschungen dieser Art allezeit auf einem Trugschlusse des Vernunftähnlichen beruhen, und da sie überdem um so eher möglich sind, je leichter die Einbildungen den Empfindungen an Klarheit und Stärke gleich kommen können; so sind die besten Mittel dagegen: 1) Uebung des Scharfsinnes, besonders in der Kunst, schnell zu wirken, und 2) Uebung der Empfindungen. Der schnellwirkende Scharfsinn entdeckt sogleich die Verwechselung der Vorstellungen verschiedner Art, und unterscheidet den Trugschluß des Vernunftähnlichen von einem Vernunftschlusse: und je schärfer und bestimmter unsre Empfindungen sind, desto weniger ist es möglich, daß ihnen ein Bild der Phantasie, bei aller seiner Lebhaftigkeit, an Klarheit und Stärke gleichkomme. Eine Disciplin der Einbildungskraft wür-

de gleichfalls viele, hieher gehörige Regeln enthalten.

§. 71.

Sofern eine innere, angenehme Empfindung so lebhaft ist, daß dadurch die übrigen merklich verdunkelt werden, heißt dieser Zustand Entzückung. Der ist entzückt, wer sich in dem Anschauen eines Objekts so verliert, daß er nicht hört und sieht, was neben ihm vorgeht. Enthusiasmus ferner entsteht, sofern eine angenehme Leidenschaft so stark wird, daß sie das Nachdenken des Verstandes merklich verdunkelt *). Wer für eine Sache enthusiastisch eingenommen ist, dem sprechen wir die Kompetenz ab, über diese Sache richtig zu urtheilen, und wenn wir eine, sonst edle, Handlung ein Werk des bloßen Enthusiasmus nennen; so wollen wir damit sagen: sie sey nicht sehr verdienstlich, nicht aus Grundsätzen der Vernunft entsprungen. Dem ohngeachtet aber kann uns Enthusiasmus zu den größten Handlungen und zur Ausübung der schwersten Pflichten beleben; nur muß er der Vernunft untergeordnet werden.

Aus

*) Man halte diese Erklärung nicht für einerlei mit der Definition der Entzückung, wozu man verleitet werden könnte, wenn man meinte, eine Leidenschaft sey eine innere Empfindung. Eine Leidenschaft ist ein Gemüthszustand (namentlich des Begehrungsvermögens), der von dem innern Sinne percipirt wird. Sie ist also ein Objekt des innern Sinnes, und wird empfunden; ist aber nicht eine Empfindung.

Aus diesen Erklärungen, die sich aus dem Sprachgebrauche leicht mit mehrerm rechtfertigen lassen, ergiebt sich: wie sich Schwärmerei von Entzückung und Enthusiasmus unterscheidet, und wie die beiden letztern durch die Phantasie des Schwärmers ungemein leicht gewirkt werden können. Der Entzückte wird von einer klaren Empfindung beherrscht, der Schwärmer dagegen von dunkeln Vorstellungen, die keine Empfindungen zu seyn brauchen. Enthusiasmus ferner ist ein Zustand des Begehrungsvermögens, dagegen das Wesentliche der Schwärmerei einen Zustand des Erkentnißvermögens ausmacht.

Die Entzückung kann auf mehrerlei Art entstehen, und unter andern können wir auch durch Bilder der Phantasie in Entzückung gesetzt werden. Der innere Sinn empfindet den Gemüthszustand, der durch ein solches Bild bestimmt wird. Dieser kann im höhern Grade angenehm seyn, und so entsteht Entzückung. Da dies nun um so leichter möglich ist, je mehr Lebhaftigkeit und Stärke das Bild der Phantasie hat; so ist die Einbildungskraft eines Schwärmers vorzüglich geschickt dazu, Entzückung auf diese Art zu wirken.

Gleichergestalt kann von ihr Enthusiasmus erzeugt, genährt und gestärkt werden. Denn viele angenehme Leidenschaften beruhen ganz oder zum Theil auf Bildern der Phantasie. Sie können also, beflammt von dem Feuer der Einbil-

dungskraft eines Schwärmers, leicht in Enthusiasmus ausbrechen. So wird die Barmherzigkeit eines Schwärmers gegen Nothleidende leicht enthusiastisch, wenn ihm die Phantasie etwa die Vergeltungsscene vormalt, wo Christus sagen wird: Was ihr an dem kleinsten von diesen gethan habt, das habt ihr mir gethan!

§. 72.

So wie die Entzückung durch Schwärmerei gewirkt werden kann; so kann sie auch wechselseitig die Schwärmerei wieder vermehren. Sie verdunkelt sehr merklich die übrigen Einpfindungen ausser sich, und das Bild der Phantasie also, worauf sie selbst beruht (oder auch ein andres, das mit jenem zusammenhängt,), wird leicht für eine Empfindung gehalten, zumal da das Vergnügen an dem vorgestellten Gegenstande uns auf die Gründe nicht aufmerken läßt, woraus unser Irrthum erhellen würde. Eine solche Einbildung heißt dann ein Gesicht, eine Vision, und kann um so leichter entstehen, je thätiger die Einbildungskraft ist, und je unbestimmter und stumpfer die Empfindungen sind. Deshalb sind Fasten und Beten, wie auch der Aufenthalt in einsamen, oder gar schauerlichen, Oertern kräftige Mittel, Gesichter zu sehen. Durch die beiden letztern wird die Einbildungskraft in ein lebhaftes Spiel, in eine größre Thätigkeit gesetzt. Das Fasten aber macht die Empfindungen

un-

unbestimmter und stumpfer. Denn es ist bekannt, daß ein heftiger Hunger fast die nämlichen Erscheinungen hervorbringt, wie die Trunkenheit: freilich mehr oder weniger, je nachdem er stark ist, aber doch immer in einigem Grade. Deshalb haben auch die Schwärmer von jeher Fasten und Beten und Aufenthalt an einsamen Oertern als Mittel angesehen, die man gebrauchen müsse, wenn man sich zu Visionen, oder zu dem Umgange mit Geistern vorbereiten wolle; wiewohl viele von ihnen diese Mittel gebrauchten, ohne die Art ihrer Wirksamkeit zu kennen. Thätige Hülfe dabei leisten alle übrigen Mittel, wodurch die Einbildungskraft gespannt wird, wie z. B. dunkle Gebetsformeln, die durch irgend ein Bild ein Spiel der Phantasie veranlassen, ominöse Anstalten u. d. g. Man hat die Täuschungen der letztern Art, womit der Schwärmer sich selbst betrügt, oder durch die Bosheit andrer betrogen wird, oft und klar genug in ihrer armseligen Blöße dargestellt. Aber demohngeachtet sind sie leider! auch in unsern Tagen noch nicht unwirksam geworden, und können es auch nie werden, so lange es Menschen giebt, deren Vernunft diesseit des Grabes in ihrer Kindheit bleibt.

Ueberhaupt kann nur eine sanguinische Hoffnung sich einbilden, daß das Reich der Finsterniß — so kann die Schwärmerei vorzugsweise heißen, denn sie besteht in einer Herrschaft dunkler Vorstellungen — auf dieser Erde jemals

werde vertilgt werden. Inzwischen muß man doch an der Zerstörung desselben aus allen Kräften arbeiten. Die Erfahrung hat gelehrt, was für unselige Folgen die Schwärmerei, insbesondre die religiöse, nach sich ziehe, und schon aus ihrer Natur erhellet überhaupt, ein wie großes Uebel sie sey. Sie würdigt den Menschen herab. Denn er soll nach Principien der Vernunft handeln; der Schwärmer aber wird von dunkeln Vorstellungen getrieben, und gleicht also dem vernunftlosen Thiere, das bloß seinen Instinkten folgt. Da sich überdem über dunkle Vorstellungen nicht urtheilen läßt: ob sie wahr, oder falsch, ob sie auf das Gute oder auf das Böse gerichtet sind; so handelt der Schwärmer blindlings, und kann mit eben dem Enthusiasmus die abscheulichsten Dinge unternehmen, womit er zufälligerweise zuweilen zu löblichen Handlungen getrieben wird. Ja! selbst die Handlungen, die der Materie nach gut sind, verlieren für den Schwärmer das Verdienstliche. Denn sie geschehen nicht aus Grundsätzen der Vernunft, und nur das hat eigentlich moralischen Werth, was aus Grundsätzen der Vernunft geschieht.

§. 73.

Ganz nahe verwandt mit der Schwärmerei, und eben so, wie diese, von der Einbildungskraft abhängig, ist die Verrückung. Sie ist der Zustand, worin Einbildungen mit Empfin-

dun-

dungen gänzlich und fortdauernd verwechselt werden (also nicht bloß in einzelnen Paroxismen, wie bei dem Schwärmer, sondern beständig und der Regel nach). Am häufigsten entsteht dieser unglückliche Zustand, wie es scheint, aus physiologischen Ursachen, von deren Wirksamkeit zu reden hier der Ort nicht ist. Aber auch oft aus psychologischen. Es sey ein Bild der Phantasie gegeben, worauf die Aufmerksamkeit sehr stark und anhaltend gerichtet ist. Dieses Bild werde sehr oft wiederhohlt; so wird sich eine große Menge andrer Bilder mit ihm vergesellschaften, und das gegebne sich in unser ganzes Gedankensystem verweben. Theils durch die übende Wiederholung, theils durch das Heer der associirten Vorstellungen (§. 31.) wird dieses Bild endlich so stark, daß es an Klarheit und Lebhaftigkeit die Empfindungen übertrift. Dann wird es nicht bloß selbst, sondern es werden auch die damit zusammenhangenden Einbildungen für Empfindungen gehalten, und dagegen die Empfindungen, die ihnen widerstreiten, für Einbildungen. Dieser Zustand aber ist Verrückung. Er entsteht am leichtesten, wenn die gegebne Einbildung im höchsten Grade Wohlgefallen erregt, und mit der stärksten Begierde nach dem vorgestellten Gegenstande verbunden ist. Dieses Wohlgefallen und diese Begierde verdunkeln nach und nach alle Merkmale, woraus sich erkennen ließe, daß der eingebildete Gegenstand nicht wirklich sey, nicht empfunden werde, und strengen dage-

gen den Witz an, scheinbare Gründe, die uns das Objekt für wirklich zu halten erlauben, aufzusuchen (§. 40. 41.). So gewinnt die Phantasie nach und nach die Oberhand in der Seele: und wehe dem, der es dahin kommen läßt! Je mächtiger sie wird, desto mehr unterdrückt sie die Vernunft, und jeder Abbruch, welcher der Vernunft geschieht, verschaft umgekehrt den Träumereien der Einbildungskraft wieder neues Leben, neue scheinbare Wahrheit. So müssen wir endlich unterliegen.

Unter den psychologischen Ursachen dieses Zustandes, der mit Recht Verrückung heißt, da er die Ordnung der Seelenkräfte umkehrt, sind diejenigen Leidenschaften die wirksamsten, wodurch die Aufmerksamkeit auf ein Bild der Phantasie fixirt wird, dessen Gegenstand zugleich jene Leidenschaften begehren, oder verabscheuen. Dahin gehören also vorzüglich Liebe, Stolz, und heftige Gewissensbisse über schändliche Handlungen: und die Erfahrung bestätigt es, daß gewöhnlich diese Leidenschaften die Verrückung erzeugen, die nicht aus körperlichen Ursachen entsteht. Dem übermäßig Stolzen schwebt ohne Unterlaß das Bild der Vollkommenheiten vor Augen, deren er sich rühmen zu können meint, unaufhörlich träumt seine Phantasie von der Bewunderung, die er der ganzen Welt einflöße, von dem Weihrauche, den man ihm allenthalben streue, von dem herrlichen Glanze, den er noch im-

immer mehr um sich werfen werde. Was Wunder, wenn er sich endlich in diesen Träumen gänzlich verliert und die wirkliche Welt für Traum hält?

So schwer die Verrückung zu heilen ist; so darf man doch nicht immer daran verzweifeln. Die Erfahrung hat gelehrt, daß nicht alle Mühe verloren sey, wofern man das Uebel nicht zu tief einwurzeln läßt. Entstand die Verrückung aus einer körperlichen Ursache; so kann sie auch nur durch die Kunst der Medicin gehoben werden. Wiewohl, auch psychologische Mittel können dabei sehr wohlthätig mitwirken, und es scheint, daß die letztern, so wie überhaupt, also auch hier, von der Artzneigelahrtheit noch viel zu sehr vernachläßigt sind.

§. 74.

Wenn die Verrückung auf einer psychologischen Ursache beruht; so kann sie auch nur durch psychologische Heilmittel gehoben werden. Diese Mittel müssen insgesammt darauf abzielen, die herrschenden Einbildungen des Verrückten zu schwächen, sie nach und nach zu unterdrücken, und der Aufmerksamkeit desselben eine andre Richtung zu geben. Die vorzüglichsten davon werden folgende seyn.

1) Man suche den Verrückten durch stärkre Empfindungen zu zerstreuen, und zwar durch Em-

Empfindungen, die von andrer Art sind, als die ihn beherrschenden Einbildungen, oder die auch mit diesen kontrastiren. Diese stärkern Empfindungen werden die Aufmerksamkeit eine Zeitlang von den Bildern der Phantasie abwenden, und theils hierdurch, theils auch als stärkere Vorstellungen überhaupt, jene Bilder verdunkeln. Musik, Tanz, Lustbarkeiten von allerlei Art, werden also, wenn sie dem Vorigen gemäß gewählt werden, ihre guten Dienste thun; dagegen sie das Uebel ärger machen könnten, wenn die dadurch erregten Empfindungen mit den herrschenden Einbildungen gleichartig wären, oder gar deren Wahrheit zu bestätigen schienen. Auf den, der aus Liebe verrückt wäre, würde eine reizende Musik einen schädlichen Einfluß haben; so wie es nachtheilig seyn würde, wenn man dem, der sich einbildete, ein König zu seyn, durch Ergötzlichkeiten aufheitern wollte, die dem Stolze schmeicheln. Die erweckten Empfindungen müssen mit den herrschenden Einbildungen ungleichartig seyn.

Deshalb sind öfters unangenehme Empfindungen nöthig, und wenn es grausam scheint, einem Verrückten bei den Anfällen seines Paroxismus hart zu begegnen; so ist es doch zuweilen nicht unpsychologisch, und die hartherzigen Zuchtmeister haben also zuweilen, ohne selbst zu wissen, wie? das Glück, zur Besserung eines Unglücklichen mitzuwirken.

2) Man suche den Verrückten zu allerlei kleinen, auch ermüdenden, Arbeiten zu zwingen, wodurch die Phantasie genöthigt wird, auf äusserliche Gegenstände Achtung zu geben. Man muß freilich solche Arbeiten wählen, zu denen er, ohne merkliches Nachdenken, im Stande ist, und die ihm, wo möglich, einiges Vergnügen machen. Wenn aber der Versuch gelingt; so wird die Phantasie dadurch in ihren Ausschweifungen gestört, die herrschenden Bilder in derselben werden verdunkelt.

Aus diesem und dem vorigen Grunde läßt sich ersehen, wie zweckwidrig und unverantwortlich es sey, wenn man einen Verrückten in ein einsames Zimmer einsperrt, und ihn den Grillen seiner Phantasie überläßt. Er sollte nie allein seyn: die größtmögliche Mannichfaltigkeit abwechselnder Eindrücke auf den äußern Sinn sollte ihn zerstreuen.

3) Man suche alles zu vermeiden, wodurch die Phantasie gereizt und ins Spiel gesetzt wird. Alles, was eine lebhafte Thätigkeit der Einbildungskraft erregt, vermehrt das Uebel, wenn es auch zunächst mit den herrschenden Einbildungen nichts gemein hat. Denn auf die letztern kömmt die Phantasie sogleich zurück: und diesen mehr Licht und Leben zu geben, das ist der Erfolg von jener gereizten Thätigkeit. Dazu wird die neue, gegebne Einbildung mit den herrschenden vergesellschaftet, und muß also auch aus dieser

ser Ursache die Stärke der letztern vermehren. Die Gewohnheit also, mit Halbverrückten zu singen und zu beten, dient nur dazu, die Unglücklichen, wo möglich, ganz verrückt zu machen. Denn das sind Sachen, wodurch die Phantasie gereizt wird.

4) Auf den herrschenden Einbildungen des Verrückten beruhen öfters heftige Begierden und Verabscheuungen, Begierden nach dem vorgestellten Gute und dessen Erreichung (wofern es noch nicht als wirklich gedacht wird), so wie nach der Aufhebung des vorgestellten Uebels, und Verabscheuungen dieses Uebels. Diese Begierden und Verabscheuungen aber machen das Uebel unheilbarer. Denn sie verstärken ganz ungemein die Klarheit und Lebhaftigkeit jener Einbildungen (§. 40.). Daher kann die Verrückung zuweilen gehoben werden, wenn man jene Begierden oder Verabscheuungen, dem Scheine nach, befriedigt, das wirklich zu machen scheint, nach dessen Hervorbringung sie streben. Denn sobald dies geschehen ist, fällt die Anstrengung weg, womit die Aufmerksamkeit durch das Begehrungsvermögen auf die herrschenden Bilder der Phantasie geheftet wird. Diese verlieren also einen großen Theil ihrer Stärke und Lebhaftigkeit, und die Verrückung kann aufhören. Wird aber der Betrug entdeckt, eh sich die Vernunft im Besitze ihrer Rechte befestigt, und sich die Phantasie gehörig untergeordnet hat; so kann das Uebel plötz-

lich

lich zurückkehren. Boerhave heilte einen Verrückten, der sich einbildete, daß ein Vogel in seinem Gehirn säße und unaufhörlich davon zehrte (wiewohl er gar keine Schmerzen empfand), auf folgende Art. Er machte einen Einschnitt am Hinterkopfe, und nach einigen schmerzhaften Operationen zeigte er einen Sperling vor, den er bis dahin verborgen gehalten hatte, mit dem Bedeuten: dies sey der Vogel, der im Gehirn gesessen habe, und mithin das Uebel gänzlich gehoben. Sofort genas der Kranke, und bekam den völligen Gebrauch seines Verstandes wieder. Bald darauf beging man die Thorheit, ihm zu entdecken, wie er sich getäuscht habe, und er fiel in seine Krankheit wieder zurück.

§. 75.

Aus den oben gemachten Bemerkungen über die psychologische Entstehungsart der Verrückung, und aus ihrer nahen Verwandtschaft mit der Schwärmerei erhellet, wie sie aus der letztern leicht entstehen könne. Ein neuer Bewegungsgrund, sich vor der letztern möglichst zu hüten.

Noch eine besondre Art des Ursprungs der Verrückung kann ich hier nicht unbemerkt lassen. Die Erfahrung hat durch traurige Beispiele gelehrt, daß dieselbe auch durch eine anhaltende, übermäßige Anstrengung des Verstandes erzeugt werden, oder wenigstens darauf folgen könne. Auf den erstern Blick aber ist es widersinnig, daß

ei-

eine größere Uebung des Verstandes der Grund seiner Unterdrückung seyn sollte. Auch kann sie in der That nicht der wirkende, sondern nur der veranlassende Grund seyn. Die wirkenden Gründe liegen in andern, dabei vorhandnen, Umständen, und bringen zuweilen einzeln, zuweilen gemeinschaftlich die gegebne Erscheinung hervor.

1) Da zuvörderst alle Wirkungen der Seele von Bewegungen der Gehirnnerven begleitet, und beide in Absicht auf die Stärke einander proportional sind; so kann auch eine übermäßige Anstrengung des Verstandes einzelne Gehirnnerven so angreifen, daß sie gänzlich erschlaffen, oder daß irgend eine andre Unordnung in dem Nervensysteme entsteht. Dadurch aber kann die Seele des Gebrauchs ihres Verstandes beraubt werden. Denn die Ausübung der Thätigkeit ihrer Vermögen ist in ihrem gegenwärtigen Zustande, von den Nerven des Gehirns abhängig.

2) Es ist auch denkbar, daß die Kraft des Verstandes selbst durch eine übermäßige Anspannung auf eine Zeitlang erschlaffe. In der Zwischenzeit aber, ehe sie sich wieder ermuntert, kann die Phantasie die Oberhand in der Seele gewinnen, und den Verstand unterdrücken.

3) Wer sich in anhaltenden Speculationen des Verstandes vertieft, und es dabei, wie gewöhnlich, an zerstreuenden Empfindungen fehlen läßt, der kann dadurch bei gewissen Konsti-

tu-

tutionen des Körpers die Empfindungen so schwächen und abstumpfen, daß die Lebhaftigkeit der Einbildungen im hohen Grade vermehrt, und die letztern zu herrschenden Vorstellungen erhoben werden. Dies geschieht bekanntlich um so leichter, je schwächer die Empfindungen sind, und ganz vorzüglich, wenn uns ein unbehagliches Gefühl von dem Zustande unsres Körpers verfolgt (§. 41.)

Wenn bei einer überspanten Anstrengung des Verstandes unsre Kräfte dennoch nicht hinreichen, die Sache einzusehen, nach deren Erkenntniß man strebt; so kann dadurch eine solche Verwirrung und Dunkelheit in die Begriffe kommen, daß die Einbildungskraft, die aus dergleichen Zuständen beständig Vortheil zieht, wiederum das Uebergewicht erhält. Dieses Uebergewicht kann nach und nach so groß werden, daß es den Verstand unterdrückt. Es entsteht also zuerst eine Art von Schwärmerei, und diese kann in Verrückung übergehen, zumal, wenn einer oder mehrere von den vorigen Gründen mitwirken.

Die Verrückung, die aus psychologischen Gründen entsteht, unterscheidet sich noch durch einen merkwürdigen Charakter von der, die auf einer physiologischen Ursache beruhet. Bei jener hat der Verrückte zuweilen gänzlich helle Augenblicke, wo er sich des völligen Gebrauchs seines Verstandes zu erfreuen scheint; bei der letztern

aber nicht. Denn bei jener kann es zuweilen geschehen, daß die Aufmerksamkeit durch irgend einen Grund auf Vorstellungen gewandt wird, die mit den herrschenden Einbildungen nichts gemein haben. Dann verdunkeln sich diese eine Weile: die Fesseln des Verstandes sind gelößt, und der Kranke kann vernünftig denken. Sobald er aber dabei auf eine Vorstellung geräth, die mit den herrschenden Einbildungen zusammenhängt, werden diese sofort wieder hervorgezogen, und der kurze Sonnenblick ist verschwunden.

Beruht aber die Verrückung auf einem Fehler im Gehirn; so kann dieser Fall nicht statt finden. Die Aufmerksamkeit mag gelenkt werden auf welche Vorstellungen man will: die Ursache, welche die Wirksamkeit des Verstandes hindert, bleibt immer vorhanden.

II. Vom Nachtwandeln.

Ein Nachtwandler (Mondsüchtiger) ist derjenige, dessen Träume von solchen äusserlichen Handlungen begleitet sind, dergleichen gewöhnlich nur im Wachen geschehen. So steht der Nachtwandler schlafend von seinem Lager auf, kleidet sich schlafend an, und verrichtet schlafend Geschäfte, die er am Tage zu thun gewohnt ist. Alles äusserliche Handlungen, welche die meisten Menschen nur wachend verrichten. Auffallende Beispiele von dieser Krankheit sind bekannt, und

von

von mehrern gesammelt worden *). Ich werde mich also dabei nicht aufhalten, sondern einige allgemeine Bemerkungen machen, die das Psychologische dieses Zustandes betreffen, und zum Behufe derselben nur ein Beispiel anführen, das in mehrerer Rücksicht merkwürdig ist.

Auf dem Kirchhofe eines Dorfes stand ein alter Birnbaum, dessen Nutzung dem Küster des Ortes zuständig war. Lange Zeit ging in dem Dorfe die Sage (die, wie dergleichen Sagen gewöhnlich, ihren guten Grund hatte): daß alle Nacht irgend ein Geist eines Verstorbnen aus seinem Grabe aufstehe, und sich in weisser Kleidung, zuweilen stundenlang, in dem Gipfel des Birnbaumes aufhalte. Der Küster, der von der Diskretion der Geister keinen allzuvortheilhaften Begriff haben mogte, wurde besorgt, der ungebetne Gast dürfte sich das Recht anmaaßen, die Früchte des Baums mit ihm zu theilen. Er faßte also ein Herz, stellte sich hinter eine Mauer, und blickte unter Furcht und Zittern mit halben Augen herum, den kommenden Geist zu beobachten. Und siehe! es erschien — wie viele Gespenster mögen wohl von derselben Art gewesen seyn! — es erschien des Küsters Nachbar, ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren. Bloß mit dem letzten Gewande, was uns das Schlafzimmer übrig läßt, angethan, stieg er aus seinem niedrigen Fenster, das auf den Kirchhof stieß, her-

*) M. s. z. B. Muratori d. forz. d. fantas. uman.

aus, und blitzschnell hatte er den Gipfel des Birnbaumes erreicht. Hier blieb er ruhig sitzen, ohne den Verdacht des Küsters zu rechtfertigen, und kehrte, etwa nach einer Viertelstunde, durchs Fenster in sein Schlafzimmer zurück. Da er diese Operationen fast alle Nacht wiederhohlte; so beobachtete ihn der Prediger des Orts nachher öfter, und machte einige Versuche mit ihm. Unter andern wurden einmal rings um den Baum herum Stühle gestellt. Sobald der Kranke an diese Stühle kam, stieß er an, stolperte, fiel und kehrte sogleich um, ohne weiter nach dem Baume zu trachten. Ein andermal versuchte man, ihn zu erwecken; aber selbst der Schall einer Pistole war vergeblich. Zufälligerweise kam der Hofhund des Schlafenden dazu, fing an zu bellen, und der Schlafende erwachte unverzüglich.

Zuvörderst ist klar, daß der Nachtwandler nach den Vorstellungen handelt, die ihm die Phantasie von den Gegenständen, von ihrer Lage und Verbindung unter einander, macht. Denn sobald ihm etwas Ungewöhnliches in den Weg kömmt, wovon also die Phantasie noch kein Bild vorräthig hat; so wird er irre, und weiß einen solchen Gegenstand nicht zu behandeln; wie in dem angeführten Beispiele an dem Benehmen des Nachtwandlers gegen die Stühle zu ersehen ist. Die Einbildungkraft muß ihm also die Bilder von den Gegenständen beinahe eben

so

so klar, bestimmt und ordentlich vorstellen, als wenn er diese Dinge wirklich durch die Sinne wahrnähme.

Das setzt demnach zwei Eigenschaften in der Phantasie eines Nachwandlers voraus. Sie muß

1) eine gewisse Stärke haben. Denn sonst könnte sie keine so klare und bestimmte Bilder hervorbringen, als erfordert werden: sie könnte auch den Körper nicht so stark afficiren, daß dieser dadurch in Bewegung gesetzt würde. Mit dieser Stärke aber ist

2) Armuth und Kraftlosigkeit des Dichtungsvermögens verbunden. Denn Reichthum, Reizbarkeit, und die daraus erfolgenden lebhaften Spiele dieses Vermögens, würden es unmöglich machen, die Gegenstände der wirklichen Welt und ihren Zusammenhang mit solcher Regelmäßigkeit vorzustellen, als es in den Träumen des Nachtwandlers geschehen muß.

Ueber die Bedingungen, welche der Zustand des Nachtwandlers im Körper voraussetzt, wage ich nichts zu entscheiden. Auch kömmt es hier darauf nicht an. Doch scheint Reizbarkeit, mit Schwäche verbunden, die Konstitution der Nerven zu seyn, die dem Zustande des Nachtwandelns günstig ist.

Beiläufig aber ist daraus zu ersehen, daß die physiologische Ursache des Schlafs nicht in einer Erschlaffung, oder andern Art von gänzlicher

Un-

Unthätigkeit der Nerven (oder der Lebensgeister) bestehen könne. Denn wodurch sollten die Bewegungen des Nachtwandlers gewirkt werden, wenn nicht während des Schlafes eben die Thätigkeiten der Nerven statt finden könnten, die im Wachen das innerliche Princip der Bewegung des Körpers ausmachen? Wenigstens kann beim Schlafe nur eine gewisse Art von Thätigkeit der Nerven aufhören.

§. 77.

Es ist bekannt, daß die Nachtwandler oft sehr gefahrvolle Handlungen unternehmen, ohne dabei zu verunglücken, und man hat dies öfter für etwas ganz Ausserordentliches gehalten. Ich glaube aber, daß die Erklärung davon sehr einfach sey. Da der Nachtwandler bloß nach Einbildungen handelt, und seinen Verstand wenig oder gar nicht gebraucht; so reflektirt er über die Gegenstände nicht, bemerkt also keine Gefahr, worin er sich stürzt. Mithin handelt er ohne alle Furcht, und seine Unternehmungen müssen folglich gelingen. Denn an sich sind die Handlungen, die er verrichtet, entweder ganz leicht, oder doch von der Art, daß sie mit einiger Anstrengung von jedem zu Stande gebracht werden können. Mir ist wenigstens kein Beispiel von einer solchen Handlung eines Nachtwandlers bekannt geworden, zu der nicht jeder Wachende auch fähig wäre, wofern ihn nur die Furcht nicht davon abhielte. Die Nachtwandler sollen zuweilen auf

Dächern

Dächern umherklettern. Aber das könnte jeder Wachende auch, wenn nur das Dach auf platter Erde läge. Die Handlung an sich bleibt die nämliche, das Dach mag hoch oder niedrig seyn; und man sieht, daß der Wachende bloß durch die Furcht abgehalten wird, auf demselben herum zu klettern, wenn es hoch erhöht ist. Die Kunst des Nachtwandlers beruht also bloß darauf, daß er nicht reflektirt, und also keine Furcht empfindet.

Es ist ferner bekannt, daß ein Nachtwandler sehr schwer aus seinem Schlafe zu erwecken ist. Das hat psychologische und ohnstreitig auch einen physiologischen Grund.

1) Da die Einbildungskraft durch die ungemein klaren und bestimmten Bilder des Traumes im höhern Grade beschäftigt ist; so hält es schwer, die Mitwirkung derselben hervorzubringen, die erfordert wird, wenn eine äusserliche Empfindung zum Bewußtseyn kommen soll (§. 3.). Durch eine solche aber müßte doch die Erweckung aus dem Schlafe geschehen. (S. a. §. 26.).

2) Wenn eine erregte, äusserliche Empfindung auch klar wird; so wird sie doch von den starken und bestimmten Einbildungen leicht entweder gänzlich verdunkelt, oder doch so geschwächt, daß sie eine bloße Einbildung zu seyn scheint. Das geschieht um so mehr, da sie in den Zusammenhang der Vorstellungen des Traumes nicht paßt.

3) Auch scheint ein sehr tiefer Schlaf zu dem Zustande eines Nachtwandlers zu gehören, und diesem eine gewisse Schwäche der Empfindungswerkzeuge zum Grunde zu liegen. Doch vielleicht findet auch eine andre Modification des Schlafes dabei statt. Ich wage hierüber nichts bestimmt zu behaupten, da die Physiologie, so weit meine Kenntniß derselben reicht, über die wahre Natur des Schlafes noch nichts Befriedigendes gesagt hat. Wäre aber meine Vermuthung richtig; so würde sich daraus das vorliegende Phänomen leicht erklären lassen. Da offenbar die Empfindungswerkzeuge beim Schlaf auf irgend eine Art ausser Thätigkeit gesezt sind; so muß es, bei einer sehr merklichen Schwäche derselben, schwer halten, sie so zu reizen, daß eine äusserliche Empfindung klar wird.

Jedoch werden sie solche Eindrücke noch am ersten aufnehmen, die ihnen sehr gewöhnlich sind, welche zu percipiren sie also eine sehr große Fertigkeit haben. Daher erwacht ein Nachtwandler am leichtesten aus seinem Schlafe, wenn man ihm solche Empfindungen zu erwecken sucht, die ihm sehr bekannt und geläufig sind, wovon auch der im vorigen §. erzählte Fall ein Beispiel giebt. Daher sagt man, ein Nachtwandler wache sofort auf, wenn man ihn bei seinem Namen rufe.

Wenn ich nicht irre, so habe ich von mehrern Nachtwandlern ausdrücklich angemerkt gefunden, daß sie stumpfe Sinne gehabt haben.

Die

Die Erfahrung würde also das bestätigen, was ich von der Beschaffenheit der sinnlichen Werkzeuge eines Nachtwandlers als Vermuthung annehme.

Es giebt eine üble Gewohnheit, die denjenigen, der sonst Disposition dazu hat, leicht zum Nachtwandler machen kann, und zwar besonders in den frühern Jahren, wo der Körper noch für alle Arten der Eindrücke leichter empfänglich ist. Ich meine die Gewohnheit, etwas halb im Schlafe zu thun, wie z. B. sich schon halb schlafend zu entkleiden. Daraus erwächst nach und nach eine Fertigkeit, ohne klare, äusserliche Empfindungen den Körper zu bewegen. Man hat also Kinder vor dieser übeln Gewohnheit zu bewahren.

§. 78.

Dem Nachtwandeln ganz ähnlich, oder vielmehr eine besondre Art davon (§. 76.) ist das Schlafreden. Denn das Reden ist auch eine äußerliche Handlung, die der Regel nach nur im Wachen geschieht. Die Bedingungen der Möglichkeit und Wirklichkeit dieses Zustandes sind also, im Ganzen genommen, die nämlichen, wie beim Nachtwandeln; nur daß bei demselben die Phantasie nicht so regelmäßig ist, und die Bilder der einzelnen Gegenstände nicht mit solcher Präcision vorstellt, als bei dem letztern (76); wenigstens ist dieses nicht nothwendig,

da der Schlafredner gewöhnlich höchst verworren spricht, und also keinesweges, wie der Nachtwandler, verräth, daß er völlig präcise Vorstellungen von den Objekten und ihrer Verbindung habe.

Je mehr die Einbildungskraft auf den Körper wirkt, je angespannter sie also während eines Traumes ist, desto leichter kann es geschehen, daß der Schlafende rede. Da übrigens der Verstand im Traume nur selten merklich mitwirkt; so spricht der Schlafredner ohne alle Diskretion, und plaudert aus, was er wachend verbergen würde.

Zuweilen aber wirkt der Verstand beim Traume mit (§. 38), und theils dadurch, theils auch aus andern Gründen (§. 39), können Vorhersehungen, wie auch Gedanken von andrer Art, entstehen, worauf man wachend nicht kam. Wenn dieser Fall bei einem Schlafredner eintritt; so können seine Reden dadurch ein so prophetisches Ansehen bekommen, daß sie den Pöbel (im Reiche des Denkens) in Verwundrung setzen, und eine übernatürliche Kraft ahnden lassen. Diese Erscheinung ist um so eher möglich, je gereizter die Einbildungskraft und je lebhafter das Spiel ihrer Bilder ist; folglich auch, je mehr die Nerven des Gehirns gereizt sind. Denn von den letztern ist die Thätigkit der Seelenkräfte, der sinnlichen insbesondre, abhängig.

Man hat in den neuern Zeiten geglaubt, durch allerlei Operationen, durch einen sogenannten magnetischen Schlaf, durch Manipuliren, Desorganisiren, und wer weiß, was alles? zu bewirken, daß bei dem Schlafenden eine gewisse Divinationsgabe ins Spiel gesetzt werde, die einer Wundergabe ziemlich ähnlich sieht. Die Trugschlüsse und Armseligkeiten, die sich viele Gläubige dieser Art haben zu Schulden kommen lassen, sind bereits hinlänglich in ihrer Blöße gezeigt. Ich halte mich also hierbei nicht auf, wiewohl diese Materie eine reiche Sammlung von Beispielen darbieten würde, die den oben bewiesenen Wahrheiten über die Täuschereien der Phantasie und des Vernunftähnlichen zu Belegen dienen könnten. Nur eine Anmerkung.

So gewiß es ist, daß der ganze Glaube an die vorbesagte Divinationsgabe auf Täuschung gebaut ist, (die noch dazu in manchen Fällen so handgreiflich war, daß sie der Scharfsichtigkeit der Gläubigen, wie sehr oft geschieht, wenig Ehre machte); so kann doch zuweilen ein Schein der Wahrheit dabei zum Grunde gelegen seyn, der manchen der Betrognen verführt haben mag.

Alle Veranstaltungen, die man zur Erwekkung jener Divinationsgabe traf, zielten darauf ab, das Nervensystem im höhern Grade zu reizen. Dadurch wurde, wie man sich auch zuweilen ausdrückte, die Einbildungskraft exaltirt, das ist, in eine größre Thätigkeit gesetzt; und

hier-

hierdurch, dem Vorigen zufolge, etwas der vorgeblichen Divinationsgabe Aehnliches möglich gemacht.

Scharfsichtige Beobachter bezweifeln es, daß jemals ein schlafender Prophet dieser Art auch wirklich geschlafen habe. Gesetzt aber, dies wäre auch; so könnte doch der eben gedachte Schein der Wahrheit hin und wieder statt gefunden haben, und vielleicht dem einen oder dem andern zu einiger Entschuldigung gereichen. Doch es versteht sich, daß diese Entschuldigung nur dem Scharfsinne, keinesweges aber dem Willen, wo dieser mit im Spiele gewesen ist, zu Gute kommen könne.

III.) Vom Aberglauben.

§. 79.

Ein Urtheil, sofern es der Erkentniß seiner Gründe vorauf geht, heißt ein Vorurtheil. Da nun ein solches Urtheil doch zureichende Gründe haben kann, wenn gleich der Urtheilende sie nicht kennt, und nicht durch sie bestimmt wird; so kann ein Vorurtheil zufälligerweise wahr seyn. Der Glaube aus einem falschen Vorurtheile heißt Aberglaube. Zuweilen wird dieser Ausdruck auch im objektiven Sinne genommen, und dann bedeutet er das, (die Gegenstände, die Sätze), was aus einem falschen Vorurtheile für wahr gehalten wird. So sagen wir:

wir: die Behauptung, daß es Gespenster gebe, sey ein bloßer Aberglaube.

In allen Arten der menschlichen Erkenntniß hat es von jeher Vorurtheile und Aberglauben gegeben; in keiner aber so gefährliche, für das Wohl der Menschheit so schreckliche, als in Sachen der Religion. Mit blinder Wuth hat der religiöse Aberglaube von jeher Ruhe und Frieden untergraben, die Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft zerstört, Schwerter gezückt, Scheiterhaufen angezündet, den Bruder gegen den Bruder, den Sohn gegen den Vater gewaffnet. Wer kann, ohne daß sich das ganze menschliche Gefühl empörte, an die ehemaligen Greuelthaten der Inquisition, wer ohne Schaudern und Betrübniß über die gesunkne Menschheit an den blinden Pöbel denken, der ein Auto da Fe als ein Festin zur Belustigung betrachtete, indem der Gedanke: es ist ein Ketzer, der brennen soll! alle Mitempfindung in ihnen tödtete. In schwesterlicher Verbindung mit der Schwärmerei, seiner treuen Begleiterin, fesselt der religiöse Aberglaube auch auf eine fast unglaubliche Art den Verstand. Ein Dichter sagt irgendwo: Wenn Christus noch einmal unter uns erschiene, und nicht so lehrte, wie es die abergläubischen Schwärmer für christlich halten, — sie kreuzigten ihn noch einmal. Da also der religiöse Aberglaube einen so großen Einfluß auf die Menschen hat; so mögen mir noch einige allgemeine Betrach-

trachtungen erlaubt seyn, die sich auf ihn insbesondre beziehen, und wodurch zugleich die Art bemerkbar gemacht wird, wie die Einbildungskraft bei der Sache ins Spiel kömmt.

§. 80.

Ohnstreitig ist die Vernunft die einzige, letzte Quelle aller religiösen Ideen, aller Gedanken an eine Gottheit, deren Verehrung und unsre Verhältnisse gegen sie; weswegen auch alle diese Vorstellungen in der vernunftlosen Schöpfung nirgends angetroffen werden. Allein unter die richtigen Schlüsse, wodurch die Vernunft die Menschen auf das Daseyn Gottes und auf einige Eigenschaften desselben im Allgemeinen leitete, mischten sich unzählige Schlüsse des Vernunftähnlichen, wodurch den Verstandesbegriffen Bilder der Einbildungskraft untergeschoben wurden, und realisirt werden sollten. Die Phantasie schuf, bloß nach den Gesetzen der Association, den jedesmaligen Veranlassungen gemäß, gewisse Bilder, worin man sich die Gottheit, ihre Eigenschaften oder Handlungen anschaulich und in concreto vorstellte, und das Vernunftähnliche brachte es durch seine Schlüsse dahin, daß diese Vorstellungen für objektiv wahr gehalten wurden.

Die menschliche Vernunft hat zwei Principia, auf denen die Schlüsse beruhen, durch welche die Menschen auf das Daseyn einer Gottheit geleitet wurden. Das sind:

1) der

1) der Satz des zureichenden Grundes, und

2) das höchste, und allgemeine Sittengesetz: Suche die größtmögliche Vollkommenheit (in dir und andern) zu wirken.

Die Anwendung des erstern Princips auf sinnliche Dinge und deren Veränderungen ist keiner Schwierigkeit unterworfen; nur seine Gültigkeit für unsinnliche Gegenstände wird von einigen Philosophen bezweifelt. Allein, ob und in wiefern die Vernunft ein Recht habe, dieses Princip auch auf intelligible Dinge anzuwenden? darüber kann hier gar nicht die Frage seyn. Genug, daß sie wirklich so verfährt! Wie leitet aber dieses Verfahren auf die Idee von der Wirklichkeit Gottes?

Sobald die Menschen von der untersten Stufe der Bildung auf eine etwas höhere heraufstiegen, sobald nicht mehr die Befriedigung ihrer thierischen Bedürfnisse ihre ganze Aufmerksamkeit beschäftigte, und der Verstand sich zu entwickeln begann, mußten sie auch viele Begebenheiten, Wirkungen, Veränderungen in der Natur bemerken, die ihnen unerklärlich waren. Die Frage: was ist die Ursache der gegebnen Erscheinung? war angeregt: man konnte ihr nicht ausweichen. Da man aber diese Ursache nicht kannte, und da doch irgend eine vorhanden seyn mußte; so nahm man ein unbekanntes Wesen dafür an, dessen Natur und Wirkungsart man nicht begreifen konnte.

Dies ist der erste Keim der Idee einer Gottheit; und das erste Merkmal also, was sich davon entwickelte, war das Unbegreifliche.

Inzwischen, da sich der menschliche Geist bei dem Unbegreiflichen nicht beruhigen kann; so wurde die einmal angeregte Frage über die Ursache der gegebnen Erscheinungen, immer wieder von neuem aufgeworfen, und die Vernunft zur Beantwortung derselben aufgefordert. Nun mischten sich die Phantasie und das Vernunftähnliche ins Spiel.

Die Phantasie verknüpfte, durch die Association, mit den gegebnen Erscheinungen die Vorstellungen von andern, die den erstern mehr oder weniger ähnlich waren, und von denen man die Ursachen wußte, oder doch zu wissen glaubte. Damit verband sich der Schluß des Vernunftähnlichen: Was zum Theil ähnlich ist, das ist ganz ähnlich, das wird folglich auch in Absicht auf seine Ursachen ähnlich seyn. Mithin schob die Phantasie das Bild unter, was sie von den Ursachen der sich vergesellschaftenden, ähnlichen Erscheinungen vorräthig hatte: die unbekannte Ursache der gegebnen Erscheinung wurde unter diesem Bilde anschaulich vorgestellt, und dieses Bild also für objektiv wahr gehalten. Daher sind die ersten Vorstellungen von den höhern (unbegreiflichen) Wesen ausgemalt nach Maaßgabe der Bilder, welche die Phantasie von ähnlichen, wirkenden Kräften vorräthig hatte. So

ist z. B. der Donner das Geprassel eines Wagens, der über die Wolken dahin rollt, eine Idee, welche auch die hebräischen Dichter angenommen haben; und nach der Meinung der ältesten Braminen schwamm die Erde auf einem großen Wasser, und dieses Wasser wurde wieder (ohngefähr wie die Regenwolken) von einem heftigen Sturmwinde getragen, der unaufhörlich unter demselben tobte. Eben solchen Schlüssen verdanken die Scylla und Charybdis, die Schmiede der Cyklopen, und tausend andre Dinge von der Art ihr Daseyn.

Da unter den Naturerscheinungen, zu deren Erklärung man unbegreifliche Wesen, als Ursachen davon, annahm, viele waren, von denen man bald einsehen mußte, daß zu ihrer Hervorbringung eine große, mehr als menschliche Kraft gehöre; so war das zweite Merkmal, was man der Idee eines übernatürlichen Wesens beilegte, das einer großen, übermenschlichen Kraft*).

Nach und nach erweiterte sich der Gesichtskreis: der Blick fing an, das Ganze zu umfassen, und es entsprang die Frage: woher das alles? Woher das Universum?

Die erste Vorstellung von dem Weltall war die unvollkommenste. Man dachte sich dasselbe bloß als einen großen Klumpen Materie, als eine leblose Masse. Daher dachte man sich auch

*) Vergl. Leibnitz Nouv. ess. L. I. ch. I. §. 4.

auch den Ursprung des Universums, wie das Entstehen einer Pflanze. Das Universum war gewachsen. Daher bestand das Chaos, woraus die Welt hervorging, bald aus Wasser, bald aus Luft, bald aus einem Gemisch von beiden, je nachdem man sich das eine oder das andre als nothwendig zum Wachsen vorstellte.

Als man in der Kenntniß des Weltgebäudes weiter kam, und Ordnung, Leben und Thätigkeit allerwärts in demselben bemerkte; so verglich man dasselbe mit einem lebendigen Wesen, mit einem Thiere, und ließ es folglich auch eben so, wie die Thiere, entstehen. Das Weltall war durch Zeugung entstanden.

§. 81.

Endlich aber, wiewohl nach langer Zeit, fing die Vernunft an, diese Spiele der Phantasie und des Vernunftähnlichen zu beleuchten, die Täuschungen dabei zu entdecken und zu zerstören. Man sahe, daß alles, was man bisher über den Ursprung der Welt Dichterisch philosophirt hatte, bei weitem nicht zureiche, denselben zu erklären, und daß man im Grunde noch auf demselben Flecke stehe, worauf man vor der aufgeworfnen Frage stand. Man mußte also noch etwas zu Hülfe nehmen. Da wählten dann einige ein Unding, den blinden Zufall, wie Epikur, andre aber, wie unter den Griechen zuerst Anaxagoras, ein ausserweltliches Wesen, d. i. ein unbekanntes Wesen, welches von allen den

Er-

Erscheinungen noch verschieden wäre, deren Ursprung man eben erklären wollte, was aber eine so erhabne Kraft besitze, daß es den wirkenden Grund von allen diesen Erscheinungen enthalten könne.

Dieses war ein wichtiger Schritt, den die Vernunft that, die Idee der Gottheit zu entwickeln; obgleich die nähere Bestimmung dieser Idee noch lange Zeit hindurch vielen Mißgriffen und Täuschungen des Vernunftähnlichen ausgesetzt blieb. Selbst das System des Stagiriten konnte diesem Schicksale nicht entgehen. Sein höchstes Wesen, das πρωτον κινουν, ist zwar selbst ακινητον; inzwischen ist es doch immer ein bewegendes Princip, und die Idee davon durch einen Trugschluß des Vernunftähnlichen, nach der Analogie der wirkenden Kräfte in der Natur, bestimmt. Ueberdem verwechselt er dieses höchste Princip der Wirklichkeit der Dinge mit dem höchsten (logischen) Princip der Wahrheiten. Daher kömmt es unter andern, daß er die theologische Erkentniß für die gewisseste und evidenteste unter allen hielt. Denn was aus dem höchsten Princip (der Wahrheiten) am unmittelbarsten fließt, das muß den höchsten Grad der Evidenz und Gewißheit haben.

Unendlich viel gröber aber sündigten nach ihm andre in der nähern Bestimmung der Idee vom göttlichen Wesen, wie z. B. Epikur. Dieser setzte die Glückseligkeit der Götter in Nichts-

thun, und in den Genuß angenehmer, sinnlicher Empfindungen, vermöge des Schlusses: was ich nicht kenne, das ist nicht! Nach eben dem Schlusse legte er den Göttern eine menschliche Gestalt bei. Denn, meinte er, die Götter haben doch Vernunft, und Vernunft hat noch niemand anderswo, als in Wesen mit einer menschlichen Gestalt, angetroffen.

Diesem allergröbsten Anthropomorphismus des Epikurs steht der feinere zur Seite, welcher der Gottheit menschliche Unvollkommenheiten zuschreibt. Dieser entspringt aus ganz ähnlichen Quellen. Bei dem Gedanken an die Gottheit erscheinen, vermittelst der Association, Bilder von gewissen Eigenschaften, Handlungen, Veränderungen, oder Verhältnissen und das Vernunftähnliche überredet uns, nach Befinden der Umstände, daß dieselben der Gottheit zukommen. So ist es ganz unläugbar, daß die Juden die Idee von ihrem Jehovah durch Trugschlüsse dieser Art nach und nach verfälschten. Jehovah zürnt, hat Feinde und nimmt Rache an ihnen, läßt sich etwas gereuen, wird durch Opfer versöhnt, ist partheiisch für sein Volk, grade wie unter gleichen Bedingungen die Menschen. Da überdem ein orientalischer Despot das glänzendste Bild war, womit der König des Himmels verglichen werden konnte; so befindet er sich auch in eben solchen Verhältnissen, wie jener. Er hat seine Minister, die Engel,

durch

durch die er seine Befehle ertheilt und ausführen läßt, und selbst einen Fiskal, wie den Satan im Hiob.

Solche und ähnliche Fehltritte wurden durch die Spiele der Phantasie in Menge veranlaßt, ehe die Vernunft im Stande war, den rechten Weg zu finden, um die einmal zum Bewußtseyn gebrachte Idee von einer Gottheit näher zu bestimmen. Die Macht des Aberglaubens hielt sie ab, diesen Weg zu suchen, oder auch nur zu ahnden.

§. 82.

Das andre der Vernunft beiwohnende Princip, wodurch sie auf die Idee von einer Gottheit geführt wird, ist das höchste Sittengesetz (§. 80.). Aus diesem entspringt eine Menge von andern moralischen Gesetzen, die insgesammt die Eigenschaft haben, daß sich jeder gezwungen fühlt, die Verbindlichkeit dazu (innerlich wenigstens) anzuerkennen; so sehr er sich dagegen sträuben, oder so wenig er die Gründe derselben auch kennen mögte.

Ueberdem ist unläugbar der Trieb nach Glückseligkeit der allgemeine Grundtrieb des ganzen menschlichen Begehrungsvermögens, das letzte Triebrad, welches bei allem, was wir thun und lassen, unsre Kräfte in Bewegung setzt. Man konnte sich also eben so wenig entschlagen, der

Stimme dieses Grundtriebes, als der des höchsten Sittengesetzes, Gehör zu geben, und mußte also den Scharfsinn möglichst anstrengen, um sie beide zu vereinigen. Dies war das oberste Interesse der Menschheit. Die Verstandeskräfte wurden angespannt, um sich zu überzeugen, daß die Befolgung des Sittengesetzes auch zur Glückseligkeit führe.

Da man aber leicht gewahr wurde, daß in diesem Leben der sittlich Gute nicht selten (dem Scheine nach wenigstens) unglücklich, der sittlich Böse eben so oft glücklich sey; so gerieth man auf die Idee, daß es noch ein andres Leben gebe, wo dem Guten und dem Bösen auf eine angemeßne Art vergolten werde. Die erste Veranlassung zu dieser Idee aber gab ohnstreitig das Leben und Sterben, und Wiederaufleben in der Natur, insbesondre im Pflanzenreiche. Der Mensch hatte es mit Gegenständen dieser Art gemein, daß er erzeugt wurde, wie sie, und wie sie, lebte und starb. Was war also einfacher, als daß das Vernunftähnliche durch den Schluß von der partiellen auf die totale Aehnlichkeit hinzusetzte: der Mensch lebt auch nach seinem Tode wieder auf, so wie sich eine Pflanze, ein Baum, im Frühlinge wieder verjüngt. Sobald man die Seele vom Körper unterschied, ließ man bloß diese, mit einer neuen und feinern Hülle versehen, fortleben und übergab den Körper der Zerstörung.

Bei dieser allgemeinen Idee von einem Leben nach dem Tode blieb man aber nicht stehen. Sie wurde weiter ausgemalt. Und da die Einbildungskraft hier völlig freien Spielraum hatte; so entstanden die Scenen jenseit des Grabes größtentheils bloß nach den Gesetzen der Association, und daher sind Himmel und Hölle bei verschiednen Nationen so sehr verschieden. Man belohnte die Tugend in jenem Leben mit solchen Freuden dieser Welt, deren Bild die Phantasie als das reizendste vorstellte, und drohte dem Laster Strafen, die man sich als die empfindlichsten dachte. Daher die glänzenden Mahlzeiten im Himmel, wobei man aus den Hirnschädeln seiner Feinde trinkt, daher die schönen Weiber, die Muhameds Lehre daselbst versammelt, daher der höllische Schwefelpfuhl, und viel andre Dinge.

Jedoch die ganze Idee von dem Leben nach dem Tode reichte noch nicht hin, das vorliegende Problem zu lösen. Man mußte bald auf den Gedanken gerathen: daß, wenn es auch ein Leben nach dem Tode gebe, doch alles darin gehen könne, wie in dem gegenwärtigen. Warum sollte nicht auch jenseit des Grabes der Tugendhafte durch die zufälligen Umstände unglücklich, der Lasterhafte glücklich seyn können? Warum sollte nicht dort, wie hier, der Mächtigre den Schwächern unterdrücken, Bosheit die Unschuld verfolgen, und Rechtschaffenheit unbelohnt blei-

ben können? Um diesen Zweifel zu heben, mußte man seine Zuflucht zu einem sehr mächtigen, wiewohl übrigens unbekannten, Wesen nehmen, von dem unser Geschick in jenem Leben abhange, und das die Tugend hervorzuziehen und ihr die verdiente Krone zu reichen, so wie das Laster zu bändigen und zu strafen im Stande sey. Der erste Schritt zur Entwickelung der Idee eines solchen Wesens wurde freilich durch die Schlüsse gethan, die oben angezeigt sind (81). Inzwischen der hier erwähnte Ideengang diente doch dazu, theils den Glauben an jene Idee zu einer unerschütterlichen Stärke zu erheben, indem das höchste Interesse darauf beruhte, theils auch, die Idee näher zu bestimmen. Man war nun genöthigt, dem übernatürlichen Wesen, ausser einer großen Macht, auch Verstand und guten Willen beizumessen. Widrigenfalls würde das Daseyn desselben noch nicht die gesuchte Beruhigung gewährt haben. Ohne einen großen Verstand kann das sittlich Gute und Böse nicht immer richtig beurtheilt werden, und ohne einen guten Willen bleibt es zweifelhaft, ob die angemeßne Strafe oder Belohnung, die von dem Willen abhängt, erfolgen werden.

Natürlicherweise konnte man auch auf diesem Wege anfänglich nur zu einer höchst unvollkommnen Idee von jenem Wesen gelangen. Erst nach und nach wurde sie verbessert.

§. 83.

So wahr es ist, daß das Sittengesetz auf die Idee einer Gottheit führte, und so wohlthätig die Folgen davon waren, indem die Vernunft veranlaßt wurde, diesen und die damit zusammenhängenden Gedanken weiter zu verfolgen und zu deutlicher Erkenntniß zu erheben; so ist es doch nicht weniger wahr, daß die ganze Schlußfolge, wodurch die Entwickelung der erwähnten Idee bewerkstelligt wurde, am Ende auf einem Trugschlusse des Vernunftähnlichen beruhte, wobei die Phantasie im Spiele war. Man gieng von dem Satze aus, daß in diesem Leben Tugend und Laster nicht auf eine angemeßne Art belohnt und bestraft werde. Von der Wahrheit dieses Satzes aber konnte man sich nur vermittelst des Trugschlusses überreden: Was ich nicht weiß, das ist nicht. Wir können nur nicht beweisen: daß Moralität und Glückseligkeit in diesem Leben einander immer proportional seyen; keinesweges aber darthun: daß sie es nicht seyen. Sollte das letztre möglich seyn, so müßte man den Grad der Moralität und der Glückseligkeit eines individuellen Subjektes adäquat beurtheilen können. Daß wir aber zu dem erstern nicht im Stande sind, erhellet schon aus den wenigen Bemerkungen hierüber, die oben angedeutet sind (§. 67. 68.). Das andre ist eben so unmöglich.

Wollte man noch weiter gehen, und sich für überzeugt halten, man sey durch das Sit-

tengesetz zu dem Glauben an ein allervollkommenstes Wesen genöthigt; so würde das, wenn nicht noch andre Gründe hinzukommen, ein neuer Trugschluß seyn. Denn wenn auch durch das Sittengesetz die Voraussetzung eines höhern Wesens nothwendig wird; so braucht dieses doch kein allervollkommenstes Wesen zu seyn, sondern nur so viel Macht, Verstand und guten Willen zu haben, als nöthig ist, die Glückseligkeit der vernünftigen Wesen ihrer Moralität angemessen zu machen. Es verhält sich hiermit, wie mit dem sogenannten physikotheologischen Beweise, wodurch man die Existenz Gottes darthun zu können glaubt. Dieser reicht auch nicht weiter, als höchstens soweit, die Wirklichkeit eines Wesens zu beweisen, das so viel Verstand und Kraft hat, als erfordert wird, die Dinge in der Welt und ihre Veränderungen zu begründen.

§. 84.

So wie die Phantasie bei der nähern Bestimmung der einmal entwickelten Idee von einer Gottheit beständig im Spiele war, eben so ist sie von jeher geschäftig gewesen, wenn es darauf ankam, die Begriffe von der Wirkungsart des höchsten Wesens und von unsern Verhältnissen zu ihm zu bestimmen. Sie erdichtete, der jedesmaligen Veranlassung gemäß, nach den Regeln der Vergesellschaftung, gewisse Handlungen, die dann durch einen Trugschluß des Vernunftähnlichen

chen der Gottheit zugeschrieben wurden. Bei einer ungewöhnlichen Erscheinung, wovon man sich keine Ursache angeben konnte, führte die Einbildungskraft auf den Gedanken an Gott, und man machte den Schluß: daß Gott die Begebenheit unmittelbar wirke, indem man sich überredete, es sey keine natürliche Ursache davon vorhanden, weil man keine wußte. Man erblickte also ein Wunder, wo man seine Unwissenheit hätte bedauren sollen. Diese Täuschung ist aber bekannterweise sehr gewöhnlich, und muß es seyn. Denn alles übrige abgerechnet, so verdunkelt die gemeine Liebe zum Wunderbaren, die mit der Roheit des Verstandes immer gleichen Schritt hält, die Erkentniß der natürlichen Ursachen, woraus die gegebene Erscheinung begriffen werden könnte. Viele der scharfsinnigsten Theologen haben daher mit Recht, und nicht ohne glücklichen Erfolg versucht, mehrere von den Begebenheiten, die man sonst in der Theologie für Wunder ausgab, aus natürlichen Ursachen zu erklären, und so dem Aberglauben, der auf diesen Illusionen der Phantasie beruhte, entgegen zu arbeiten.

Andre Begebenheiten schrieb man zwar nicht einer unmittelbaren Wirkung Gottes zu, aber die Phantasie erdichtete nach den Regeln der Association eine Mittelursache, ausser den gewöhnlichen Naturkräften, deren sich Gott bedient haben sollte, die Begebenheit hervorzubringen. Auf diese Art entstand der Engel, der in dem Lager

der

der Assyrier, die gegen den frommen Hiskias zu Felde zogen, in einer Nacht so viele tausend Mann erlegte.

Und was hat nicht die Phantasie der mystischen Theologen alles ersonnen, und den göttlichen Handlungen angedichtet? Was fand man z. B. nicht alles im alten Testamente, das die Gottheit so sollte veranstaltet haben, daß es ein Typus, ein vorbedeutendes Sinnbild einer Begebenheit im N. T. wäre! Hat man doch sogar die beiden Träger an der Bundeslade für ein Sinnbild von den beiden Naturen in Christo ausgegeben! Die Liebe zum Geheimnißvollen und Wunderbaren, das Vergnügen hieran und an den Spielen des dabei thätigen Witzes lehrten Typen in großer Menge finden (§. 41. ꝛc.). Mit der Betrachtung eines Objektes, oder einer Begebenheit im N. T. verknüpfte die Phantasie vermittelst der Association die Bilder von ähnlichen Begebenheiten oder Objekten im A. T. Wenn diese Aehnlichkeit auch noch so entfernt war; so wurde sie durch die Betrügereien des Witzes vergrößert, und das Vernunftähnliche durch seine Schlüsse von partieller Aehnlichkeit auf totale, und von dem gegebnen A auf einen bestimmten Grund (eine bestimmte Absicht), war geschäftig, den letztern Begebenheiten und Objekten einen vorbedeutenden Sinn zu geben.

Ein feinerer Betrug der Phantasie war es, wenn man aus der unendlichen Gerechtigkeit Gottes

tes zu beweisen vermeinte: daß gewisse positive Strafen und Belohnungen (im Gegensatze mit den natürlichen), in Ewigkeit fortdauern müßten. Die Phantasie kann das Unendliche nicht darstellen, sondern nur durch eine Approximation gleichsam vorstellig machen. Sie strebt zwar, dasselbe abzubilden; aber sie kann das nur leisten durch einen Progressus, worin sich kein Grund findet, irgendwo stehen zu bleiben, worin sie also nie zu Ende kömmt. Nun ging man von dem Gedanken aus, daß die göttliche Gerechtigkeit, so wie die übrigen Realitäten des höchsten Wesens, unendlich sey. Unvermeidlich schob die Phantasie das Bild unter, wodurch sie das Unendliche darzustellen trachtet, und man dachte sich also das Unendliche in der göttlichen Gerechtigkeit als einen Progressus ohne Ende. Die positiven Strafen und Belohnungen in jenem Leben wurden also für ewig gehalten. Durch diesen Schluß glaubte man den Ausspruch der Bibel: aus der Hölle ist gar keine Erlösung! vollkommen bestätigt zu haben; oder vielleicht trug man seine Meinung in die Stelle erst hinein, nachdem man jenen Schluß gemacht hatte: ein Verfahren, das nur zu gewöhnlich ist, da die verschiedensten theologischen Systeme insgesammt ihre Meinungen in der Bibel bestätigt gefunden haben. Uebrigens vergaß man dabei, daß auf diese Art das, was eigentlich das Unendliche in der göttlichen Gerechtigkeit ausmacht, die vollkommenste Proportion zwischen Verdienst und

Schuld

Schuld auf der einen, und Belohnung und Strafe auf der andern Seite, gradezu aufgehoben werde.

Dem Begriffe von der Allgegenwart Gottes legte die Phantasie ihr Bild von Gegenwart dem Raume nach unter, und man gerieth auf die Behauptung, daß Gott in allen Theilen des Raumes wirklich sey, da doch seine Allgegenwart nur eine reale, eine Gegenwart der Wirksamkeit nach, seyn kann.

Ueberhaupt hat die Einbildungskraft von jeher bei der Untersuchung der subtilern, theologischen Fragen über die Handlungen und Verhältnisse Gottes, ihre Illusionen mit eingemischt, und je spitzfindiger die Antwort war, die man auf eine solche Frage gefunden zu haben glaubte, desto eifriger suchte man sie zu verfechten. Denn desto mehr schmeichelte auf der einen Seite die Auflösung des Problems dem eingebildeten Scharfsinne; auf der andern Seite aber mußte man es auf eine dunkle Art auch desto mehr fühlen, daß dieselbe auf Sand gebaut, daß mithin der größte Eifer nöthig sey, sie aufrecht zu erhalten. Daher findet man der Regel nach, die größte Intoleranz, wo die größten Spitzfindigkeiten, oder scheinbaren Subtilitäten gelehrt und für wahr gehalten werden.

§. 85.

Je nachdem die Ideen von der Gottheit, ihren Handlungen und Wirkungsarten durch die Phan-

Phantasie verschiedentlich ausgemalt waren, je nachdem waren auch die Vorstellungen verschieden, die man sich machte von den Verhältnissen der Menschen gegen Gott, von der Art, wie er verehrt, wie der sogenannte Gottesdienst eingerichtet werden müsse.

Insbesondere aber hangen diese Vorstellungen von den Begriffen ab, die man von den moralischen Eigenschaften Gottes hat. Die Idee von diesen Eigenschaften hat hauptsächlich zwei Seiten, von denen sie betrachtet werden kann, und von denen die Einbildungskraft den jedesmaligen Umständen gemäß, vorzüglich die eine auffaßt, und durch ihre Bilder anschaulich darzustellen sucht. Man denkt sich Gott entweder mehr als einen gütigen, liebevollen Vater, oder mehr als einen ernsten und strengen Richter, (welches beides falsch ist, da Gott das eine und das andre in gleichem Grade seyn muß: wiewohl die erstre Meinung seltener schadet als die letztre). Sobald nun eine von beiden Vorstellungsarten klärer und lebhafter wird als die andre; so associiren sich auch lauter mit ihr analoge Bilder bei dem Gedanken an Gott, und diese Vorstellungsart wird zu der herrschenden erhoben. Nach ihr bestimmt sich der Charakter der religiösen, oder für religös gehaltenen Handlungen, so wie der Erwartungen, die man zu Gott hegt.

Je mehr die eine dieser Vorstellungsarten übertrieben, und die andre also verdunkelt

wird,

wird, desto unrichtiger müssen die Folgen seyn, die man daraus zieht.

Es giebt Moralisten, welche die Güte Gottes als so nachsichtsvoll vorstellen, das sie kaum etwas Unsittliches wissen, was in den Augen der Gottheit, ihrer Meinung nach, keine Entschuldigung fände, daß sie das Laster sogar nicht einmal Laster zu nennen wagen, sondern es mit den gelindern Namen von Vergehen und Thorheiten belegen. Wenn es je einen schädlichen Irrthum gegeben hat; so ist es dieser. Er ist zumal für die ungebildetere Volksklasse, der man ihn beizubringen gesucht hat, eben so verderblich, als der damit verwandte, daß Tugend und Laster bloß vom Temperament, von der Organisation und von den Umständen abhange.

Noch vernunftwidriger war es, wenn einige von den Alten auf den Einfall geriethen, mit dem sogenannten Gottesdienste den Genuß angenehmer Empfindungen und sinnlicher Lüste zu verbinden, indem sie glaubten, daß auf diese Art die Andacht und Verehrung der Gottheit recht innig und herzlich geschehe. Die angenehmen Empfindungen, als stärkere Vorstellungen, verdunkeln nach der Regel des Gegensatzes das an sich schwächere Nachdenken des Verstandes, dergleichen doch zu jeder Andacht nothwendig gehört.

Einen

Einen ähnlichen Erfolg kann es auch haben, wenn bei der Gottesverehrung die Phantasie gespannt und in Thätigkeit gesetzt wird. Ihre Spiele können der wahren Andacht ebenfalls hinderlich seyn. Daher alle pomphaften und mystischen Ceremonien beim Gottesdienste gefährlich werden können: denn sie wirken zunächst weiter nichts, als die Einbildungskraft ins Spiel zu setzen. Jedoch können die Cerimonien auch ihren guten Nutzen haben. Die Aufmerksamkeit des großen Haufens läßt sich auf abstrakte Begriffe des Verstandes nur fixiren, wenn man mit denselben etwas Sinnliches verbindet. Wären also die Cerimonien beim Gottesdienste so eingerichtet, daß die dadurch erregten Spiele der Phantasie die Aufmerksamkeit auf diejenigen Verstandesbegriffe hinlenkten, welche deutlich gedacht werden sollen; so würden sie keinesweges zu verwerfen seyn.

Wird die andre der vorhin erwähnten Vorstellungsarten der Idee von Gott, wo man sich ihn als einen ernsten und strengen Richter denkt, übertrieben; so erhält alles, was man zur Religion rechnet, einen finstern Anstrich, und die Phantasie ist geschäftig, die Farben dazu zu mischen. Allenthalben erblickt man Spuren vom Zorne Gottes, quält sich mit der Furcht vor demselben, und glaubt ihm nur dadurch entrinnen zu können, daß man auf alle mögliche Art sein eigen Fleisch kreuzigt, sich alle erlaubte Freu-

den versagt, und dadurch die Heiterkeit der Seele, diese Gemüthsstimmung, ohne welche so viele Tugenden nur kümmerlich oder gar nicht gedeihen, von Grund aus zerstört. Das ist der Geist der alten ascetischen Moral! und man weiß, zu was für Thorheiten ein theologischer Geist von dieser Art von jeher verführt hat, was für sinnlose Kasteiungen, Bußübungen, Ertödtungen des alten Menschen es öfters waren, die den heiligen Nimbus um manches enge Gehirn gezogen haben! Man ging in diesen Thorheiten um so weiter, je lebhafter die Phantasie war, je mehr sie also auf der einen Seite Ideale zur Nachahmung erdichtete, und je glänzender sie auf der andern Seite die Siegeskrone vorstellte, die man auf diesem Wege zu erringen gedachte. Die feurige Einbildungskraft des Morgenländers war also den religiösen Uebungen dieser Art sehr günstig; daher auch dieselben unter den kühlern Himmelsstrichen niemals so gut haben gedeihen wollen.

Der hierbei zum Grunde liegende, vorhin erwähnte Irrthum, der zum Theil durch die Illusionen der Phantasie erzeugt und ernährt wurde, hat selbst zu versteckten und offenbaren Gotteslästerungen verführt. Eine versteckte Gotteslästerung war doch zum wenigsten das bekannte: extra ecclesiam non datur salus; und vielleicht kann es keine offenbarere geben, als die Behauptung, die noch neuerdings ein katholischer Schriftsteller ver-

vertheidigt hat: daß Gott einige Kinder vor der Taufe sterben, und folglich der ewigen Verdammniß zum Raube werden lasse, damit er seine Macht offenbare, und zeige, er sey der Herr, der mit uns schalten und walten könne, wie es ihm beliebt.

§. 86.

Es ist in den letztern Abschnitten keinesweges meine Absicht gewesen, alle merkwürdigen Zustände, auf welche die Einbildungskraft Einfluß hat, zu berühren, oder die in Erwägung gezogenen vollständig zu erläutern und eine Theorie derselben zu versuchen. Das lag ausser meinem Plane. Ich wollte nur einige, weniger bemerkte Ideen angeben, die für denjenigen, der die hieher gehörigen Untersuchungen weiter verfolgen will, nicht ganz unbrauchbar wären.

Aus allen unsern bisherigen Untersuchungen aber läßt sich leicht beurtheilen, daß, und in wiefern die Einbildungskraft zur Vollendung der Bestimmung des Menschen unentbehrlich sey: es läßt sich daraus im Allgemeinen berechnen, wie groß die Summe dessen sey, was sie zu unsrer Vollkommenheit und Unvollkommenheit, theils durch ihre eigenthümlichen Wirkungen, theils durch ihren Einfluß auf andre Vermögen beiträgt, und wie sich diese Summen im Ganzen genommen gegen einander verhalten.

Hiebei aber muß man nicht vergessen, den Einfluß mit in Rechnung zu bringen, den die

Einbildungskraft auf unsre Glückseligkeit dadurch unmittelbar äussert, daß sie die Bilder der vergangnen angenehmen und unangenehmen Gegenstände wieder vorstellt, und dadurch den gegenwärtigen Gemüthszustand zum Theil bestimmt. Diesen Gemüthszustand percipirt der innerliche Sinn, und wir können uns nur glücklich fühlen, wenn die angenehmen Perceptionen desselben der Menge und der Stärke nach größer sind, als die unangenehmen.

Wird aber die Phantasie durch Wiedererneuerung der Vergangenheit, im Durchschnitt, eine größre Summe von angenehmen oder von unangenehmen, inneren Empfindungen erzeugen? Ohnstreitig das erstre. Denn 1) die Phantasie ergözt uns nicht bloß durch die vergangnen Dinge, die uns Vergnügen machten, sondern auch durch diejenigen, die uns Misvergnügen erregten. Die Vorstellung eines Uebels, das vorbei ist, wird angenehm. Nun kann zwar die Vorstellung eines vergangnen Guts, sofern es vergangen ist, auch Misvergnügen erregen; allein das geschieht doch viel seltner, und meist nur dann, wenn wenig oder gar keine Hoffnung da ist, ein Gut dieser Art wieder zu erlangen. Ueberdem verliert sich die Betrübniß darüber leicht in eine süße Sehnsucht, und verschwindet nach und nach ganz. Hingegen das Vergnügen über angenehme Scenen der Vergangenheit, die uns die Phantasie wieder darstellt, wächst gewöhnlich mit

dem

dem Genusse, weil die Phantasie geschäftig ist, diese Scenen weiter auszumalen und zu verschönern. Ein Beispiel giebt das Vergnügen, womit wir an die Begebenheiten unsrer Jugendjahre zurück denken. Da endlich in den meisten Fällen die angemehmen Empfindungen einiges Uebergewicht haben; so wird das Misvergnügen, was aus Einbildungen entspringt, nach der Regel des Kontrastes, dadurch verdunkelt, und die ergötzenden Einbildungen erhalten also auch hiedurch ein Uebergewicht in der Seele. 2) Auf die vergangnen unangenehmen Gegenstände wird die Aufmerksamkeit nicht so häufig und nicht mit solcher Anstrengung gerichtet, als auf die angenehmen, indem sie auf die letztern durch das Begehrungsvermögen gefesselt wird. Wenn die unangenehmen Dinge noch bevorstehen; so ist es anders. Denn alsdann suchen wir Mittel, sie abzuwenden, und das richtet die Aufmerksamkeit auf die Gegenstände selbst.

Ein merklicher Unterschied entsteht in dieser ganzen Rechnung, wenn statt einer trägen und schläfrigen eine lebhafte und feurige Einbildungskraft gesetzt wird. Wer mit der erstern begabt ist, der bemerkt viele unangenehme Empfindungen des innern Sinnes, die einen andern heftig afficiren, fast gar nicht. Aber dafür sind für ihn auch viele Freuden verloren, die den andern beglücken. Bei einer feurigen Phantasie schmeckt man tausend Freuden, die ein andrer nicht kostet,

oder genießt sie doch inniger und herzlicher, als er. Aber mancher Kelch wird uns dafür auch bittrer schmecken, als ihm!

Was ist nun in dieser Hinsicht besser, eine feurige Phantasie zu haben, oder eine schläfrige?

Wie es scheint, doch das erstre. Wenn, dem Vorigen zufolge, die Summe des Wohlgefallens, das der innre Sinn an den Einbildungen empfindet, in den meisten Fällen größer ist, als die des Misfallens, was aus dieser Quelle fließt; so ist, im allgemeinen genommen, die feurige Phantasie offenbar vorzuziehen. Wenn überdem die Wahl frei stände, ob man den innigen Genuß froher Gefühle durch eine eben so afficirende Betrübniß erkaufen, oder das eine mit dem andern entbehren wolle; so würden die meisten Menschen ohnstreitig das erstre wählen.

Daß eine lebhafte Einbildungskraft, nicht bloß in dieser Rücksicht sondern überhaupt betrachtet, besser sey, als eine unthätige und schläfrige, darf ich nicht erst bemerken. Es ist für sich klar. Das eine nur setze ich noch hinzu. Je mehr Feuer und Lebhaftigkeit die Phantasie hat, desto fähiger sind wir, wenn sonst alles Uebrige gleich ist, zu den Mitgefühlen für Andre, da diese großentheils auf Wirkungen der Einbildungskraft beruhen, desto fähiger also zur Ausübung geselliger Tugenden.

Dritter Theil.

Beiträge zur Geschichte der Lehre von der Vergesellschaftung der Vorstellungen.

§. 87.

Wiewohl es uns an einem Versuche, die Geschichte der Lehre von der Vergesellschaftung der Vorstelluugen zu bearbeiten, keinesweges fehlt; so sind doch noch manche Berichtigungen und Zusätze zu machen übrig, ehe eine vollständige Geschichte dieser Lehre zu Stande gebracht werden kann. Ohnstreitig würde eine solche, als Beitrag zur Geschichte des Denkens sehr interessant seyn, wenn sie so eingerichtet würde, daß man den Zusammenhang jeder Theorie über die Association mit den übrigen jedesmaligen Meinungen und philosophischen Systemen vor Augen legte. Zu dem Ende würde es vielleicht die bequemste Ordnung seyn, die man wählen könnte, wenn man die verschiednen Erklärungsarten der Vergesellschaftung klassificirte, dann bei jeder einzelnen Art die Psychologen, die ihr zugethan waren, in chronologischer Ordnung aufzählte, und die individuellen Unterschiede ihrer Systeme in kurzen Zügen charakterisirte.

Meine Absicht ist nicht, eine solche vollständige Geschichte zu liefern, zumal da eine glückliche Erreichung dieser Absicht mehr litterarische Kentniß voraussetzen würde, als ich mir zutrauen darf. Ich will nur einige Bruchstücke dazu liefern, deren Zweck insbesondre ist, dem Geschichtschreiber die Beurtheilung der einzelnen Systeme zu erleichtern.

§. 88.

Vor den Zeiten des Sokrates beschäftigte sich die griechische Philosophie wenig mit Untersuchungen über den Menschen, über seine Kräfte, Vermögen, Fähigkeiten und Verhältnisse. Insbesondre dachte man noch nicht viel daran, sich über die Natur und Veränderungen der menschlichen Seele zu belehren. Das Objekt der Betrachtung war die äussere Sinnenwelt. Hiervon ging die griechische Philosopie aus, so wie sie bei allen Völkern davon ausgehen muß. Denn, da die äussern Empfindungen, der Regel nach, unter allen Vorstellungen die stärksten sind; so wird die Aufmerksamkeit von Jugend auf gewöhnt, auf die Objekte der äussern Sinne am meisten zu achten. Dadurch erhält sie eine Fertigkeit, diese Art von Gegenständen im höhern Grade klar vorzustellen, und das erweckt und erleichtert das Nachdenken darüber. Schwerer ist es, über innere Veränderungen und besonders über die in der Seele nachzudenken. Sich auf diese zu fixiren, dazu bekömmt die Aufmerksamkeit keine so

große

große Fertigkeit. Man muß dabei überdem von den äusserlichen Empfindungen abstrahiren, und das ist schwer, weil diese die stärksten Vorstellungen sind. Dazu kömmt noch das spekulative Interesse, was die Vernunft an der Betrachtung der Sinnenwelt findet, und wodurch wir auf Untersuchungen über dieselbe, bei der frühsten Entwickelung des Verstandes, unabsichtlich geführt werden (80.).

Sokrates machte zuerst die Wahrheiten, die den Menschen näher angehen, zum Hauptgegenstande seiner Untersuchungen: seine Philosophie wurde praktisch und gemeinnützig. Dies kann auch nur die Meinung seyn, wenn man von ihm sagt, er habe die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabgerufen. Denn schon vor ihm gab es spekulative Philosophen unter den Griechen, die ihm, wo nicht vorzuziehen, doch gewiß zur Seite zu setzen sind. Also erst nach den Zeiten des Sokrates konnte auch die Psychologie anfangen, aus ihrem Keime hervor zu sprossen. Sobald man aber anfing, diese Wissenschaft anzubauen, mußte vorzüglich die Einbildungskraft die Aufmerksamkeit des Forschers auf sich ziehen. Ihre Wirkungen sind so groß, so mannichfaltig, so auffallend, daß sie dem beobachtenden Auge nicht leicht entgehen konnten. Daher finden sich auch in den frühern psychologischen Versuchen der Griechen Betrachtungen über die Vergesellschaftung der Vorstellungen in der Einbildungs-

kraft, und schon Aristoteles brachte diese ganze Theorie zu einem hohen Grade der Vollständigkeit.

§. 89.

Der berühmteste Schüler des Sokrates war bekanntlich Plato. Er trug seine Philosophie in einer Sprache vor, die zwar noch keine völlig ausgebildete philosophische Sprache seyn konnte, sondern vielmehr nahe an eine dichterische gränzte; die sich aber durch eine fast vollendete Schönheit der Diction so auszeichnete, daß man von ihr sagte, wenn Jupiter eine menschliche Sprache rede, müßte er so reden, wie Plato. Er ist nun der erste, in dessen Schriften man eine Theorie von der Vergesellschaftung der Vorstellungen gefunden haben will *). Mit welchem Rechte? das wollen wir untersuchen.

Man beruft sich vorzüglich auf einige Stellen aus dem Theätet des Plato. Die wichtigste davon ist die bekannte Stelle, wo er die menschliche Seele mit einer wächsernen Tafel vergleicht, auf welcher die Vorstellungen gleichsam eingegraben, oder die Bilder von den Gegenständen, gleichsam wie mit einem Pettschaft eingedrückt würden (S. Plat. op. Lugd. MDXC. p. 135. C.) Man glaubt also, Plato habe die Association der Vorstellungen aus mechanischen Gründen ableiten wollen, und seine Meinung darüber sey ohngefähr

*) Z. B. Hißmann S. d. Gesch. d. Assoc. L.

gefähr folgende gewesen. Jede Empfindung läßt einen Abdruck von sich im Gehirn zurück. Empfinden wir also mehrere Objekte zugleich; so werden die Bilder davon miteinander verbunden. Wenn also nachher eine von diesen Vorstellungen einmal wieder entsteht; so kann die andre dadurch hervorgerufen werden

Womit will man aber beweisen, daß dem Plato auch nur ohngefähr diese Behauptungen in den Sinn gekommen sind? Denn ausdrücklich äußert er sich darüber nirgends, und aus der angezognen Stelle läßt sich der Beweis nicht führen. Plato behauptet in dieser Stelle keinesweges, daß die Wiedererweckung einer Vorstellung, und die Erinnerung an dieselbe auf einem, im Gehirne zurück gebliebnen Eindrucke beruhe. Davon sagt er kein Wort. Wenn er das Gedächtniß eine wächserne Tafel nennt; so ist das ein bloßes Gleichniß, dessen er sich bedient, die Sache anschaulich zu machen, wie er auch ausdrücklich anmerkt. Θες δη μοι, heißt es a. a. O. λογε ενεκα ꝛc. Die Absicht der ganzen Stelle ist auch im mindesten nicht, die Vergesellschaftung der Vorstellungen zu erläutern, oder Regeln dafür anzugeben. Die Rede ist überhaupt von wahren und falschen Meinungen und Urtheilen, und es soll gezeigt werden, daß von der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit des Gedächtnisses die Richtigkeit oder Unrichtigkeit unserer Meinungen sehr häufig abhange. Zu dem

Ende

Ende merkt Plato an: „Wenn das Gedächtniß einem reinen, nicht zu harten und nicht zu weichen, Wachse gleicht; so werden die Bilder von den Dingen genau und leicht eingedrückt und lange aufbewahrt. Gleicht es einem unreinen, zu harten oder weichen Wachs; so entstehen entweder gar keine präcise Bilder von den Objekten, oder nur sehr schwer, oder sie werden bald wieder ausgelöscht. Wir können also eine Sache nur mit Mühe dem Gedächtnisse einprägen, oder wir vergessen sie bald wieder, oder wir verwechseln sie leicht mit andern und werden dadurch zu falschen Meinungen verleitet." Es ist also bloß die Rede von der Art, wie die einzelnen Vorstellungen, vollkommner oder unvollkommner, wieder hervorgebracht werden können, gar nicht aber davon, wie eine die andre hervorrufe, oder wie sie sich mit einander associiren.

Doch dies soll aus einer andern Stelle (a. a. O. G.) hervorleuchten (s. Hißmann. G. d. A.), wo Sokrates also redend eingeführt wird: „Ich kenne den Theodor und habe sein Bild in meiner Seele, gleichergestalt auch den Theätet. Zuweilen sehe ich beide, zuweilen auch nicht. Zuweilen nehme ich sie durch irgend einen andern Sinn wahr, zuweilen aber habe ich gar keine Empfindung von ihnen, und erinnere mich dennoch an sie, habe eine Vorstellung von ihnen in der Seele."

Aus dieser Stelle, sagt Hißmann, läßt sich wenigstens mit eben so vielem Grunde folgern, daß Plato die Association der Vorstellungen gekannt habe, als man aus dem Wolfischen Gesetze der Einbildungskraft schließen kann, daß der deutsche Philosoph das Gesetz der Aehnlichkeit unter demselben mit begriffen habe.

Allein es läßt sich aus der Stelle nur so viel abnehmen: Plato habe gewußt, daß die Vorstellung von einem empfundnen Gegenstande oft in der Seele wieder entstehe, wenn gleich der Gegenstand abwesend ist, und nicht mehr empfunden wird. Nur dieses liegt doch darin, wenn Plato den Sokrates sagen läßt: ich kann mich an den Theodor und Theätet erinnern, wenn ich sie gleich durch keinen Sinn wahrnehme. Allein das ist eine Bemerkung, die niemandem so leicht unbekannt seyn kann, und die überdem nur die Wiedererweckung der einzelnen Vorstellungen, aber gar nicht ihre Association unter einander angeht.

Mehr noch ließe sich aus einer andern Stelle folgern, wo Plato behauptet: daß vorzüglich die eigenthümlichen Merkmale einer Sache geschickt seyn, den Gedanken, daß es grade diese Sache sey, zu erregen (a. a. O. p. 142. G) Er sagt: Wenn ich an den Theätet denken will, und stelle mir bloß einen Menschen vor mit einer Nase und mit Augen; so habe ich von dem Theätet, als einem Individuum, noch gar keine Vorstellung.

Ich

Ich werde schon näher darauf kommen, wenn ich mir solche hervorstehende Augen denke, als Theätet hat. Aber dennoch kann ich dieses Objekt noch mit allen Personen verwechseln, die dem Theätet in diesem Stücke ähnlich sind. Sobald ich mir aber irgend etwas Individuelles vorstelle, was dem Theätet eigenthümlich ist; so fällt mir auch die Vorstellung von ihm ein.

Aus dieser Stelle, sagte ich, lasse sich mehr folgern, als aus der vorigen. Denn man könnte daraus allenfalls schließen, das Plato die Regel im Sinne gehabt habe: Die Vorstellung eines Theils (eines Merkmals) erweckt die Vorstellung des Ganzen, so wie die Perception eines ividividuellen Merkmales vom Theätet die Vorstellung von der ganzen Person ins Gemüth zurück führt. Doch würde die Kenntniß dieser Regel gerade noch keine große Einsicht in die Theorie der Association verrathen.

Dagegen sieht man deutlich aus der letzten Stelle, wie richtig Plato über das Gedächtniß urtheilte. Nur vermittelst der Vorstellung der individuellen Merkmale findet Erinnerung an ein gegebnes Objekt statt. Die Gründe hiervon sind anderwärts angezeigt.

Da nun Plato über die Vergesellschaftung der Vorstellungen nirgends etwas bestimmters und ausführlicheres sagt, wenigstens in den

Schrif-

Schriften nicht, wo ich eine solche nähere Erläuterung zu finden hoffen durfte; so ist klar, daß er seinem großen Nachfolger Aristoteles in dieser Materie so gut wie gar nicht vorgearbeitet hat*). Nur aus Vorliebe für ihn läßt sich behaupten: er habe die Gründe von der Association der Vorstellungen, und das Gesetz, wonach sie geschieht, bereits gekannt.

§. 90.

So wie man aber Platons Verdienst um die Lehre von der Association der Vorstellungen zu hoch angeschlagen hat, so läßt man seinem größten Schüler, dem Aristoteles, in diesem Stücke gewöhnlich keine Gerechtigkeit wiederfahren. Man erkennt es nicht an, daß er das allgemeine Gesetz der Vergesellschaftung der Vorstellungen sich bereits deutlich gedacht und bestimmt angegeben habe. Ich hoffe dies inzwischen überzeugend zu beweisen.

Bevor ich aber den Versuch dazu mache, muß ich einige Anmerkungen über das Wort ανησις, dessen sich Aristoteles in seinen psychologischen Schriften sehr häufig bedient, voraufschicken. Denn in diesem Worte liegt die Schuld, wenn man viele seiner psychologischen Behauptungen, und besonders auch seine Associationslehre unrichtig ver-

*) Man vergleiche z. B. noch eine Stelle im Phädo: (nach der ang. Ausg.) S. 382. F. ꝛc.

verstanden *), und ihm Meinungen zugeschrieben hat, die ihm niemals in den Sinn gekommen sind.

Man erklärt nämlich das Wort κινησις gewöhnlich durch Bewegung (motus in loco), eine Bedeutung, die das Wort in den psychologischen Schriften des Aristoteles gewöhnlich nicht hat, und also, wenn man sie immer als richtig voraussetzt, viele Verwirrung veranlassen muß. Freilich ist unläugbar, daß κινησις ursprünglich eine Bewegung im Raume anzeige. Inzwischen so wie unsre Vorstellungen von dem Einzelnen und Besondern anfangen, nach und nach aber sich erweitern, höher, abstrakter und allgemeiner werden; so geht es auch mit den Bedeutungen der Ausdrücke. Indem wir Dinge bemerken, die von den durch ein gewisses Wort ursprünglich bezeichneten zwar verschieden sind, aber doch Merkmale mit ihnen gemein haben, wodurch sie mit ihnen unter eine Gattung geordnet werden; so fassen wir sie unter das nämliche Wort noch mit zusammmen. Dieses Wort wird nun ein Zeichen für die Gattung, da es vorher nur ein Ausdruck für eine Art unter derselben war. Wendet man es auf eine solche Art unter dieser Gattung an, die es ursprünglich nicht bezeichnete; so wird es uneigentlich gebraucht. So ist es mit vielen Wörtern und so auch mit dem Worte κινησις gegangen. Es bezeichnete

*) Unter den Alten z. B. Cicero de divin. II. c. 62. Unter den Neuern z. B. Dorsch v. d. Assoc.

nete ursprünglich eine Bewegung, oder Veränderung des Orts. Da aber die Veränderungen der Seele mit den Bewegungen Aehnlichkeit haben; so wurden auch diese durch dasselbe Wort ausgedrückt, das also nun Veränderung überhaupt bedeutete. Es ging also damit grade wie mit dem deutschen Worte, Bewegung. Dieses gebrauchen wir gleichfalls für Veränderungen der Seele, indem wir z. B. von Gemüthsbewegungen reden.

Jetzt kömmt es darauf an, zu beweisen, daß κινησις in den psychologischen Abhandlungen des Aristoteles wirklich überhaupt Veränderung bedeute, also nicht bloß Bewegung, sondern auch Veränderung in der Seele anzeige, und daß es besonders in seiner Associationslehre diesen Sinn habe.

§. 91.

Zuvörderst ist aus mehrern Stellen unwidersprechlich gewiß, daß das Wort κινησις beim Aristoteles eine Veränderung überhaupt bedeuten könne, und nicht nothwendig eine Veränderung des Orts, oder Bewegung anzeige. Denn wenn es das letztere heißen soll; so setzt er ausdrücklich hinzu: εν τοπω, oder κατα τοπον*).

Die-

*) — Κινητικον κατα τοπον. d. anim. II. c. 3. p. 23. C. (nach der Düv. Ausg. wonach ich alle folgenden Stellen citiren werde); imgl. l. c. E. ενιοις δε υπαρχει και το κατα τοπον κινητικον.

Diesen Zusatz zu machen, könnte ihm gar nicht eingefallen seyn, wenn das Wort schlechthin immer eine Bewegung im Raume ausdrückte. Ein solcher Zusatz hieße das Wasser naß machen wollen. Noch mehr! Es wird dadurch wahrscheinlich, daß das Wort, ohne weitern Zusatz gebraucht, nicht Bewegung im Raume, sondern Veränderung überhaupt ausdrücke. Das muß wenigstens in zweifelhaften Fällen präsumirt werden.

Das wird man weiter bestätigt finden, wenn man sich die Mühe nehmen will, die Psychologie des Aristoteles mit seinem Buche über das Gedächtniß zu vergleichen. In der Psychologie sucht er zu beweisen, daß in der Seele gar keine örtliche Bewegung denkbar sey: er nennt dies ausdrücklich etwas unmögliches *), und sagt ausdrücklich **), daß er Bewegung im Raume meyne.

Damit vergleiche man nun die Stellen, wo er behauptet, daß in der Seele gewisse κινησεις ge-

*) D. an. I. c. 3. im Anfange: — ει μονον Ψευδος εστι το την ψυχην αυτης τοιαυτην ειναι, οιαν φασιν οι λεγοντες ειναι την Ψυχην το κινουν αυτο, η δυναμενον κινειν αλλ' εν τι των αδυνατων, το υπαρχειν αυτη κινησιν.

**) D. an. I. 3. p. C. πασαι γαρ αι λεχθεισαι κινησεις εν τοπω.

geschehen*); so ist augenscheinlich, daß er darunter keine Bewegungen im Raume, sondern überhaupt Veränderungen verstehe.

Daß κινησις insbesondre bei der Lehre von der Association der Vorstellungen eine Veränderung in der Seele bedeute, sieht man deutlich aus einer Stelle in dem Buche über das Gedächtniß, wo eben jene Theorie vorgetragen wird**). Er will erklären, warum einige Menschen die Vorstellung eines durch die Sinne empfundnen Gegenstandes nicht leicht ins Gedächtniß fassen, oder doch nicht lange behalten, und sagt: bei einigen geschieht die κινησις bei der Empfindung nicht mit der gehörigen Präcision, bei andern wird sie leicht wieder verwischt. Dann fährt er fort: Bei den letztern bleibt das Bild des Gegenstandes in der Seele nicht haften, von den erstern wird es gar nicht gehörig aufgefaßt***). Die κινησις ist also eine Veränderung in der Seele, wodurch das Bild des empfundnen Gegenstandes dargestellt wird.

Dieser Meinung stimmen auch mehrere gelehrte Ausleger des Aristoteles bei, z. B. Vatablus (in seiner Uebersetzung des Buchs über das Gedächtniß), und Duval (in seiner Synopsis anal. univers. doctr. perip.).

*) D. mem. c. 1. p. 85. A. — γινομενων ημιν εν τη ψυχη τοιουτων κινησεων.

**) D. mem. 1. p. 84. A.

***) L. c. B.

Es ist endlich bei den griechischen Philosophen gar nicht ungewöhnlich, das Wort κινησις für Veränderungen der Seele zu gebrauchen. So sagt z. B. Plato ganz ausdrücklich: κινησις κατα τε ψυχην και κατα σωμα (im Theätet. S. d. Op. Pl. Lugd. MDXC. p. 119. A.)

§. 92.

Wenn es also ausgemacht ist, daß das Wort κινησις nicht grade eine Bewegung im Raume bedeute, sondern auch, wie das deutsche: Bewegung, eine Veränderung in der Seele, und daß es besonders in der Lehre von der Vergesellschaftung der Vorstellungen beim Aristoteles diesen Sinn habe; so läßt sich, wie ich glaube, augenscheinlich beweisen: daß Aristoteles bereits einen richtigen Begriff von dem allgemeinen Associationsgesetze gehabt habe, wiewohl er es nicht unter diesem Namen aufstellte, und seine Fruchtbarkeit offenbar noch nicht kannte.

Er sagt*): „Die Vorstellungen kommen nach einander zum Bewußtseyn, wenn die dazu gehörigen Veränderungen der Seele von der Natur sind, daß eine nach der andern entsteht."

„Eine solche Verbindung unter den Seelenveränderungen aber, wodurch eine auf die andre folgt, entsteht, wenn sie nicht nothwendig ist, durch

*) De memor. c. II. p. 86. B. — συμβαινει δε αι αναμνησεις, επειδεν πεφυκεν η κινησις η δε γενεσθαι μετα τηνδε.

durch eine Art von Gewohnheit. Doch diese zu erzeugen, reicht es schon hin, wenn wir die Gegenstände der Vorstellung auch nur einmal zusammen wahrgenommen haben.*)"

Hierin liegt offenbar das allgemeine Gesetz der Vergesellschaftung: Vorstellungen, die schon in der Seele zusammen gewesen sind, associiren sich miteinander. Denn, wenn man zwei solche Vorstellungen setzt; so sind auch die dazu gehörigen Veränderungen der Seele (κινησεις) wenigstens einmal schon zusammen gewesen. Wenn also die eine davon gegeben wird; so muß nach der Theorie des Aristoteles, die andre darauf folgen, also die eine Vorstellung durch die andere hervorgerufen werden.

Noch deutlicher vielleicht spricht die Stelle, die gleich auf die vorige folgt, und worin es heißt**): „Eine Vorstellung wird hervorgerufen (wir erinnern uns daran) sobald Veränderungen der Seele entstehen, mit welchen die zu jener Vorstellung gehörige schon zusammen gewesen ist." Denn die letztre wird durch die erstern erzeugt, sie folgt auf dieselben, und zwar, nach

 dem

*) L. c. — ενια ιδοντες απαξ μαλλον μνημονευομεν, η ετερα πολλακις.

**) L. c. C. οταν εν αναμιμνησκιομεθα, κινεμεθα των προτερων τινα κινησεων, εως αν κινηθωμεν, μεθ' ην εκεινη εισθε.

dem Vorigen, eben darum, weil sie schon mit ihnen zusammen gewesen ist.

Also: Vorstellungen, die zusammen gewesen sind, rufen sich einander hervor, oder: jede Partialvorstellung erweckt ihre Totalvorstellung.

Diese Regel giebt für die Succession der Vorstellungen überhaupt, sowohl dann, wenn wir über eine Sache nachdenken und uns woran zu erinnern streben, als auch, wenn das nicht ist: sie gilt, wie ichs eben oben ausgedrückt habe, für die willkührliche und unwillkührliche Reihe der Einbildungen. Dies behauptet Aristoteles ausdrücklich*), und man sieht daraus, in welcher Allgemeinheit er sich das Associationgesetz gedacht habe.

Vermöge dieses richtigen Begriffes von demselben ordnete er ihm auch die Regeln der Aehnlichkeit, des Gegensatzes und der Verbindung der Gegenstände in Raum und Zeit unter. Man hätte also das bereits vom Aristoteles lernen können, worüber viele der neusten Psychologen noch nicht aufs Reine sind, indem sie die Regel der Aehnlichkeit bald dem Gesetze der Partialvorstellungen zuordnen, bald gar zweifelhaft sind, ob sie dieselbe nicht für das höchste Associationsgesetz halten sollen.

Ari-

*) L. c. ζητεσι μεν αν ετω, και μη ζητουντες ετως αναμιμνησκονται, οταν μεθ' ετεραν κινησιν εκεινη γενηται.

Aristoteles sagt.*) „Wenn wir uns an einen Gegenstand erinnern wollen; so richten wir deshalb (nämlich, weil Partialvorstellungen sich associiren) unsre Aufmerksamkeit auf Dinge, womit jener Gegenstand in der Zeit oder im Raume verbunden ist, oder die demselben ähnlich sind, oder die mit ihm kontrastiren. Denn dadurch wird die Vorstellung von demselben hervorgerufen."

Er erkennt also vier besondre Regeln für die Association. Vorstellungen vergesellschaften sich:

1) Wenn ihre Gegenstände in der Zeit verbunden sind. Dies ist ohnstreitig die Meinung, wenn er sagt: Wir kommen auf die Vorstellung eines Gegenstandes νοησαντες απο τϐ νυν, η αλλϐ τινος. Ich supplire bei dem letztern, wie es der Zusammenhang angiebt, das Wort χρονϐ; und dann kann es nichts anders heißen, als: Mit der Vorstellung einer gewissen Zeit vergesellschaften sich die Vorstellungen gewisser Gegenstände, und zwar derjenigen, die in jener Zeit existirten, oder vor ihr voraufgiengen oder auf sie folgten. Dieses muß man hinzudenken: denn sonst würde die Association dem höchsten, dafür angegebnen Gesetze zuwider seyn. Die sich vergesellschaftenden Vorstellungen wären

*) διο και το εφεζης δηρευομεν νοησαντες απο τϐ νον, η αλλϐ τινος, και αφ ομοιϐ, η εναντιϐ, η τϐ συνεγγυς. Δια τϐτο γινεται η αναμνησις. l. c.

keine solche, die schon in der Seele zusammen gewesen wären.

Ferner vergesellschaften sich Vorstellungen

2) wenn ihre Gegenstände im Raume nebeneinander waren (απο τε συνεγγυς);

3) wenn ihre Gegenstände einander ähnlich, und

4) wenn sie entgegengesetzt sind, oder miteinander kontrastiren.

Man sieht hieraus, daß Aristoteles die Regeln der Vergesellschaftung vollständiger aufzählte, als viele nach ihm gethan haben. Aber nicht allein dies: er ordnete sie auch dem höchsten Gesetze sehr richtig unter. Dies ergiebt sich aus einer gleich folgenden Stelle, wo er den Grund anzeigt, warum sich die Vorstellungen von den genannten Arten miteinander associiren. Er sagt:*) „Die Seelenveränderungen, die zu jenen Vorstellungen (zu zwei Vorstellungen von ähnlichen, oder kontrastirenden, oder im Raume oder in der Zeit verbundnen Dingen) gehören, sind entweder ganz oder zum Theil einerlei, oder es sind zusammensetzende Veränderungen." Also ähnliche Vorstellungen, kontrastirende u. s. f. vergesellschaften sich, weil sie schon ganz oder zum Theil in der Seele zusammen gewesen sind.

§. 93.)

*) L. c. αι γαρ κινησεις τετων, των μεν αι αυται, των δ' εμοιαι, των δε μερος εχεσι.

§. 93.

Wenn ich behaupte, daß Aristoteles die Vergesellschaftung der Vorstellungen aus psychologischen, nicht aus physiologischen Gründen erkläre; so ist mir nicht unbekannt, daß auch diejenigen, welche ihm die letztre Erklärungsart beimessen, einige nicht unrichtig scheinende Gründe für sich haben. Jedoch müssen diese Gründe nur scheinbar seyn, wenn es mit dem, was ich bisher gesagt habe, seine Richtigkeit hat.

Die auffallendste Stelle, worauf sich die Vertheidiger der letztern Meinung stützen können, findet sich in dem Buche über das Gedächtniß, am Ende des zweiten Kapitels. Es heißt daselbst: „Wer sich erinnert (eine Vorstellung hervorruft oder zum Bewußtseyn bringt), der bewegt etwas Körperliches, worin sich der Eindruck befindet, (der bei der ehemaligen Empfindung des vorgestellten Gegenstandes gemacht, und im Körper zurück geblieben ist.*)"

Ferner wird am Ende des gedachten Kapitels behauptet: daß die größre oder geringre Vollkommenheit des Gedächtnisses von der Konstitution des Körpers, und insbesondre von der Organisation des Gehirns abhange, und zwar darum, weil bei einer gewissen Beschaffenheit des Gehirns die κινησεις entweder gar nicht haf-

*) Ο αναμιμνησκομενος και δηλων, σωματικον τι κινει, εν ω το παθος.

ten bleiben, oder doch nicht leicht ins Spiel gesetz werden können.

Hier scheint es allerdings, als wenn Aristoteles glaube, daß die Wiedererweckung und Association der Vorstellungen auf körperlichen Ursachen beruhe. Inzwischen glaube ich doch, diese Stellen mit meiner obigen Ausleguug vereinigen zu können.

Was die erste anlangt; so ist nöthig, auf den Zusammenhang derselben zu achten. Aristoteles will erklären, woher es komme, daß man im Affekt, oder in ähnlichen Zuständen es weniger in seiner Gewalt habe, Vorstellungen hervorzurufen, oder zu unterdrücken. Er leitet das daraus her, weil in solchen Zuständen, seiner Meinung nach, unsre Vorstellungskraft in einem höhern Grade von Thätigkeit ist, und ihren Gang fortgeht, ohne sich aufhalten zu lassen, und setzt hinzu: Gleichsam wie ein Wurfspieß, der, wenn er einmal geworfen ist, fortfliegt, und sich von uns nicht mehr zurück halten läßt; so setzt der, der (im Affekt) auf gewisse Vorstellungen geräthet, etwas Körperliches in Bewegung.

Es ist hier also zuvörderst gar nicht von der Vergesellschaftung der Vorstellungen überhaupt die Rede, sondern nur von einem besondern Falle. Wenn dieser nun auch aus körperlichen Ursachen erklärt würde; so folgte daraus weiter nichts,

nichts, als daß Aristoteles das Gesetz der Partialvorstellungen nicht für ganz allgemein gehalten habe. Inzwischen ist auch das seine Meinung nicht. Denn er sagt nicht, daß durch die Bewegung des Körperlichen die Vorstellung erst hervorgerufen werde, sondern nur: daß bei der Erweckung der Vorstellung jene Bewegung geschehe. Wie kann man aber schließen, daß er darum die letztre für die Ursache der erstern gehalten habe? Es wäre unbillig, ihm den Schluß cum hoc, ergo propter hoc aufbürden zu wollen. Er gebrauchte die erwähnte Bewegung nur, um daraus zu erklären, warum die Vorstellung weniger in unsrer Gewalt sey; keineswegs aber, warum sie sich associire? Vielmehr entsteht jene Bewegung erst durch die Vorstellung: denn sie geht von innen aus. Dies sieht man aus einer andern Stelle (de mem. c. 2. S. 87. A.), wo es heißt: Die Wiedererweckung der Vorstellungen beruht auf einer uns beiwohnenden Bewegungskraft; aber so, daß wir die Bewegungen aus uns selbst hervorbringen.

Wolf und Baumgarten nehmen gleichfalls an, daß die Vorstellungen von gewissen Bewegungen im Gehirn, oder von sogenannten materiellen Bildern begleitet werden: imgleichen, daß durch einen starken Reiz der Gehirnnerven die Phantasie in eine lebhafte Thätigkeit gesetzt werde, und daß in diesem Zustande die Vorstellungen weniger in unsrer Gewalt stehen, als

wenn wir Ruhig sind. Gerade das aber ist es, was Aristoteles behauptet.

Was er, wie vorhin angeführt ist, am Ende des erwähnten zweiten Kapitels sagt, das läßt sich noch viel leichter mit der psychologischen Erklärungsart der Association vereinigen. Denn kein Vertheidiger der letztern kann läugnen, daß die Beschaffenheit des Gehirns auf das Gedächtniß Einfluß habe, oder, daß mit gewissen Beschaffenheiten des erstern gewisse Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten des letztern, gewöhnlich wenigstens, verbunden seyn. Wer das läugnen wollte, der würde der Erfahrung ins Angesicht widersprechen. Auch kann es nicht anders seyn. Von der Einrichtung des Gehirns hängt die Vollkommenheit der Empfindungen ab, hiervon aber theils die beßre oder schlechtre Entwicklung der Einbildungskraft, welche die Bilder der Gegenstände aufbewahrt und wieder hervorruft, theils auch die Vollkommenheit dieser Bilder selbst, die ihr gegeben werden. Je nachdem also das Gehirn beschaffen ist, wird die Einbildungskraft mehr oder weniger extensive und intensive Größe erhalten, also mehr oder weniger im Stande seyn, die Bilder gegebner Gegenstände klar, präcis und lebhaft aufzufassen, lange aufzubewahren, und sie so wieder hervorzurufen. Daß es von der Vollkommenheit jeder Empfindung unmittelbar abhänge, ob die Einbildungskraft von dem Gegenstande ein vollkommene-

neres oder unvollkommneres Bild auffassen, dasselbe also besser oder schlechter aufbewahren werde, das ist für sich klar. Die Wirkungen des Gedächtnisses aber gehen nur dann glücklich von statten, wenn die von den Gegenständen aufbewahrten Vorstellungen prăcis und klar sind, wenn sie lange aufbehalten und leicht hervorgerufen werden.

§. 94.

Man muß sich den Zusammenhang der Gedanken, wodurch Aristoteles die Wiedererweckung der Vorstellungen von vergangnen Gegenständen erklärte, so vorstellen *). Wenn eine Empfindung wirklich wird; so geschieht eine doppelte Veränderung (κινησις) in uns: eine Veränderung in der Seele, und eine im Körper. Von beiden bleiben gewisse Eindrücke zurück, und zwar von der letztern namentlich im Gehirn, oder dem gemeinschaftlichen sinnlichen Werkzeuge. (Dies sieht man aus Vergleichung der Stellen, wo er sich über die κοινη αισθησις erklärt d an. II. c. 2. mit denen, wo er von den Einbildungen behauptet: sie beruhen auf einem παθος της κοινης αισθησεως. d. mem. c. 1.) Dieser Eindruck, der in dem Gehirn zurück bleibt, heißt παθος, eine Modifikation des Gehirns, und ist eine Abbildung des empfundenen Gegenstandes, gleichsam als wenn man ein Pettschaft in Wachs eindrückte. Hingegen der Eindruck, der in der Seele zurück bleibt, heißt φαντασμα, ist ein Bild der Phantasie.

Es

*) S. d. mem. c. 1. p. 84. A.

Es ist hierbei augenscheinlich, daß das Wort κινησις eine Veränderung anzeige, die bei einer Empfindung in der Seele wirklich wird, und wovon der zurückbleibende Eindruck eben das Bild der Phantasie ausmacht, wie von dieser Stelle bereits oben angezeigt ist.

Die in der Seele zurück bleibenden κινησεις nun werden dadurch mit einander verbunden, daß sie zusammen sind (s. oben.). Wenn die eine davon einmal wieder wirklich wird; so erzeugt sie die andre. Daher vergesellschaften sich alle Vorstellungen, die in der Seele zusammen gewesen sind.

Uebrigens ist es gewiß, daß Aristoteles keinen bestimmten Begriff von dem Gedächtnisse hatte. Das, was das Wesentliche dabei ist, das Urtheil über die Identität einer gegenwärtigen Vorstellung mit einer vergangnen, sahe er für etwas Zufälliges an, und setzte das Wesentliche der Wirkungen dieses Vermögens in Etwas, das nur die conditio, sine qua non dabei ist, nämlich in das Wiederhervorrufen der Vorstellungen. Da die Wirkungen des Gedächtnisses, sagt er *), auf Bildern der Phantasie beruhen, diese aber auf dem gemeinschaftlichen Sensorium (κοινη αισθησις); so folgt, daß nur das Ausserwesentliche des Gedächtnisses von dem Verstande (dem Ur-

*) D. mem. c. 1. p. 83. D. — ωστε τα νοημενα κατα συμβεβηκος αν ειη· και αυτο δε τα πρωτα αισθητικα.

Urtheilsvermögen) abhange, das Wesentliche aber (die Erweckung der Vorstellungen) von dem gemeinschaftlichen Sensorium.

Dieser Irrthum aber konnte auf die Lehre von der Vergesellschaftung der Vorstellungen weiter keinen Einfluß haben, außer daß dem Gedächtnisse zugeschrieben wird, was der Einbildungskraft hätte beigelegt werden sollen.

§. 95.

Aus dem bisher Gesagten ersieht man, daß sich nach dem Aristoteles keiner mehr das Verdienst anmaaßen könne, das allgemeine Gesetz der Einbildungskraft zuerst aufgefunden, oder bestimmt angegeben, oder auch nur die untergeordneten Regeln aus demselben abgeleitet zu haben. Das Verdienst, was er in dieser Untersuchung übrig ließ, war, den Grund zu entdecken, worauf jenes Gesetz beruht, es auf die vorkommenden Erscheinungen anzuwenden, und diese daraus zu erklären. Aristoteles hatte das Gesetz ohnstreitig bloß durch Abstraktion gefunden; aber erst viele Jahrhunderte nach ihm kam man auf den Gedanken, einen Beweis a priori dafür zu suchen.

Unter den griechischen Weltweisen nach dem Aristoteles, auch die mitgerechnet, die zu Alexandrien lebten, hat sich kein einziger in der Psychologie, und namentlich in der Theorie der Einbildungskraft so hervorgethan, daß sein Name hier

eine

eine Stelle verdiente. Ueberhaupt war die Zeit des großen Stagiriten, wenn ich so reden darf, der Silberblick der griechischen Philosophie. Ihr Glanz fing gleich nach ihm an zu erlöschen, und verschwand endlich ganz und gar.

Dieser Zeitpunkt war schon längst gekommen, als das Christenthum entstand, und wie ein wohlthätiges Licht die Nacht der Unwissenheit und des Fanatismus, die auch über den Juden ausgebreitet lag, zu verscheuchen anfing. Jedoch war es nicht die Absicht desselben, spekulative Philosophie zu lehren, sondern Lebensweisheit und Moralität zu befördern. Daher dann die erstre, und vorzüglich auch die Psychologie bei den Juden unangebaut blieb. Paulus selbst legt hiervon ein ziemlich unzweideutiges Zeugniß ab, indem er von sich erzählt, er sey entzückt gewesen bis in den dritten Himmel, und dabei gesteht, er wisse nicht, ob er im Leibe gewesen sey, oder außer dem Leibe? Hätte er die Gewalt der Einbildungskraft gekannt; so würde er bemerkt haben, daß er nicht im Leibe, sondern außer demselben war, oder daß die Vision, die er sahe, keine Empfindung des äußern Sinnes war, sondern ein bloßes Bild der Phantasie.

Die Unbekanntschaft mit der menschlichen Seele, und vorzüglich mit den Täuschungen der Einbildungskraft, kann aus der Geschichte der damaligen Zeiten vieles aufklären, und begreiflich machen, daß uns manches für Empfindung und

That-

Thatsache ist verkauft worden, was doch bloß ein Werk der erhitzten Phantasie war.

In den ersten Jahrhunderten nach Christus nahm die Gelehrsamkeit unter den griechischen Christen eine solche Wendung, daß sich von ihr keine Erweiterung der philosophischen Kentniß der menschlichen Seele erwarten ließ: der Aberglaube steckte seine Fahne aus, und man ließ sich von der Phantasie lenken, und Gesetze von ihr vorschreiben, anstatt die ihrigen aufzusuchen, und sich vor ihren Täuschungen zu bewahren.

§. 96.

Unter den Römern hat die Theorie der Einbildungskraft gleichfalls keine Fortschritte gemacht. Ueberhaupt scheint der Geist der spekulativen Philosophie auf dieser Nation niemals geruhet zu haben. Auch in dem blühendsten Zeitalter der Wissenschaften bei ihnen bestand ihr Verdienst um dieselbe darin, daß sie griechische Früchte auf römischen Grund und Boden verpflanzten. Sie waren den Systemen der Griechen ergeben, ohne selbst welche zu erfinden, und bemühten sich nur, jene zusammenhängend, gemeinfaßlich und in einer schönen Sprache darzustellen, worin unter andern Cicero ungemein glücklich war. Wie aber eine Pflanze, die unter einen fremden Himmelsstrich versetzt wird, nicht so gut zu gedeihen und fortzukommen pflegt, als unter dem ihr eigenthümlichen; so ging es auch der griechischen

Philosophie unter den Römern. Sie machte bei ihnen keine weitern Fortschritte. Vorzüglich eine Erweiterung der Seelenkunde würde man bei ihren philosophischen Schriftstellern vergeblich suchen; da der Geist der Nation noch eher zu Spekulationen über die Moralphilosophie aufgelegt war.

Doch verdient der Kunstrichter Quinctilian hier genannt zu werden. Er scheint allerdings eine gute Einsicht in die Gesetze der Einbildungskraft gehabt zu haben. Aber, wenn er sie gehabt hat, so machte er doch nur einen sehr einseitigen Gebrauch davon. Er wandte sie nicht an, die vielen wichtigen Erscheinungen, die auf diesen Gesetzen beruhen, daraus zu erklären, sondern nur, einige Regeln für die Erleichtrung des Gedächtnisses darauf zu bauen. Aber freilich hatte er zunächst auch nur hierzu Gelegenheit. Die Bemerkung, die er vorzüglich ins Auge gefaßt hat, ist diese *): Daß sich mit der Vorstellung eines Orts die Vorstellung dessen, was an dem Orte war, so wie dessen, was wir hiebei dachten, und umgekehrt, associire. Hierauf gründet er die Regel: Man solle, wenn man dem Gedächtniß etwas einprägen will, die Vorstellung davon mit einem Dinge vergesellschaften, was man immer vor Augen haben kann. Seiner Meinung nach sind solche Dinge, die wir immer wieder empfinden können, die besten Erinnerungszeichen, weil die Empfindungen die klärsten Vorstellungen, also

*) Inst. orat. XI, 2.

also am meisten geschickt sind, die damit vergesellschafteten Vorstellungen wieder zu erwecken.

Im Ganzen genommen ist diese Regel ganz richtig, und wir verfahren auch im gemeinen Leben danach, wenn wir z. B. einen Knoten in das Schnupftuch machen, um etwas nicht zu vergessen. Allein sie bedarf doch einer Einschränkung. Die Vorstellung, die wir mit einer zu behaltenden verbinden, kann auch zu lebhaft seyn, und die Erweckung der letztern mehr hindern als befördern, wovon die Gründe oben angezeigt sind (§. 31. 30.). Es geht in einem solchen Falle eben so, als wenn uns, indem wir etwas ins Gedächtniß zurück rufen wollen, eine starke (innere oder äussere) Empfindung afficirt. Die Aufmerksamkeit wird auf die lebhaftre Vorstellung gelenkt, und die zu erweckende dadurch gehindert, vor dem Spiegel des Bewußtseyns zu erscheinen. Wenn ein Schulmeister mit der Ruthe in der Hand die Lektion aufsagen läßt, so bewirkt die Furcht vor dem drohenden Instrumente, daß die Knaben manche Antwort schuldig bleiben, die sie sonst wohl zu geben gewußt hätten.

Die Quinctilianische Regel, die viele Rhetoriker nach ihm unbedingt empfohlen haben, ist also nicht mit der gehörigen Bestimmtheit ausgedrückt. Sie muß dahin eingeschränkt werden: daß Gegenstände des äussern Sinnes zwar sehr gute Erinnerungszeichen seyn können; aber nur dann, wenn die Empfindungen davon nicht im

hohen Grade klärer und lebhafter sind, als die Vorstellungen, an welche wir uns dadurch erinnern wollen.

Quinctilian wollte durch diese Regel einen Beitrag zu der Gedächtnißkunst liefern. Schon unter den frühern Griechen war die Frage in Anregung gebracht worden: Wie man eine Gedächtnißkunst zu Stande bringen könne? und man war verschiedne Wege eingeschlagen, um zu dem gewünschten Ziele zu gelangen. Einige versuchten, das Gedächtniß durch physiologische Mittel zu stärken, so wie es dem Wahne, daß dieses möglich sey, auch in den neusten Zeiten nicht an Anhängern gefehlt hat. Andre wählten psychologische Mittel, und betrogen sich so gut, wie jene, wenn sie etwas andres zur Absicht hatten, als Regeln zu geben, durch deren Beobachtung die Wiedererweckung gegebner Vorstellungen erleichtert, oder das eigentliche Gedächtniß am vortheilhaftesten geübt werden könnte (§. 58.).

§. 97.

Nach der Periode der blühenden Gelehrsamkeit unter den Römern gewann es das Ansehen, als wenn das Licht der Philosophie auf dem Erdboden gänzlich erlöschen würde. Es war meistentheils nur ein schwacher Schimmer davon, der sich noch erhielt, und zwar zuerst durch die Neuplatoniker, die oft platonischer seyn wollten, als Plato, sodann durch die Kirchenväter und nach-

her

her durch die arabischen Gelehrten. Mir ist weder von diesen noch von den Kirchenvätern, noch auch von den Neuplatonikern etwas bekannt geworden, was sich als eine Berechnung der Psychologie ansehen ließe.

In einem der finstersten, im sechsten Jahrhundert, schrieb Cassiodor eine Abhandlung über die Seele. Aber nicht allein das meiste, was er darin sagt, ist bloß von der Oberfläche geschöpft, sondern viele der wichtigsten Untersuchungen, worauf ihn doch die Alten hätten aufmerksam machen können, berührt er nicht einmal. Hieher gehört auch die Lehre von der Association der Vorstellungen.

Unter den Arabern, die sich unter der Regierung der Chalifen den Wissenschaften widmeten, waren in der Philosophie wenige Selbstdenker. Der Despotismus der Nachfolger Muhameds scheint auch dem Genie Fesseln angelegt zu haben. Man begnügte sich damit, den Aristoteles nachgeahmt zu haben, ihn zu kommentiren und zu übersetzen; wie wohl man die Bekanntschaft mit demselben größtentheils nicht einmal aus der Quelle schöpfen konnte.

Im zwölften Jahrhundert schrieb Averroes, ein marokkanischer Gelehrter, und einer der vorzüglichsten von den arabischen Philosophen, einen Traktat über die Seele. Hierin nimmt er einen allgemeinen Weltgeist (intellectum agentem) an,

wovon die menschliche Seele ein Theil seyn soll, und er baut auf diese Voraussetzung eine ziemlich spitzfindige Theorie von der Seele. Untersuchungen aber über die hauptsächlichsten Materien der empirischen Psychologie, so wie eine gründliche Entwickelung vieler Wirkungen der menschlichen Seele, sucht man bei ihm vergebens.

Seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts kam die Gelehrsamkeit fast ausschliessend in die Hände der Scholastiker. Unläugbar haben sich diese um die Erhaltung und Verbreitung der Wissenschaften Verdienste erworben, die man, wie ich überzeugt bin, sehr häufig verkennt, von denen aber zu reden hier der Ort nicht ist. Inzwischen läßt es sich eben so wenig läugnen, daß ihre Philosophie sehr einseitig war. Sie beschäftigten sich nur damit, das Formelle der menschlichen Erkenntniß zu untersuchen, wobei sie sich gewöhnlich in unnütze Spitzfindigkeiten verloren. Die Sachkenntnisse aber vernachlässigten sie, vergaßen es, die Natur, und besonders die Natur der menschlichen Seele zu beobachten, und hierauf eine sichere Theorie von den Wirkungen derselben zu gründen. Daher sie auch, meines Wissens, keinen Beitrag zur Seelenkunde geliefert haben, wodurch die Gränzen dieser Wissenschaft wären erweitert worden. Doch mag vielleicht in ihren voluminösen Schriften hin und wieder manches hieher Gehörige verborgen seyn, das man nur darum noch nicht fand, weil man es nicht suchte.

Aber

Aber freilich gehört bei der Menge der wissen würdigen Dinge, und bei der Kürze der Leben zeit eine besondre Art von Muth dazu, eine langwierige Mühe, bei so zweifelhaftem, od doch sparsamen Gewinne zu übernehmen.

§. 98.

Im sechzehnten Jahrhundert endlich bek der Untersuchungsgeist wieder eine andre Richtu Man sahe es ein, daß man auch die Erfahrun wahrheiten bedürfe, fing an, Beobachtungen machen, das Studium der Natur hochzuschät und sich einen Vorrath von Sachkenntniß zu sammeln. Nun traten auch Männer a, die den Werth der empirischen Psychologie erka ten, und die Wahrheiten derselben zu empfehl und ins Licht zu setzen sich bemühten.

Zu den ersten, die sich dieses Verdienst r warben, gehören Melanchthon, Ammr bach und Lud. Vives, deren psychologche Schriften von Geßner zusammen herausgge ben sind (Zürich 1662). Bei weitem das nei ste aber leistete Vives. Er hat viele wichtige Beobachtungen über die menschliche Seele ge sammelt und treffende Bemerkungen darüber ge macht. Besonders auch in der Theorie von der Vergesellschaftung der Vorstellungen, die Me lanchthon und Ammerbach gar nicht vortragen, verräht er keine gemeine Kentniß. Wir wollen ihn selbst hören.

„Die Einbildungskraft, sagt er, verbindet und trennt, was einzeln durch Vermittelung eines sinnlichen Eindrucks percipirt war *). An einem andern Orte behauptet er **): Der Fortgang, vodurch die Seele von einer Vorstellung auf die indre kömmt, erstreckt sich über alle Arten von Vorstellungen. Die Seele geht von der Ursach ur Wirkung über, von dieser zu dem Werkzeue, wodurch die Wirkung entstand, ferner vom heile zum Ganzen, von diesem zu dem Orte wo s war, von dem Orte zur Person, von dieser i dem, was vor ihr und nach ihr war, zu dem ehnlichen und Entgegengesetzten.

Hier werden also die besondern Regeln für e Vergesellschaftung der Vorstellungen, obgleich cht mit der nöthigen Präcision aufgezählt. Viel stimmter ist das allgemeine Associationsgesetz asgedrückt. Vives sagt ***): Wenn eine von de Vorstellungen, welche die Einbildungskraft zummen aufgefaßt hat, einmal wieder ins Gemüth

*) De anim. I. Sect. d. cogn. intern. Phantasia conjungit et disjungit ea, quae singula et simpliciter acceperat imaginatio. (Imaginatio heißt beim Vives das Vermögen, einen Eindruck zu percipiren.)

**) De a. II. Sct. d. mem. et record. — a causa ad effectum, ab hoc ad instrumentum, a parte ad totum &c.

***) A. a. O. Quae simul sunt a phantasia comprehensa, si alterutrum occurrat, solet secum alterum repraesentare.

müth kömmt, so wird dadurch auch die andre wieder hervorgerufen.

Man sieht also, daß Vives von dem allgemeinen Associationsgesetze einen richtigen Begriff hatte, und nach dem Stagiriten der erste war, der dasselbe deutlich ausdrückte. Vielleicht kam er selbst auf die Entdeckung dieses Gesetzes durch Hülfe seines beobachtenden Geistes, und seines Scharfsinnes. Denn daß es ihm hieran nicht fehlte, bezeugen mehrere seiner Schriften, und besonders die über das Augustinische Werk: de civitate Dei. Wahrscheinlich aber nahm er es aus dem Aristoteles. Denn er war ein großer Verehrer desselben, und hat augenscheinlich seine Schriften fleissig studirt. Auf alle Fälle steht er dem Aristoteles weit nach. Denn wenigstens hat er das, was dieser vorarbeitete, benutzt. Ueberdem aber, was die Hauptsache ist, war er mit der Theorie des Associationsgesetzes, ob er gleich dasselbe richtig angab, doch nicht ganz so aufs Reine gekommen, als Aristoteles. Denn er gestattete Ausnahmen von demselben. An dem vorhin angeführten Orte sagt er: „Sunt (in phantasia) transitus quidam longissimi, immo saltus.“ Das heißt nach dem Zusammenhange: eine Vorstellung vergesellschaftet sich zuweilen mit einer andern, mit der sie noch nicht zusammen gewesen ist. Hier behauptete also Vives eine Ungereimtheit. Jedoch scheint er selbst dabei zweifelhaft zu seyn, oder nicht recht Acht darauf gege-

ben zu haben, was er behauptete. Dies könnte man aus dem Beispiele schliessen, was er zur Erläuterung anführt. Denn dieses Beispiel enthält eigentlich keinen Uebergang, der einen Sprung ausmachte. Er sagt (a. a. O.) „ut ex Scipione venio in cogitationem potentiae turcicae, propter victorias ejus de Asia, in qua regnabat Antiochus.„ Hier ist in der That gar kein Sprung. Denn es ist eine Zwischenvorstellung angegeben, durch deren Vermittelung sich die Vorstellung des türkischen Reichs mit dem Gedanken an den Scipio associirt, nämlich die Vorstellung von Asien. Diese ist mit den beiden andern associirt. Vielleicht liesse sich also zu Gunsten des Vives annehmen, daß er unter einem Sprunge nur eine Assation zweier Vorstellungen verstanden habe, die noch nicht zusammen gewesen sind, und bei denen die Zwischenvorstellung, wodurch die Association geschiehet, dunkel bleibt. Auf alle Fälle aber waren seine Begriffe in diesem Punkte nicht völlig deutlich.

Die gute Kentniß, die sich Vives von der menschlichen Seele erworben hatte, und seine anderweitige Gelehrsamkeit, hinderten ihn übrigens nicht, auch einigen abergläubischen und lächerlichen Meinungen von der Seele bei sich Raum zu geben, die denn freilich mit seiner positiven Theologie im Zusammenhange waren. Ich führe nur die an, die zunächst auf unserm Wege liegt. Er glaubte: daß die Phantasie

dem

dem Einflusse gewisser geistiger Wesen (essentiarum spiritualium) unterworfen sey, daß manche Träume oder andre Erscheinungen in derselben durch die Einwirkung guter oder böser Engel entstehen.

Man würde sich mit Recht wundern, daß ein Mann, wie Vives, solchen vernunftwidrigen Hypothesen anhangen konnte, wenn man nicht wüßte, wie groß die Macht der Vorurtheile, und besonders derer sey, die mit positiven Religionsbegriffen zusammen hangen. Sehr viele von diesen Begriffen beruhen auf Bildern der Phantasie, die uns von Jugend auf eingeprägt werden, und folglich eine ungemein große Stärke erhalten. (§. 47.). Es ist daher gewöhnlich schwer, die Vorstellungsart jener Begriffe, zu der man sich einmal gewöhnt hat, abzuändern. Dazu kömmt die durch Gewohnheit erlangte Fertigkeit, positive Religionssätze auf Glauben anzunehmen, ohne die Gründe ihrer Wahrheit einzusehen, und das große Interesse, was man an ihnen nimmt. Dieses hindert uns, auf die Gründe gehörig zu achten, woraus ihre Falschheit erkannt werden könnte. Hierbei spielt auch die Einbildungskraft eine Rolle, und die Art, wie sie uns täuscht, ist schon anderwärts angezeigt (§. 40. u. a.).

Es ist also sehr wohl begreiflich, wie Vives zu dem erwähnten Fehltritte verleitet werden konnte. Ja! er scheint ihn auch selbst bemerkt

zu haben: denn er sucht wieder einzulenken. Es heißt an einer Stelle: wenn die Engel auf unsre Phantasie wirken, so geschieht es vermittelst der Sinne. Sie veranstalten, daß unsre Sinne von gewissen Gegenständen dergestalt afficirt werden, daß die Bilder der Phantasie, die sie erwecken wollen, durch Vergesellschaftung der Vorstellungen zum Bewußtseyn kommen.

Mehrere ganz ähnliche Behauptungen des Vives, zu denen er auch auf eine ganz ähnliche Art verführt seyn mogte, finden sich besonders in seiner Schrift: De veritate fidei, und in dem Comment. in orat. dom.

§. 99.

Am Ende des sechszehnten Jahrhunderts, wo so viele große Männer geboren wurden, machte auch Hobbes, durch die Sonderbarkeit seines Systemes, großes Aufsehen. In seinem Leviathan erklärt er ausdrücklich, daß alles, was nicht bloß dem Scheine nach, sondern in der That existirt (jedes wahre Ding, oder Ding an sich) nichts anders, als Körper sey. Er war also ein allgemeiner, und folglich auch ein psychologischer Materialist. Daher mußte er auch die Association der Vorstellungen aus physiologischen oder körperlichen Ursachen erklären, und seine Theorie, die erste in dieser Art, ist kürzlich diese *).

Wenn

*) S. Lev. Kap. 3.

Wenn ein Gegenstand unsere Sinne afficirt; so entsteht eine Bewegung der innersten und feinsten Organe. Diese Bewegung macht die Vorstellung aus, und es bleibt ein Eindruck von derselben, eine gewisse Disposition zu dieser Bewegung zurück. Empfinden wir mehrere Gegenstände zusammen; so werden die zurückbleibenden Eindrücke mit einander verbunden. Wird also das Organ einmal wieder in eine von jenen Bewegungen gesetzt; so entsteht daraus auch die andre. Also die eine Vorstellung bringt die andere, mit der sie zusammen war, wieder hervor. Die Association gründet sich also auf den Zusammenhang der Materie, deren Bewegungen unsre Vorstellungen ausmachen, oder aus welcher unsre innersten Organe bestehen.

Hobbes nannte die Vergesellschaftung der Vorstellungen eine Reihe oder Folge von Einbildungen, auch einen discursus mentalis. Es ist aber auf diese Benennung hernach nicht geachtet, und erst der Lockischen die Ehre, allgemein angenommen zu werden, wiederfahren.

Man hat dem Hobbes den Vorwurf gemacht*): er habe bloß den wirkenden Grund von der Association der Vorstellungen, aber gar nicht das allgemeine Gesetz, wonach sie sich richtet, anzugeben gesucht. Inzwischen sieht man schon aus dem Vorigen, daß dieser Vorwurf ungerecht sey. Denn, wenn Hobbes den Grund an-

*) S. Hißmanns Gesch. d. L. v. d. Assoc.

anzeigt, warum sich Vorstellungen von zusammen empfundnen Gegenständen mit einander associiren; so giebt er doch damit offenbar zugleich die Regel an: daß sich dergleichen Vorstellungen vergesellschaften. Ueberdem erklärt er sich darüber an andern Stellen noch ausführlicher. Er behauptet ausdrücklich: Wenn mehrere Gegenstände nach einander empfunden werden; so verknüpfen sich die Vorstellungen davon, und wenn eine derselben einmal wieder entsteht, so werden dadurch die übrigen erweckt. Hier wird das Gesetz deutlich angegeben: Vorstellungen von zusammen empfundenen Gegenständen sind associabel.

Freilich ist dieses Gesetz nicht allgemein genug ausgedrückt. Denn die Gegenstände zweier Vorstellungen brauchen nicht gerade zusammen empfunden zu werden, wenn die letztern associabel werden sollen. Dieser Erfolg entsteht auch, wenn die Objekte auf eine andre Art zusammen vorgestellt werden, als durch die Sinne.

Inzwischen gab doch Hobbes ein Gesetz an, und die fehlerhafte Unvollständigkeit desselben scheint mit seinem Materialismus zusammen zu hangen. Nach diesem waren alle Vorstellungen ursprünglich Empfindungen.

Auch der Unterschied einer willkührlichen und unwillkührlichen Reihe von Einbildungen, den ich oben auseinander gesetzt habe, scheint ihm

nicht

nicht ganz entgangen zu seyn. Er spricht von einer Succession der Einbildungen, die durch eine gewisse Absicht, die wir bei Erweckung derselben haben, bestimmt werde. Die Aufmerksamkeit habe dabei eine gegebne Richtung, und dadurch werden wir gerade nur auf gewisse Vorstellungen geführt, oder, wenn wir davon abkommen, doch bald wieder darauf zurück geleitet. Hobbes bemerkte also einigermaaßen den Einfluß, den der Wille auf die Association der Vorstellungen äussert.

§. 100.

Bald nach Hobbes trat der große Carteſius auf, der, soweit ihn sein Genie über den erstern erhob, doch so gut wie dieser die Vergesellschaftnng der Vorstellungen aus physiologischen und mechanischen Gründen zu erklären suchte. Allerdings aber ist sein System mit größerm Scharfsinn erbaut und es verdient eine genauere Erwägung.

Carteſius nahm gewisse Lebensgeister an, die unter andern dazu dienen, daß wir durch ihre Vermittelung Empfindungen erhalten, und daß durch sie die Einbildungskraft in Thätigkeit gesetzt wird (Cart. d. paſſion. art. 10.). Diese Lebensgeister sind nichts anders, als die feinsten und geistigsten Theile des Bluts. Sie werden in dem Herzen erzeugt, und steigen durch die Arterien ins Gehirn. Hier aber werden sie von

den

den gröbern Theilen des Bluts abgesondert. Dazu dient eigentlich eine Drüse, die mit sehr vielen Nerven im Zusammenhange ist (conarium), und die Cartesius für den Sitz der Seele hielt (S. De la Forge tract. d. ment. hum. C. XV. §. 24.). Aus dem Gehirne gehen die Lebensgeister durch die Poros in die Nervenkanäle, aus diesen endlich in die Muskeln, so daß dadurch jede Bewegung des Körpers hervorgebracht werden kann.

Wenn in der Seele eine Vorstellung zum Bewußtseyn gelangt; so sind die Lebensgeister dabei thätig. Sie wirken aber zuweilen allein, zuweilen auch durch Beihülfe der Nerven, in deren Kanälen sie eingeschlossen sind (Cart. d. pass. I. a. 21.). Nämlich einige Vorstellungen rühren zunächst bloß von der Seele her, und zu diesen ist die Mitwirkung der Nerven nicht nöthig; andre aber entstehen zunächst durch den Körper (a. a. O. art. 19.) Auch diese sind von doppelter Art: einige hangen zum Theil von den Nerven ab, andre bloß von den Lebensgeistern. Die erstern sind die gewöhnlichsten und die letztern machen eine Art von Einbildungen aus (a. a. O. a. 21).

Wenn die Nerven nebst den darin befindlichen Lebensgeistern einen Eindruck, den ein äußres Objekt auf den Sinn macht, bis zur Seele fortpflanzen: so bewegen sich die Lebensgeister in einer gewissen Richtung durch das Gehirn, und

drü-

drücken ihm dadurch eine gewisse zurückbleibende Spur ein. Das will sagen: die Pori, wodurch sich die Lebensgeister bewegen, werden ein wenig erweitert, und dadurch die nämliche Bewegung für die Zukunft leichter und ungehinderter gemacht. Wenn also die Lebensgeister von der Drüse, wo sie abgesondert werden, ausströmen, so gehen sie eher durch diese Spur, als durch irgend eine andre: sie verfolgen den gebahnten Weg. Laufen sie aber wieder durch die nämliche Spur; so entsteht auch wieder die nämliche Vorstellung, bei welcher jene Spur dem Gehirn eingedrückt war: Wir bekommen eine Einbildung von dem ehmals empfundnen Gegenstande. Da hierbei aber die Mitwirkung des äussern Objekts, wodurch die Nerven afficirt und in Thätigkeit gesetzt werden, fehlt; so ist die Einbildung, der Regel nach, eine schwächere Vorstellung, als die Empfindung, die dadurch wiederhohlt wird. Wenn also von Vorstellungen, deren Spuren im Gehirne mit einander verbunden sind, die eine gegeben wird; so muß dadurch auch die andre erzeugt werden. Denn nun gehen die Lebensgeister aus der Spur, die zu der erstern, in die, welche zu der andern gehört, unmittelbar über.

§. 101.

Cartesius giebt das Gesetz der Einbildungskraft freilich nirgends ausdrücklich an, aber es läßt sich aus dem, was er über die Gründe der

Association sagt, leicht abstrahiren. Wenn eine Vorstellung die andre hervorruft, sofern ihre Spuren im Gehirne verbunden sind, und diese Spuren dadurch verbunden werden, daß man sich die Objekte von jenen zusammen vorstellt; so muß das Associationsgesetz so lauten: Vorstellungen, die zusammen sind, vergesellschaften sich nachher miteinander.

Vielleicht gab Cartesius dieses Gesetz, wozu er die Data so bestimmt lieferte, bloß deshalb nicht ausdrücklich an, weil er die Fruchtbarkeit und Wichtigkeit desselben noch nicht kannte. Einen Begriff davon hatte er gewiß.

Übrigens scheint er es selbst gefühlt zu haben, wie unzulänglich die mechanische Erklärungsart der Association sey. Denn er stößt zuweilen auf Erscheinungen, wobei er stillschweigend einräumt, daß sie in dem Mechanismus des Gehirns nicht gegründet seyn können. Aber er hatte die einmal in Schutz genommene Hypothese so lieb gewonnen, daß er den Grund solcher Erscheinungen lieber in dem Zufalle suchen, als seine Hypothese aufgeben wollte. Er sagt (a. S. art. 21): „Es giebt einige Einbildungen, die erweckt werden, weil die in Bewegung gesetzten Lebensgeister, welche durch die eingedrückten Spuren im Gehirn umher schweifen, zufälligerweise (fortuito) gerade durch diese und keine andern Spuren sich bewegen.“ Es entging also seinem Scharfsinne nicht, daß, wenn alle Vergesellschaf-

schaftung der Einbildungen durch Bewegung der Lebensgeister bewirkt würde, daß alsdann Bewegungen geschehen müßten, die aus den Bewegungsgesetzen nicht begriffen werden könnten: eine Wahrheit, die ich noch etwas allgemeiner bei der Beurtheilung der mechanischen Erklärungsarten der Association überhaupt vorgetragen habe, aus der aber zugleich folgte, daß diese Erklärungsarten unzulässig sind. Mit dem Cartesius zu dem Zufalle seine Zuflucht zu nehmen, um sich aus dieser Schwierigkeit zu retten, das heißt das Uebel noch ärger machen.

§. 102.

Noch zweierlei kann ich nicht unberührt lassen.

I. Man hat dem Cartesius zuweilen vorgeworfen, er habe die Gesetze der Association gar nicht gekannt. Zuvörderst darum nicht, weil er, wie wir so eben angeführt haben, die Vergesellschaftung der Vorstellungen auch dem Zufalle zuschreibe. Allein es waren doch nur einige Einbildungen, deren Erweckung er dem Zufalle beimaaß, und es würde daraus also nur folgen, daß er nicht das höchste und allgemeinste Associationsgesetz gekannt habe. Aber auch das folgt nicht. Denn, wenn er den Zufall zu Hülfe ruft; so sieht man daraus einmal, daß er mit dem ganzen Reiche der Phantasie bekannt genug war, um auch die schwer zu erklärenden Fälle zu bemerken, und sodann konnte er die Regel,

wonach sich die Succession der Einbildungen richtet, sehr wohl kennen, wenn er gleich den wirkenden Grund ihrer Erweckung verfehlte. Jeder weiß, wie die Jahreszeiten aufeinander folgen, aber nicht jeder weiß die Ursache, die diesen Wechsel bewirkt. Dieses Argument gegen den Cartesius gründet sich also auf eine Verwechselung der Begriffe.

Eben so ein anderes. Man sagt: „Wenn Cartesius das Associationsgesetz gekannt hätte; so würde er es, da es von so großer Wichtigkeit ist, gewiß ausdrücklich angegeben haben. Das hat er aber nicht gethan.“ Hieraus folgt nur: daß er es entweder nicht gekannt, oder seine Wichtigkeit nicht eingesehen habe; keinesweges aber gradezu das erstere.

Der dritte Grund, wodurch man des Cartesius Bekanntschaft mit der Phantasie in ein zweifelhaftes Licht zu stellen gesucht hat, ist der, daß er die Erweckung einiger Einbildungen dem Willen zuschreibt, welches der Erfahrung zufolge falsch seyn soll.

Es giebt aber allerdings einen Einfluß des Willens auf die Association, wie in der Theorie der willkührlichern Reihe der Einbildungen gezeigt ist, der freilich nur unter gewissen Bedingungen statt findet, und ziemlich enge Gränzen hat. Ob Cartesius diese gesetzmäßigen Gränzen gekannt habe, das läßt sich nicht bestimmen.

Doch scheint er dem Willen nur einen geringen und allgemeinen Einfluß auf die Phantasie beigemessen zu haben. Er erklärt sich an einigen Orten (z. B. a. S. art. 20. ꝛc.) so darüber, daß man sieht, seine Meinung gehe nur dahin: daß der Wille überhaupt im Stande sey, die Einbildungskraft in Thätigkeit zu setzen, wobei es aber der letztern überlassen bleibe, die einzelnen Vorstellungen ihren Gesetzen gemäß zu wirken. Der Wille soll also nicht der hinreichende Grund von einer einzelnen bestimmten Vorstellung seyn, sondern nur dadurch, daß er ein anderes Seelenvermögen in Thätigkeit setzt, bewirken, daß gewisse Vorstellungen percipirt werden. Und wer könnte das läugnen? Perceptiones, sagt Cartesius (a. a. O.), quas habet (anima) illarum rerum, (quae non sunt), praecipue pendent a voluntate, quae efficit, ut eas percipiat.

II. Einige haben geglaubt, daß die Art, wie Cartesius die Wiedererweckung der Vorstellungen erklärt, mit seinem metaphysischen Systeme, mit dem Occasionalismus nämlich, im Widerspruche stehe. Werden die Vorstellungen, sagt man, dadurch erweckt, daß die Lebensgeister durch gewisse Spuren im Gehirne laufen; so hat der Körper einen reellen, oder physischen Einfluß auf die Seele. Ein solcher Einfluß wird aber nach dem Occasionalismus gänzlich geläugnet. Also hat Cartesius sich selbst widersprochen.

Ich gestehe, daß ich diesen Widerspruch nicht entdecken kann. Die empirische Psychologie soll die nähern Gründe gewisser gegebnen Erscheinungen aufsuchen; die Metaphysik die letzten aller Erscheinungen. Wenn also nach dem Grunde einer bestimmten psychologischen Erscheinung gefragt wird; so kann die Antwort der Metaphysik von der, welche die Erfahrungsseelenlehre giebt, sehr verschieden seyn. Das ist der Fall mit der Lehre von der Association beim Cartesius, und weiter nichts. Die Frage war: wodurch wird eine Einbildung in der Seele wiedererweckt? Cartesius ließ die empirische Psychologie darauf antworten: dadurch, daß sich die Lebensgeister wieder durch die nämliche Spur im Gehirn bewegen, die bei der vergangnen Empfindung des eingebildeten Gegenstandes entstand. Nun fragte die Metaphysik weiter: wie geht es zu, daß die Bewegung der Lebensgeister eine Vorstellung, daß überhaupt eine Veränderung des Körpers eine Veränderung in der Seele wirken kann? Hierauf antwortete Cartesius: bei Gelegenheit der Bewegung im Körper wird die ihr entsprechende Veränderung in der Seele durch die unendliche Substanz gewirkt. Der Occasionalismus konnte auf alle Fälle nichts dawider haben, die Bewegung der Lebensgeister zur Ursache von der Wiedererweckung der Vorstellungen anzunehmen. Denn er sollte gar nicht lehren, welche Ursachen bei gegebnen Erscheinungen zum Grunde lägen, sondern nur die Art, wie die

vorhandnen Ursachen am Ende wirksam wären, welches der letzte Grund wäre, durch den sie den Erfolg hervorbrächten.

Die Unstatthaftigkeit der Cartesianischen Hypothese über die Wiedererweckung der Vorstellungen offenbart sich unter andern auch bei der Lehre von dem Gedächtnisse. Selbst die Vertheidiger jener Hypothese gestehen, daß es sich nicht immer aus dem Laufe der Lebensgeister begreifen lasse, wenn wir uns an eine gewisse Vorstellung erinnern. Sie nehmen daher, ausser dem sogenannten körperlichen Gedächtnisse, welches von dem Mechanismus des Gehirns abhängt, noch ein geistiges an (S. De la Forge tract. d. ment. hum. C. XIX. §. 23.).

§. 103.

Cartesens berühmter Schüler, der Pater Malebranche, so wie er das System seines Lehrers überhaupt weiter ausführte, zündete auch in der Seelenlehre, und namentlich in der Theorie von der Association der Vorstellungen, manches neue Licht an. Doch kann man der Behauptung nicht bestimmen: daß er der erste gewesen sey, der die Association nicht bloß bemerkte, sondern auch ihre Gesetze entdeckte (Hißmann G. d. L. v. d. Assoc. S. 35.). Diese Ehre gebührt dem Aristoteles. Auch andre, z. B. L. Vives, würden sie dem Malebranche streitig machen.

Nachdem sich Malebranche zuerst bemüht hat, zu zeigen, daß zwischen den im Gehirn eingedrückten Spuren und den Vorstellungen ein Zusammenhang sey; so sucht er ferner darzuthun, woher dieser Zusammenhang seinen Ursprung nehme. (Rech. d. l. ver. L. II. P. I. ch. 5.). Drei Ursachen sind es, die er davon angiebt.

1) Der Wille Gottes. Zwischen einigen Spuren des Gehirns und den zugehörigen Vorstellungen soll von Natur ein Zusammenhang seyn. Da aber die Spuren dem Gehirn erst durch die Empfindung der Objekte eingedrückt werden; so ist das unmöglich. Denn es hieße: bei der Empfindung gewisser Gegenstände veranstaltet Gott durch ein Wunder eine Verknüpfung unter den Spuren im Gehirn und den zugehörigen Vorstellungen. Oder will man etwa Spuren a priori im Gehirn annehmen, so wie Vorstellungen a priori in der Seele?

2) Unser eigner Wille. Wir können nach Belieben Vorstellungen und Spuren unter einander verbinden. Wir gebrauchen z. B. das Zeichen a^3, um die dritte Dimension einer Größe anzudeuten. Da wird dieser Begriff mit der Spur, welche die Empfindung jenes Zeichens im Gehirne zurück läßt, durch unsern Willen verknüpft.

Allein der Wille ist nur der entferntre Grund dieser Verknüpfung. Die Frage ist: wie geht

es

es zu, daß, wenn wir es wollen, eine solche Verknüpfung wirklich entsteht?

3) Die Gleichzeitigkeit. Die Vorstellungen und zugehörigen Spuren im Gehirne kommen bloß dadurch in Zusammenhang, daß sie zu gleicher Zeit wirklich werden.

Als höchstes Gesetz für die Association gilt ihm der Satz: Vorstellungen, die zugleich in der Seele entstehen, associiren sich nachher mit einander. Er sagt: der wechselseitige Zusammenhang, der unter den im Gehirn gemachten Eindrücken, und eben darum auch unter den entsprechenden Vorstellungen angetroffen wird, besteht darin, daß von denjenigen dieser Eindrücke, die zugleich entstanden sind, der eine den andern hervorbringt, wenn der erstere durch irgend eine Ursache einmal wieder entsteht (Rech. d. l. V. I. 1. ch. 5.). „ Also: Alle Vorstellungen vergesellschaften sich, die zugleich entstanden sind. Diese Behauptung, die gänzlich nach Cartesens Sinne ist, sucht Malebranche durch mehrere Beispiele aus der Erfahrung zu bestätigen, und ich führe nur eins davon an, aus dem zugleich zu ersehen ist, daß ich ihn richtig ausgelegt habe. Er sagt an dem angeführten Orte: Wenn jemand bei einer öffentlichen Feierlichkeit zugegen ist, und auf alles, was ihn umgiebt, aufmerkt, auf Ort und Zeit, auf die daseyenden Menschen und auf andre, auch unbedeutende Umstände; so werden ihm in Zukunft alle diese Dinge einfallen, sobald

er an den Ort denkt, oder auch nur an irgend einen geringfügigen Umstand.

Wenn man diese allgemeinen und bestimmten Aeusserungen über das Associationsgesetz gelesen hat; so ist es auffallend, daß Malebranche noch andre Verknüpfungen der Vorstellungen annimmt, die nicht nach diesem Gesetze geschehen sollen. Die Gottheit soll einige Spuren im Gehirn durch einen unmittelbaren Einfluß miteinander verbunden haben, dergestalt, daß sich die davon hangenden Vorstellungen auf eine nothwendige Art associiren. Das hieße mit andern Worten: der Zusammenhang unter einigen associabeln Vorstellungen wäre uns angeboren, und die wirkliche Vergesellschaftung derselben wäre eine bloß natürliche Handlung. So soll z. B. die Spur im Gehirn, wovon die Vorstellung eines herabstürzenden Felsen hängt, mit der Spur, welcher die Vorstellung des Todes entspricht, bloß durch den Willen Gottes, d. i. von Natur verbunden seyn; mit der erstern Vorstellung soll sich also die andre vergesellschaften, wenn gleich beide noch niemals zusammen gewesen wären. (a. a. O.)

Malebranche fühlte es ohnstreitig selbst, und wurde von Cartesius darauf geführt, daß sich aus dem Mechanismus des Gehirns bei weitem nicht alle vorkommende Vergesellschaftungen der Vorstellungen erklären lassen. Freilich sah er es nicht deutlich ein, weil er seine Hypothese sonst

würde

würde aufgegeben haben. Aber jenes Gefühl brachte ihn auf den Gedanken, ausser der mechanischen Verknüpfung der Spuren im Gehirne, noch andre Gründe der Association zu suchen, oder für zulässig zu halten. Nun war aber keiner von allen bequemer, auch die schwierigsten Fälle dem Scheine nach zu erklären, als der Wille Gottes. Er nahm also diesen zum Grunde einiger Vergesellschaftungen an, wiewohl er damit nicht mehr erklärte, als derjenige, der auf die Frage; warum auf den Blitz der Donner folge? antwortete: weil Gott es so will!

Die ganze Hypothese taugt also aus dem doppelten Grunde nichts, weil sie durch ein falsches System veranlaßt wurde, und weil sie den entferntesten Grund, statt des nächsten angiebt.

Malebranche weiß überdem seine Behauptung mit weiter nichts zu rechtfertigen, als damit, daß die Association einiger Vorstellungen zur Erhaltung unsers Lebens nothwendig sey, und daher von Gott selbst veranstaltet seyn müsse. So sey es, nach dem vorhin angeführten Beispiele nothwendig, daß sich mit dem Anblicke eines überhangenden Felsen die Vorstellung des Todes associire, weil wir sonst nicht entfliehen, und also unser Leben in Gefahr setzen würden.

Aber man kennt schon das Gewicht der teleologischen Gründe, die von den Absichten der Natur hergenommen sind, sofern sie einzelne Erschei-

scheinungen zu erklären dienen sollen. Der vorliegende ist gar offenbar falsch. Denn wenn er richtig wäre; so müßte sich mit der Vorstellung eines jeden Dinges, was unser Leben in Gefahr setzt, die Vorstellung des Todes von Natur associiren, damit wir angetrieben würden, das erstere zu fliehen. Das ist aber nicht. Wie viele haben giftige Früchte genossen, ohne es einmal zu ahnden, daß sie sich dadurch den Tod zuziehen würden!

Endlich widerspricht sich Malebranche selbst in seiner Lehre von der bloß natürlichen Association. Einmal behauptet er, daß die von Gott veranstaltete Verbindung unter einigen Spuren des Gehirns niemals abgeändert werden könne, weil sie nothwendig sey. Sodann aber gesteht er, daß sie zuweilen, wiewohl nicht leicht, aufgehoben werde. Denn es konnte ihm nicht entgehen, daß eine solche Association, die seiner Voraussetzung nach nothwendig war, zuweilen doch nicht erfolge. Er sagt (a. a. O.): „Cette liaison (unter den von Gott verknüpften Spuren im Gehirne) ne change jamais, parce qu'il est necessaire, qu' elle soit toujours la même.„ Kurz vorher aber heißt es: „Jl y a dans notre cerveau des traces, qui sont liées naturellement les unes avec les autres — et leur liaison ne peut se rompre, ou ne peut se rompre facilement.„

Wie wollte man sich auch die ganze Sache denken? Es giebt nur zwei Fälle. Entweder

wer-

werden die Spuren, woran zwei solche Vorstellungen hangen sollen, erst verbunden, wenn man sich die Objekte zusammen vorstellt, oder sie sind es schon vorher. Im ersten Falle findet die gewöhnliche, von Malebranche angenommene Regel der Association ihre Anwendung, und man braucht seine Zuflucht nicht zu dem Willen Gottes zu nehmen. Der andre Fall ist aber unmöglich. Denn in diesem Falle könnten sich Vorstellungen mit einander associiren, die noch niemals wären zusammen vorgestellt worden. Gegen das höchste Gesetz der Association! Daher hat auch Malebranche, selbst in den Beispielen, worauf er sich beruft, das lauteste Zeugniß der Erfahrung wider sich. Wenn ein Kind noch aus keiner Erfahrung gelernt hat, daß ein schief stehender Körper gewöhnlich umfalle, und daß ein auf uns fallender Körper uns beschädige; so wird es einen Felsen, der alle Augenblick den Einsturz droht, ansehen können, ohne daß ihm der Gedanke an den Tod in den Sinn kömmt. Es ist also ganz falsch, daß uns die Verbindung unter einigen associabeln Vorstellungen angeboren, und daß folglich ihre wirkliche Vergesellschaftung eine bloß natürliche Handlung wäre.

§. 104.

Zu denen, welche die Vergesellschaftung aus dem Mechanismus des Gehirns zu erklären suchten, gehörte auch Locke. Nach seiner ächten

Popularphilosophie (den gehässigen Nebenbegriff abgesondert, den einige der neusten Schriftsteller dem Worte gegeben haben), bemühte er sich zu beweisen, daß alle unsere Vorstellungen ihren Ursprung in der Erfahrung haben. Sein ganzes System beruhte auf einem Trugschlusse, (einem sophisma hererozeteseos). Er verwechselte den Ursprung der Vorstellungen mit ihrer Entwickelung, oder Erhebung zur Klarheit, und glaubte den empirischen Ursprung aller menschlichen Vorstellungen bewiesen zu haben, da er doch nur dargethan hatte, daß sie sämmtlich durch die Erfahrung entwickelt werden. Inzwischen lehrte ihn sein System doch in der Theorie von der Association den Mißgriff vermeiden, den Malebranche gethan hatte. So wie er alle angebornen Vorstellungen läugnete, so nahm er auch keine von Natur veranstaltete Verknüpfung unter ihnen an.

Er redet freilich zuweilen von einer natürlichen Verwandtschaft der Vorstellungen. (S. Ess. conc. hum. Underst. II. C. XXXIII). Allein er versteht darunter keinesweges eine angeborne Verknüpfung derselben. Er will erklären, woher es komme, daß wir in den Urtheilen und Handlungen unsrer Mitmenschen oft so viele Ungereimtheiten zu entdecken glauben. Sehr billig behauptet er: daß dies nicht immer objektive, sondern häufig bloß subjektive Gründe habe: daß uns gewöhnlich unsre Selbstliebe, unsre aus Erziehung und Gewohnheit entstandnen Meinungen,

unsre

unsre Vorurtheile, verblenden. „Doch, setzt er hinzu, zuweilen denken oder handeln die Menschen wirklich so, daß wenn sie es immer thäten, sie verdienen würden, nach Anticyra geschickt zu werden. Das kömmt daher, weil sich in ihrer Seele einige Ideen mit einander verbinden, die in gar keiner natürlichen Verwandtschaft stehen. Dergleichen Ideen können durch Zufall oder Gewohnheit in einen so genauen Zusammenhang kommen, daß sie sich einander beständig erwecken, nicht von einander getrennt werden können, und also als nothwendig verbunden angesehen werden. Daraus aber entspringen wiedersinnige Urtheile und Handlungen, deren Ungereimtheit von Andern leicht bemerkt werden kann, in deren Seele keine solche Verbindung dieser nicht zusammen gehörigen Ideen angetroffen wird.„

Man sieht hieraus, daß Locke unter der natürlichen Verwandschaft der Vorstellungen keine Verbindung derselben, wonach sie sich einander erwecken, verstehe, sondern vielmehr ihren objektiven logischen Zusammenhang. Denn nur alsdann kann es ungereimt seyn, zwei Vorstellungen als mit einander verbunden zu betrachten, wenn der Verstand keinen Zusammenhang unter ihnen anerkennt.

Es ist also gar nicht von einer angebornen Verknüpfung unter gewissen Vorstellungen die Rede, wodurch ihre Association zu einer bloß natürlichen Handlung werden würde. Mithin

fällt

fällt auch der Widerspruch weg, worin sich Locke durch eine solche Behauptung würde verwickelt haben, indem er auf der andern Seite behauptete, daß dem Menschen gar keine Vorstellungen, also auch kein Zusammenhang unter ihnen angeboren sey.

Ueber das Gesetz, wonach sich die Association der Vorstellungen (ein Ausdruck, der sich von Locke herschreibt) überhaupt richten soll, erklärt er sich nirgends ganz deutlich. Doch läßt sich aus der angezognen Stelle schließen, daß er die Regel des Malebranche gelten ließ: Vorstellungen, die zugleich aufgefaßt werden, vergesellschaften sich nachher. Das sieht man vorzüglich aus dem, was er vorbringt, um die Art zu erläutern, wie Vorstellungen wieder erweckt werden. Das geschieht seiner Meinung nach durch die Lebensgeister, wenn sie sich durch die nämlichen Spuren wieder bewegen, die bei einer vergangnen Vorstellung des nämlichen Gegenstandes dem Gehirn eingedrückt wurden. Die Lebensgeister aber pflegen, sobald sie in Bewegung gesetzt sind, denselben Lauf wieder zu verfolgen, den sie schon einmal gemacht haben. Von einer gegebnen Vorstellung also wird zunächst diejenige erweckt, die schon einmal mit jener unmittelbar verbunden war.

Uebrigens scheint es Locke, so gut wie Cartesius, gefühlt zu haben, daß es im Grunde eine unzureichende und unstatthafte Hypothese sey,

die

die Wiedererweckung der Vorstellungen aus dem Mechanismus des Gehirns zu erklären. Denn er spricht an einigen Stellen sehr zweifelhaft davon, und räumt ein, daß die Hypothese vielleicht falsch sey. „Sofern wir, sagt er, über das menschliche Denken urtheilen können, scheinen die Vorstellungen auf die gedachte Art zu entstehen. Wo nicht; so begreift man doch daraus, warum sie in einer stäten und ununterbrochenen Reihe auf einander folgen.„ (Ess. conc. hum. Und. II. C. XXXIII.).

§. 105.

In seiner völligen Allgemeinheit wurde das höchste Associationsgesetz von Leibnitz aufgestellt. Er sagt *): — que l' homme aussi bien que la bête est sujet à joindre par la memoire et par son imagination, ce qu' il a remarqué joint dans ses perceptions et ses experiences. Also: In der Phantasie associirt sich alles, was schon zusammen vorgestellt ist.

Dieses höchste Associationsgesetz hängt mit Leibnitzens prästabilirter Harmonie zusammen, und scheint ein Resultat zu seyn, worauf er durch die letztre geführt werden mußte. Denn wenn wir die Objekte A, B zusammen wahrnehmen; so werden die Vorstellungen von ihnen a, b, durch keinen physischen Einfluß erzeugt, sondern nur aus

*) Nouv. ess. Liv. II, ch. XXXIII.

aus der Seele entwickelt. Es müssen also a und b schon so miteinander verbunden seyn, daß darin ein Grund liegt, warum sie zunächst aufeinander folgen, oder zugleich erscheinen. Leibnitz hat zwar nirgends gesagt, daß sich das Associationsgesetz aus der Lehre von der prästabilirten Harmonie ableiten lasse; inzwischen scheint es mir, als wenn er sich den Zusammenhang auf die angezeigte Art gedacht habe. Irre ich; so würde man sich, nach seinem Systeme, die Sache so vorstellen müssen. Wenn a und b zusammen entwickelt werden; so entsteht dadurch irgend ein Grad der Fertigkeit der Vorstellungskraft, von a zu b über zu gehen. Das ist ein Grund, warum sich mit a zunächst b associirt. Ist ein a mit c noch gar nicht zusammen gewesen; so ist gar kein Grund vorhanden, warum die Vorstellungskraft von a nach c. übergehen sollte. Also: Mit einer gegebnen Vorstellung können sich alle (aber auch nur die) Vorstellungen vergesellschaften, die schon mit ihr zusammen gewesen sind.

§. 106.

Der erste, der das allgemeine Associationsgesetz nicht allein deutlich erkannte, sondern auch die Wichtigkeit desselben für Psychologie und Moral einsahe, und es gebrauchte, sehr viele Erscheinungen daraus zu erklären, war Wolf, ein Weltweiser, dessen mannichfaltige, und große Verdienste um die Wissenschaften zu bekannt und entschieden sind, als daß sie einer Erwähnung

be-

bedürften. Er drückt das höchste Gesetz der Vergesellschaftung ganz allgemein und bestimmt so aus: Jede Vorstellung ruft die Totalvorstellung, wovon sie ein Theil ist, ins Gemüth zurück *).

In der empirischen Psychologie stellt er dieses Gesetz als ein Resultat auf, das sich aus sorgfältiger Beobachtung der Wirkungen der menschlichen Seele mit Hülfe der Abstraktion ergiebt. In der rationellen Psychologie aber hat er versucht, es a priori zu beweisen, und ich habe dieses Beweises bereits Erwähnung gethan (§. 11). In der Anmerkung zu §. 104. der empirischen Psychologie sagt er, daß er in seiner Jugend auf dasselbe verfallen sey, da er an der allgemeinen praktischen Philosophie gearbeitet habe. Nun hat zwar Leibnitz dieses Gesetz auch angegeben; aber dessen Nouveaux essays waren noch nicht erschienen, als Wolf seine praktische Philosophie schrieb, und Aristoteles war in dieser Materie noch nicht hinlänglich erklärt. Wolf konnte also mit Recht behaupten, daß er das Gesetz der Phantasie selbst entdeckt habe.

Hißman in seiner Geschichte der Lehre von d. A. d. Vorst. macht Wolfen den Vorwurf: er

*) Psych. emp. §. 104. Si quae simul percepimus, et unius perceptio denuo producatur, sive sensuum sive imaginationis vi, imaginatio producit et perceptionem alterius; seu, quod perinde est, perceptio praeterita integra recurrit, cujus praesens continet partem. S. A. §. 117.

habe die Regel der Aehnlichkeit nicht vollständig bemerkt, oder wenigstens nicht bestimmt angegeben. Hier sind seine Worte: „Er (Wolf) giebt sich oft Mühe, selbst diejenigen Phänomene der Ideenverbindung, die sich nicht anders als aus ihrer Aehnlichkeit erklären lassen, aus dem Gesetz der Koexistenz zu erklären. Man darf nur auf die Art Acht haben, wie er sein zweites Exempel bei §. 104 der emp. Psychologie löset. Er sagt: " „Wenn wir uns eine Idee von einem Garten entwerfen, den wir noch nie gesehen; wenn wir uns vorstellen, daß er mit schönen Alleen bepflanzt, und mit Frülingsblumen geziert sey, und nachher bei einem Spaziergang Alleen antreffen; so fällt uns unser Ideal vom Garten bei, das wir uns in Gedanken machten." " Diese Erscheinung würde ein jeder Philosoph am natürlichsten aus dem Gesetz der Aehnlichkeit erklären; allein Wolf bemühet sich, die Erklärung aus dem Gesetz der Koexistenz herzuleiten, die, weil sie ganz gezwungen ist, sehr unnatürlich ausfällt." „

Dieser ganze Vorwurf aber ist nicht gegründet. Wolf ließ die Regel der Aehnlichkeit nicht unbemerkt, wie Hißman nachher selbst eingesteht (S. 51.). Ja! er leitete sie aus dem Gesetze der Partialvorstellungen her (psych. emp. §. 105.), und hatte darin ganz Recht (§. 2e.). Daher ist es auch gar nicht zu tadeln, wenn er die Vergesellschaftung ähnlicher Vorstellungen aus jenem Ge-

Gesetze bei §. 104. erklärt. Insbesondre ist gar nicht abzusehen, wie die Erklärung bei dem angeführten Beispiele gezwungen und unnatürlich ausfalle. Wenn mir bei dem Anblick einer Allee das Ideal eines Gartens einfällt, das meine Phantasie schuf, und das auch die Vorstellung von Alleen enthielt; so ist doch die erstre Vorstellung (die von einer Allee) offenbar eine Partialvorstellung von der letztern (von der Vorstellung des idealischen Gartens).

Hißmann aber machte sich den unrichtigen Begriff von der Regel der Aehnlichkeit, als wenn sie ein besondres Gesetz für die Association, und dem Gesetze der Partialvorstellungen nicht untergeordnet, sondern zugeordnet wäre. Daher sah er es nicht ein, daß das letztere die erstere mit unter sich begriffe, und daher ist es gekommen, daß er die Wolfische Erklärung der Vergesellschaftung des Aehnlichen für gezwungen hielt, und daß er S. 50. sagen konnte: Endlich im §. 117, wo Wolf alles zusammenfaßt, und die Hauptsachen unter einen Satz bringt, gedenkt er der Ideenverbindung, nach der Aehnlichkeit der Gegenstände; und der Ideen, gar nicht. Denn sein Gesetz der Einbildungen ist der Satz: Wenn wir Etwas zugleich empfunden, und die Empfindung des Einen wird hervorgebracht; so bringt die Phantasie auch die Empfindung des andern wieder hervor.„

Freilich der Ausdruck des höchsten und allgemeinsten Gesetzes der Association kann die speciellen Regeln derselben nicht mit angeben. Diese müssen sich nur aus jenem herleiten lassen.

Zugleich giebt Hißmann zu verstehen (S. 51.) Wolf habe geglaubt, oder es wenigstens geahndet, daß die Regel der Aehnlichkeit ein eigenes, für sich bestehendes, oder wohl gar das höchste Gesetz der Association ausmache. Da dies ganz gegen das Wolfische System ist; so bedarf es einer Berichtigung, die sich übrigens von selbst ergiebt, wenn man sich nur die Mühe nimmt, die Stelle anzusehen, worauf sich Hißmann beruft. Man höre ihn selbst:

„Deutlicher legt Wolf das Gesetz der Aehnlichkeit in seiner deutschen Metaphysik (§. 238.) vor. Hier sind seine Worte: "„Wenn unsre Sinnen uns etwas vorstellen, das Etwas gemein hat mit einer Empfindung, welche wir zu einer andern Zeit gehabt: so kommt uns dasselbe auch wieder vor, das ist, wenn ein Theil der gegenwärtigen ganzen Empfindung ein Theil von einer vergangenen ist, so kömmt die ganze vergangene wieder hervor.„„ Wolf scheint hier das, was er in der ersten Hälfte dieses Gesetzes allgemein und bestimmt genug gesagt, in der Erklärung wieder einzuschränken.„

Das däucht mir nicht. Denn, wenn eine gegenwärtige Vorstellung mit einer vergangnen

etwas

etwas gemein hat; so ist doch dieses von der vergangnen Vorstellung ein Theil. Beide Ausdrücke des Associationsgesetzes laufen also auf eins hinaus. Hißmann aber glaubte, daß der erstere die Regel der Aehnlichkeit bezeichnen solle, und dann wäre dei andre allerdings nicht damit einerlei, wiewohl doch nicht enger, sondern vielmehr viel weiter. Wer sieht inzwischen nicht, daß Wolf hier keinesweges die Regel der Aehnlichkeit aufstellen wollte? Er nennt ja mit dürren Worten das allgemeine Associationsgesetz: Jede Partialvorstellung ruft ihre Totalvorstellung zurück.

§. 107.

Die Succession der Seelenzustände, wenn die Reihe nicht durch Empfindungen unterbrochen und abgeändert wird, beruht größtentheils auf Schlüssen, die entweder von der Vernunft oder von dem Vernunftähnlichen gemacht werden; übrigens aber gemeiniglich dunkel und unentwickelt bleiben, ohne in Worte eingekleidet zu werden. Aus einem gegebnen einzelnen Zustande des Erkentnißvermögens entsteht durch einen Schluß ein andrer, hieraus wieder ein andrer und sofort. Da nun von diesen Zuständen die einzelnen Begierden und Verabscheuungen abhangen; so gründet sich die Succession der letztern gleichfalls auf jene Schlüsse, mithin auch die Folge der äusserlichen Handlungen. Die Obersätze zu jenen Schlüssen aber werden gewöhnlich durch die Association der Vorstellungen gegeben.

Ueber diese ausnehmend fruchtbare Theorie hat Wolf vortrefliche Sachen gesagt; sie ist aber von der neusten Psychologie wieder vernachläßigt. Es sey mir erlaubt, hier nur das zu bemerken, was Wolf bei §. 393. der emp. Psychologie darüber sagt, wo er auf den wichtigsten Antheil, den die Association der Vorstellungen daran hat, Rücksicht nimmt.

Er behauptet: Wenn ein gegenwärtiges Urtheil A mit einem vergangnen B, das wir noch im Gedächtnisse haben, Etwas gemein hat; so entsteht aus beiden durch einen Schluß ein drittes Urtheil C. Dieses kann wieder Etwas mit einem vergangnen D gemein haben, und aus beiden entspringt wieder durch einen Schluß ein neues Urtheil E, und sofort. Wird A gegeben, so ist Etwas davon eine Patialvorstellung von B; mithin wird B zurück gerufen. Eben so bei den folgenden. Zwei verbundne Urtheile aber enthalten den Grund von einem dritten, oder dieses dritte kann aus ihnen durch einen Schluß hergeleitet werden. Denn Schließen heißt: ein Urtheil aus andern herleiten.

Zur Erläuterung der Sache bedient sich Wolf folgendes Beispiels. Man setze: Titius erwacht des Morgens. So bald er fünf schlagen hört, steht er auf, zieht sich an, betet, lieset einen Abschnitt in der Bibel, und geht an seine gewöhnlichen Arbeiten. Die Succession der bei diesen Handlungen zum Grunde liegenden Vorstel-

stellungen, so gemein und einfach der Fall seyn mögte, beruht auf Schlüssen und ist nur dadurch erklärlich. Diese Schlüsse sind auf folgende Art deutlich zu entwickeln.

Wenn Titius beim Erwachen fünf schlagen hört, so urtheilt er: jetzt schlägt es fünf. (Dieses Urtheil — so wie in allen ähnlichen Fällen — wenn es gleich nicht entwickelt und in Worte eingekleidet wird, ist doch in der Seele wirklich, welches theils aus der stätigen Thätigkeit der Urtheilskraft, theils auch daraus folgt, daß es sich bei gegebner Veranlassung, sogleich in Worten ausdrückt. Man frage den Titius: was jetzt geschehe? so drückt er sein Urtheil aus: Es schlägt fünf.) Durch dieses Urtheil nun wird der gefaßte Vorsatz: um fünf Uhr muß ich aufstehen, zurück gerufen. Dieser Vorsatz ist ein vergangenes, praktisches Urtheil, womit jenes erstere Etwas gemein hat (die Vorstellung der fünften Stunde), und muß also, nach dem Gesetze der Association, zurück gerufen werden. Aus beiden entspringt das Urtheil: jetzt muß ich aufstehen. Der gemachte Schluß lautet also förmlich so: Um fünf Uhr muß ich aufstehen; Jetzt schlägt es fünf; also muß ich jetzt aufstehen. Aus dem Schlußsatze entspringt die äußere Handlung: Titius steht wirklich auf.

Zugleich hat der herausgebrachte Schlußsatz wieder Etwas (die Vorstellung des Aufstehens) gemein mit einem andern vergangnen Urtheile,

mit dem: Wenn man aufgestanden ist, muß man sich anziehen. Dieses Urtheil wird also hervorgerufen und es entsteht der Schluß: Wenn man aufgestanden ist, muß man sich anziehen; jetzt bin ich aufgestanden; also muß ich mich jetzt anziehen. Hierauf erfolgt die äußere Handlung: Titius zieht sich wirklich an.

Eben so geht es bei den folgenden Zuständen, und man sieht, daß die Obersätze zu den gemachten Schlüssen: Um fünf Uhr muß ich aufstehen; Wenn man aufgestanden ist, muß man sich anziehen &c. vermittelst der Association gegeben werden, daß diese folglich auch auf die Succession derjenigen Zustände, deren Folge durch Schlüsse bestimmt wird, einen weitumfassenden Einfluß habe.

Zugleich bestätigt sich dadurch von neuem die Bemerkung, die ich an einem andern Orte und aus andern Gründe machte: daß die Association der Vorstellungen auch in praktischer Rücksicht von großer Bedeutung sey. Sie veranlaßt in zahllosen Fällen die Schlüsse, wodurch wir zu Handlungen bestimmt werden.

Wolf erkannte die Wichtigkeit des Associationsgesetzes auch in dieser Hinsicht, wie theils aus seinen allgemeinen Aeusserungen darüber (psl. emp. §. 104. Anm.), theils auch aus dem Gebrauche zu sehen ist, den er in seiner praktischen Philosophie davon macht.

Wenn also Wolf gleich nicht der erste war, der das höchste Associationsgesetz entdeckte, wiewohl er sich dem Obigen zufolge, die Ehre, es selbst aufgefunden zu haben, wohl beimessen konnte; so hat doch keiner vor ihm das weite Gebiet dieses Gesetzes, so wie er, durchschaut, keiner so wie er den Zusammenhang entwickelt, der durch dasselbe in die mannichfaltigsten Erscheinungen und Wirkungen der menschlichen Seele gebracht wird. Sein systematischer Kopf und seine genaue Gründlichkeit machten ihn fähig, die Ordnung in der so scheinbaren Unordnung dieser Phänomene zu entdecken.

Doch hat er die Untersuchung keinesweges vollendet, sondern noch sehr vieles übrig gelassen. Unter andern hat er die speciellen Regeln der Association, die der Aehnlichkeit ausgenommen, nicht aus dem allgemeinen Gesetze abgeleitet, und die weitumfassende Frage über das Gesetz der Erweckung (§. 25.) gar nicht berührt.

§. 108.

Mehrere, einander koordinirte Gesetze der Association der Vorstellungen, nahm zuerst Hume an, wenn man es nicht schon vom Malebranche, der in diesem Punkte schwankend ist, behaupten will.

1) Das erste ist das Gesetz der Aehnlichkeit (resemblance);

2) das zweite, das Gesetz der Verbindung der Dinge in Raum und Zeit (contiquity in time or place): Vorstellungen associiren sich, wenn ihre Gegenstände im Raume beisammen waren, oder in der Zeit unmittelbar aufeinander folgten.

3) Das dritte endlich ist das Gesetz der Verursachung (causation): Vorstellungen, deren Gegenstände Ursache und Wirkung sind, rufen sich einander hervor.

Zu den Beweisen, die Hume von der oftmaligen Seichtigkeit seiner sehr eleganten und sehr populären Philosophie gegeben hat, gehört auch diese Aufstellung der Associationsgesetze. Das dritte sogenannte Gesetz ist offenbar unter dem zweiten enthalten, und kann ihm nicht zugeordnet werden. Ursache und Wirkung sind in der Zeit miteinander verbunden, und nur sofern wir sie auf die Art wahrgenommen haben, associiren sich die Vorstellungen davon. Das zweite, vorgebliche Gesetz aber ist selbst, so wie das erste, eine bloße Regel der Association. Beide sind dem allgemeinen Gesetze untergeordnet, von dem sich aber Hume keinen deutlichen Begriff gemacht zu haben scheint, wiewohl er dies von seinen Vorgängern mit leichter Mühe hätte lernen können. Er ist zweifelhaft, ob es nicht vielleicht noch mehrere Gesetze geben möge? und allerdings hat er eine Regel ausgelassen, die den von ihm angegebnen zugeordnet und sehr auffallend ist: die Regel des Gegensatzes (§. 21.).

Inzwischen war er mit der menschlichen Einbildungskraft bekannt genug, um theils nichts Regelloses in ihr anzunehmen, theils auch der Art, wie ihre Bilder durch Trennen und Zusammensetzen entstehen, gehörig auf die Spur zu kommen.

§. 109.

In der ziemlich weitläuftigen Abhandlung, die Muratori*) über die Einbildungskraft geschrieben hat, findet sich durchaus nichts, was auf die Vergesellschaftung der Vorstellungen ein neues Licht werfen könnte, eben so wenig als in den Zusätzen seines deutschen Uebersetzers. Seiner Meinung nach ist die Phantasie eine bloß körperliche Kraft: jede ihrer Vorstellungen wird durch eine Veränderung im Körper erzeugt. Ueber das Gesetz der Association sagt er zwar gar nichts; inzwischen läßt sich doch hieraus schon abnehmen, daß er ohngefähr dem Systeme des Cartesius zugethan gewesen sey, und die Reihe der Einbildungen aus der Succession der Veränderungen, die vermöge seines Mechanismus im Gehirne entstehen, erklärt habe.

So wenig Aufschluß also die Theorie der Association, überhaupt die wissenschaftliche Seelenlehre, von Muratori unmittelbar erwarten darf, so hat er doch viele trefliche Bemerkungen ge-

*) Muratori della forza della fantasia umana. Deutsch, mit Zusätzen, von G. H. Richerz.

geliefert, die reichen Stoff zum Nachdenken geben, und aus denen sich für die Wissenschaft wichtige Resultate ziehen lassen. Er selbst hat, wie sich von ihm erwarten ließ, die Materie mehr historisch als philosophisch behandelt, die Zustände der Seele, die von der Einbildungskraft abhangen, mehr beschrieben, als erklärt, und also eigentlich keinen Beitrag zur Theorie der Einbildungskraft geliefert. Dazu kömmt noch, daß er von den Zuständen, die von ihr abhangen, sehr schwankende Begriffe hat, die er entweder durch gar keine, oder durch wenig genaue Definitionen bestimmt. Daher konnte er auch den Antheil, den sich die Phantasie an jedem derselben zueignet, nicht mit sonderlicher Präcision angeben. Sein Uebersetzer hat ihn in diesen Stücken nicht berichtigt.

§. 110.

Unter denen, welche die Association der Vorstellungen aus dem Mechanismus des Gehirns zu erklären suchten, zeichnet sich besonders der Engländer Hartley aus*). Er unterschied sich in seinem Systeme von allen seinen Vorgängern, und bemühte sich zugleich, die wichtigsten Lehren der Psychologie und Moral mit der Theorie der Association in Zusammenhang zu bringen.

Um sein System kennen zu lernen, muß man auf zweierlei Acht haben. Zuvörderst auf die Art

*) Hartley Betr. üb. d. Menschen u. Theo. d. Assoc. Deutsch, Rostock und Leipzig 1772.

Art, wie seiner Meinung nach ein Bild der Phantasie erzeugt wird, und sodann auf die Regeln, nach welchen sich die Einbildungen vergesellschaften sollen.

Eine Einbildung heißt bei ihm nach dem Humischen Sprachgebrauche eine Idee, und wird von der Empfindung dadurch unterschieden, daß der vorgestellte Gegenstand nicht, wie bei der letztern, gegenwärtig ist, oder keinen Eindruck auf die sinnlichen Werkzeuge macht. Jede Empfindung entsteht durch einen Eindruck des Objektes, der die Nerven in eine gewisse zitternde Bewegung sezt. Diese Bewegung wird bis in das Hirnmark fortgepflanzt, und von diesem, da es mit den Nerven von einerlei wesentlicher Beschaffenheit ist, aufgenommen.

Die Bewegung der Nerven muß man sich jedoch nicht so vorstellen, wie die Vibration einer Saite. Vielmehr werden ihre allerkleinsten Theile von einem gewissen, höchst feinen Aether, gereizt, der die Nervenfibern umgiebt, und ihre Bewegung ohngefähr auf die Art erzeugt, wie die oscillirende Luft gröbere Körper in Bewegung setzt. Von dieser Beschaffenheit ist also auch die Bewegung, die dem Hirnmark mitgetheilt wird, das ohnehin keine andre würde vertragen können.

Hierauf fährt Hartley in seinen Betrachtungen so fort. Wenn die Empfindung vorbei ist,

und

und das Objekt unser Organ nicht mehr afficirt, so bleibt dennoch die dem Gehirn von den Nerven mitgetheilte oscillirende Bewegung eine Zeitlang noch zurück. Das lehrt die Erfahrung in unzähligen Beispielen. Wenn man eine glühende Kohle mit einer gewissen Geschwindigkeit im Kreise herum dreht; so glauben wir eine stätige Kreislinie zu sehen. Das kömmt daher, weil der Eindruck, den die Kohle in jedem Punkte auf das Gesicht macht, so lange im Gehirne zurück bleibt, bis die Kohle in den nämlichen Punkt wieder zurückkehrt. Eben so verhält es sich, wenn mannichfaltige Farben in ununterbrochner Reihe schnell aufeinander folgen. Dann glauben wir die weiße Farbe zu sehen. Der Eindruck der vorhergehenden Farben ist noch im Gehirne, wenn uns schon die folgenden afficiren. Sie schmelzen also zusammen, und es wird die weiße Farbe daraus (Newt. opt. l. II. exp. 10.).

Solcher Beispiele, die den obigen Satz beweisen, giebt es eine große Menge. Jedoch wird die oscillirende Bewegung im Gehirn sogleich schwächer, sobald der Eindruck des äussern Gegenstandes auf das sinnliche Werkzeug aufhört, und nach und nach verliert sie sich ganz, so daß ihre Größe mit der Größe der Zwischenzeit bis zu dem geschehenen Eindrucke im umgekehrten Verhältnisse steht.

Aus dieser Einrichtung unsrer Natur ist der Ursprung der Einbildungen erklärlich. Zur bes-

sern

sern Uebersicht der ganzen Sache muß man bemerken, wie Hartley die Oscillationen des Gehirns unterscheidet. Sie unterscheiden sich

1) dem Grade nach. Dieser wird bestimmt nach der Größe des Raumes durch sich, den die oscillirenden Theilchen in einer gegebnen Zeit bewegen,

2) der Art nach,

3) dem Orte nach, indem sie bald in diesem, bald in einem andern Theile des Hirnmarks ihren Anfang nehmen,

4) der Richtung nach, indem sie von verschiednen Nerven zum Gehirn gebracht, und nach verschiednen Seiten hin fortgepflanzt werden.

Wenn eine Empfindung vorbei ist; so bleibt, wie schon bemerkt ist, die oscillirende Bewegung noch eine Weile im Gehirn zurück: und wird die Empfindung öfter wiederhohlt; so entsteht davon ein gewisser Abdruck, der eigentlich weiter nichts ist, als eine Disposition, eine Fertigkeit der Nerven, die nämliche Bewegung, wiewohl schwächer, wieder hervorzubringen, die durch die Empfindung erzeugt wurde, und zwar auch dann hervorzubringen, wenn der Gegenstand unsern Sinn nicht afficirt, wenn sie nur überhaupt durch irgend eine Ursache zur Bewegung gereizt werden. Geschieht das, bringen die Nerven wirklich eine Oscillation, die bei einer Empfin-

dung entstand, wieder hervor, ohne daß der Gegenstand empfunden wird; so haben wir eine Einbildung von ihm. Da die Oscillation aber schwächer ist, als bei dem Eindrucke des äussern Objekts; so ist die Einbildung, der Regel nach, weniger klar und lebhaft, als die Empfindung.

Hieraus nun ist die Association der Vorstellungen begreiflich. Sind die Empfindungen A, B, C zusammen gewesen; so hat das Gehirn eine Disposition erhalten, die dazu gehörigen Oscillationen zugleich oder gleich nach einander hervorzubringen. Wenn also nachher bloß A gegeben wird; so erzeugen sich dennoch auch die zu B und C gehörigen Oscillationen, nur merklich schwächer: also es vergesellschaften sich die Einbildungen b und c. Wenn die Nerven durch A erst einmal in Bewegung gesetzt sind; so erzeugen sich nachher die Oscillationen, wozu sie schon eine Disposition haben.

Hartleys System gehört sonach zu denjenigen, die oben (§. 16. 2. b. bb.) im allgemeinen beurtheilt sind. Zu dem, was ich am angeführten Orte gesagt habe, setze ich nur noch folgende besondere Bemerkungen hinzu.

I. Einmal behauptet Hartley, seinen Voraussetzungen nach ganz recht, daß die Oscillationen des Gehirns, sobald die Empfindung vorbei ist, sogleich nachlassen, und nach und nach verschwinden, ohngefähr, wie die Schwingungen einer Sai-

Saite sich nach und nach verlieren. Ueberdem behauptet er, daß die Klarheit und Lebhaftigkeit der Vorstellung von der Stärke der ihr zugehörigen Oscillation im Gehirn abhänge. Denn eine Einbildung ist darum eben weniger klar und lebhaft, als eine Empfindung, weil die zu jener gehörige Oscillation nur eine schwächere Wiederhohlung von der ist, welche bei der Empfindung wirklich war.

Dadurch aber geräth Hartleys System in einen Widerspruch mit der Erfahrung, der sich offenbart, wenn man auf die vorkommenden Erscheinungen Acht hat, und die bekannte Wahrheit dazu nimmt: die Wirkung ist nicht größer wie die wirkende Ursache, als solche. Wenn B, welches ruhet, durch das bewegte A in Bewegung gesetzt wird; so kann die Bewegung des B nicht intensiv größer seyn, als die des A, weil der Ueberschuß keinen zureichenden Grund haben würde, ja, nicht einmal so groß. Denn von der Bewegung, worin A ist, und die sich dem B mittheilt, wird noch ein Theil durch die Trägheit des letztern zerstört: und daher kömmt es, daß manche Bewegungen eines Dinges gar nicht hinreichen, ein andres in eine bemerkbare Bewegung zu setzen. Zum allerwenigsten ist doch die Größe der Bewegung des B der Größe allezeit proportional, die der Bewegung des A zukömmt. Das kann man an dem Ballspiele der Knaben ersehen. Je heftiger und schneller das Ballholz

sich bewegt, desto schneller und höher fliegt der Ball, und umgekehrt.

Wenn also, nach Hartleys Systeme die Oscillation α eine andre β erzeugt, und dadurch bewirkt wird, daß sich die Vorstellung b mit der Vorstellung a vergesellschaftet; so kann β nicht stärker, überhaupt nicht größer seyn, als α; folglich b nicht klärer und lebhafter, als a. Das ist aber ein offenbarer Widerspruch gegen die Erfahrung. Denn in unzähligen Fällen wird eine höchst lebhafte Vorstellung, die uns heftig afficirt, durch eine sehr schwache, die wir kaum bemerken, erweckt.

Man könnte sagen: das Theilchen, welchem die Oscillation β zukömmt, habe eine sehr große Disposition zur Bewegung; deshalb bedürfe es nur eines kleinen Anstoßes, und β könne also viel größer seyn, als α. Wenn man dies auch zugeben wollte, wiewohl noch manches dagegen zu erinnern wäre; so muß doch, zufolge des Vorigen, allemal β mit α proportional seyn. Daraus folgt, daß eine sich vergesellschaftende Vorstellung allezeit um so klärer und lebhafter seyn muß, je klärer und lebhafter diejenige ist, mit der sie sich associirt. Eine gegebne Einbildung b müßte also, der Regel nach, immer stärker seyn, wenn sie von einer Empfindung, als wenn sie von einer andern Einbildung erweckt wird, und am allerstärksten, wenn sie sich mit

der

der allerheftigsten Empfindung vergesellschaftet. Aber das ist gänzlich falsch (§. 30.). Vielmehr wird eine gesellige Einbildung dadurch geschwächt, daß eine andre sehr starke Vorstellung vor ihr voraufgeht, und in dem letzten angegebnen Falle kömmt sie durchaus gar nicht zum Bewußtseyn: sie wird gänzlich verdunkelt.

II. Aus seiner Behauptung, daß die erregte Oscillation im Gehirne nach und nach schwächer werde, leitet Hartley unter andern her, daß keine Association in einer Reihe beständig fortlaufen, und daß eine solche Reihe eine gewisse Gränze nicht übersteigen könne. Denn wenn die Oscillation α eine andere β erzeugt, β wieder γ: γ, δ.... π; so wird die Bewegung allmählig immer schwächer und ist bei π gänzlich verschwunden. Also mit der Vorstellung a vergesellschaftet sich b, mit b wieder c, mit c, d.... p. Bei p aber ist die Reihe geendet: p erweckt keine andere Vorstellung weiter.

Diese Behauptung mußte Hartley bloß seiner Hypothese zu Gefallen aufstellen; sie ist aber gänzlich ungegründet. Freilich ist in der menschlichen Seele nie eine unbegränzte Reihe sich associirender Vorstellungen wirklich. Aber keinesweges darum, weil sie es nicht seyn könnte; sondern, weil jede angefangne Reihe durch mannichfaltige Ursachen, insbesondre durch die hinzukommenden Empfindungen unterbrochen, und

an ihrer Statt eine andre angefangen wird, der es aber wieder eben so ergeht. Die Möglichkeit einer (versteht sich bedingt) unbegränzten Reihe von sich vergesellschaftenden Vorstellungen erhellet aber aus dem höchsten Associationsgesetze. Mit a kann sich eine andre b vergesellschaften, die mit c zu einer Totalvorstellung gehört, wodurch also c hervorgerufen wird: mit c wieder eben so eine dritte d unter eben der Bedingung, und sofort. Alsdann würde eine unbegränzte Reihe entstehen, wenn nicht andre Gründe die Sache abänderten. Sie ist also nicht gradehin unmöglich. Auch findet sich wirklich etwas ähnliches von einer solchen Reihe in der Seele eines Schwärmers und eines Verrückten, wo die Einbildungskraft die Oberherrschaft hat, und die Succession der Vorstellungen, die bloß von der Association abhängt, weniger unterbrochen wird.

III. Endlich ist nicht aus der Acht zu lassen, daß der größte Physiologe *) den Voraussetzungen, worauf Hartleys Hypothese beruht, geradezu widerspricht, insbesondre der: daß im Gehirn gewisse Dispositionen oder Fertigkeiten zu gewissen Oscillationen möglich seyn. Wenn man auch hierauf, da neuere berühmte Physiologen wieder andrer Meinung sind, kein großes Gewicht legen wollte; so folgt doch wenigstens so viel daraus, daß die Voraussetzungen der Hartleyischen Hypothese in einem sehr zweifelhaften Lichte stehen.

Ueber

*) Halleri elem. phys. XVII. Sect. I.

Ueber das allgemeine Gesetz der Association erklärt sich Hartley ziemlich richtig und bestimmt.

Wenn er darthun will, daß die Einbildungen gleichsam Abdrücke von den Empfindungen seyn; so sucht er dies unter andern auch daraus zu beweisen, daß sie in eben der Ordnung aufeinander folgen, in welcher wir ihre Gegenstände empfunden haben, (S. 12). Denn, setzt er hinzu, wenn gleich diese Ordnung nicht selten scheint vernachläßigt zu werden, besonders in den Ausschweifungen eines Traumes; so folgen doch wenigstens die einfachen Merkmale, die Bestandtheile der Einbildungen so aufeinander, daß ihre Verbindung mit der Reihe der vergangenen Empfindungen gleichförmig bleibt. Daher hat es mit dem allgemeinen Gesetze der Vergesellschaftung keine Schwierigkeit. Es vergesellschaften sich alle Einbildungen, deren Objekte wir zugleich, oder gleich nach einander empfunden haben. (S. 14.).

Dazu nehme man die Stelle, wo er sich über die verschiedenen Arten, wie erzeugte Einbildungen associabel gemacht werden, erklärt. Er sagt (S. 18 ꝛc.):

1) Wenn die Empfindung A öfters mit den Empfindungen B, C, D verbunden wird, nämlich so, daß sie bald mit B, bald mit C, bald mit D zusammen ist; so kann A allein, wegen des Zusammenhangs der Oscillationen, die den

übrigen entsprechenden Einbildungen b, c, d hervorbringen.

2) Wenn die Empfindungen A, B, C, D auf verschiedne Art verbunden werden, nämlich so, daß je zwei oder drei davon zusammen sind; so kann A nachher die Einbildungen b, c, d, und B die Einbildungen a, c, d, u. s. f. erzeugen.

3) Von einer zusammengesetzten Empfindung A + B + C bleibt ein Abdruck a + b + c in der Seele zurück, dergestalt, daß sie nachmals ganz in die Seele zurückkehrt, wenn ein Theil von ihr gegeben wird. A allein, oder B, oder C kann die Einbildung a + b + c erwecken.

4) Wenn von den Einbildungen a, b, c, d, die miteinander vergesellschaftet sind, die eine, etwa d, noch mit einer andern x sich associirt; so können a, b, c, auch durch x hervorgerufen werden. Daher kömmt es, daß eine gegebne Einbildung sich nach und nach immer mit mehrern vergesellschaftet.

Aus dem allen erhellet, daß Hartley von dem höchsten Associationsgesetze einen ziemlich bestimmten Begriff hatte, und ob er es gleich nicht allgemein ausgedrückt hat; so würde er doch diesen Satz anerkannt haben: Alle Vorstellungen, die schon zusammen gewesen sind, associiren sich miteinander.

§. 111.

Hartleys Hypothese *) wurde auch von Priestley angenommmen und ausführlich vertheidigt. Dieser gab (zu London 1775) eine Darstellung des Hartleyischen Systemes heraus, mit eigenen Versuchen begleitet. Hierin suchte er nicht bloß Hartleys Behauptungen zu rechtfertigen; sondern er gieng noch etwas weiter und wollte der Seele an der Zurückrufung der Vorstellungen noch weniger Antheil, als Hartley, zugestehen. Doch hat er keine eigenthümlichen Gründe zur Unterstützung dieses Systemes ausfindig gemacht.

Um eben die Zeit, oder vielmehr schon vorher, schrieb Condillac seinen Versuch über den Ursprung der menschlichen Erkenntniß. Hierin folgte er größtentheils dem Malebranche, gründete das Enstehen der Einbildungen auf Bewegungen im Gehirn, leitete Vieles aus der Association der Vorstellungen her; aber in der Theorie der Gesetze der Vergesellschaftung hat er nichts geleistet.

Einige Psychologen haben versucht, welches aber gänzlich unthunlich ist, die mechanische Erklärungsart der Association mit der psychologi-

*) Versuche über die mechanische Erklärung der Wirkungen der Phantasie, wie sie La Mettrie, und die ihm ähnlich sind, geliefert haben, verdienen gar keine Erwähnung.

schen zu vereinigen. Dies ist unter andern geschehen in dem psychologischen Versuche*), für dessen Verfasser Bonnet, aber mit Unrecht, gehalten ist. Dieser Versuch scheint sich an das System des Malebranche anschließen, und es nur berichtigen und erweitern zu wollen. Allein Malebranche widerspricht der Grundlehre desselben geradezu. Der Verfasser des Versuchs geht von der Behauptung aus: daß die Eindrücke, welche die empfundenen Objekte auf uns machen, im Gehirne zurück bleiben, und daß die Vorstellungen bloß dadurch zurück gerufen werden, daß die Seele, durch verschiedne Ursachen bestimmt, bald auf diesen, bald auf jenen von den zurückgebliebnen Eindrücken ihre Aufmerksamkeit wendet. Diese und ähnliche Behauptungen, da sie eine Art von physischem Einflusse des Körpers auf die Seele voraussetzen, konnte Malebranche nach seinem Systeme nicht zugeben, und der: daß Einbildungen durch Betrachtung der zurückgebliebnen Eindrücke im Gehirn entstehen, widerspricht er ausdrücklich. Er sagt**): Desque l'ame recoit quelques nouvelles idées, il s'imprime dans le cerveau de nouvelles traçes, et desque les objets produisent de nouvelles traçes, l'ame recoit de nouvelles idées. Ce n'est pas qu'elle considere ces traçes, puiscequ'elle n'en a aucune

*) Essay de psychologie, ou consideration sur les operations de l'ame, sur l'habitude, et sur l'education. A. Londres 1755.

**) Rech. d. l. v. L. II. ch. V.

aucune connoiſſance. Und nachher: Il n'eſt pas concevable, que l'eſprit recoive quelque choſe du corps, et qu'il devienne plus eclairé, qu'il n'eſt, en ſe tournant vers lui, ainſi que les philoſophes le pretendent, qui veulent que ce ſoit par converſion aux phantomes, ou aux traçes du cerveau, que l'eſprit appercoive toutes choſes.

Ueber die Vergeſellſchaftung der Vorſtellungen enthält der genannte pſychologiſche Verſuch folgende Ideen.

1) Die zuſammenſetzenden Empfindungen ſtiften eine Verbindung unter den Einbildungen von den nämlichen Gegenſtänden, und es giebt unter den Bildern der Phantaſie keinen Zuſammenhang, als den, der auf dieſem Wege entſtanden iſt.

2) Die Seele kann eine beſtimmte Vorſtellung nicht zurück rufen, wenn nicht eine andre gegeben iſt, womit jene in dem erwähnten Zuſammenhange ſteht.

3) Beſtändig ſind mehrere Vorſtellungen in der Seele zugleich wirklich. Wenn eine von dieſen nachher wieder gegeben wird; ſo ruft ſie auch einige von den andern, womit ſie zuſammen war, hervor.

4) Jede Reihe von Einbildungen entſtand urſprünglich durch eine Reihe von Bewegungen im Gehirn. Zuweilen kann die Seele einige von dieſen Bewegungen hervorbringen. Damit ver-

bin-

den sich die übrigen, weil sie damit zusammenhängen, und so entsteht auch wieder jene ganze Reihe von Einbildungen.

Nach dieser Theorie liegt also die wirkende Hauptursache von der Wiedererweckung der Vorstellungen in der Seele, und die Spiele der Phantasie gehen von ihr aus, nicht vom Körper, wie das nach den vorigen mechanischen Erklärungsarten der Fall war. Das Gehirn verhält sich leidentlich dabei, und bewahrt nur die Eindrücke auf, die von den Objekten der Sinne gemacht wurden, und durch deren Betrachtung die Bilder der Phantasie in der Seele entstehen.

An diese Hypothese hielt sich auch der Verfasser des Versuchs und suchte sie weiter zu erläutern, und zu bestätigen. Das Eigenthümliche, was er hat, besteht darin. Er nimmt mehrere kleine Systeme von Nervenfibern im Gehirn an, die so eingerichtet sind, daß alle zu einem Systeme gehörigen Nerven aneinander hängen, und sich ihre Bewegungen unmittelbar mittheilen können. An den Nerven nun, die zu einerlei Systeme gehören, hängen lauter ähnliche Vorstellungen, und daherkommt es, daß sich diese mit einander vergesellschaften.

Ueber diese Hypothese ist oben §. 16. 1. geurtheilt.

§. 112.

§. 112.

Vortreffliche Beobachtungen über die Asso-
ciation der Vorstellungen lieferte der Kritiker Home. Er wurde es bald gewahr, daß er einer Auseinandersetzung dieser Materie bei seinen Untersuchungen gar sehr bedurfte. Von den mechanischen Erklärungsarten macht er gar keinen Gebrauch, sondern bemüht sich, alles aus der Seele herzuleiten. Er bemerkt: So wie die einzelnen Dinge in der Natur nicht isolirt, sondern miteinander im Zusammenhange sind; eben so verhält es sich mit unsern Vorstellungen. Sie werden gleichfalls unter einander verbunden, und zwar nach den Verhältnissen der Gegenstände, die die Vorstellungen erzeugen.

1) Eine wirkende Ursache und ihre Wirkungen sind mit einander verknüpft. Daher auch die Vorstellungen davon, die sich also mit einander vergesellschaften.

2) Einige Dinge a, b, c sind im Raume neben einander, und in der Zeit zugleich. Die Vorstellungen davon kommen in Zusammenhang und associiren sich.

3) Einige Dinge folgen auf einander. Die Vorstellungen davon werden gleichfalls verbunden: eine bringt die andre wieder hervor.

4) Einige Dinge sind ähnlich, andre kontrastiren mit einander. Die Vorstellungen von

den

den letztern sowohl als von der erstern sind associabel.

Bestimmt und genau richtig ist diese Klassifikation der Associationsregeln freilich nicht. So ist z. B. die erste unter der zweiten und dritten offenbar enthalten. Ursache und Wirkung sind in der Zeit zusammen, und das reicht schon hin, daß sich die Vorstellungen davon associiren. Ja! die ursächliche Verknüpfung trägt gar nichts dazu bei. Denn sie wird gar nicht von der Phantasie, sondern allein vom Verstande vorgestellt. Die Phantasie stellt davon weiter nichts vor, als die Succession oder das Zugleichseyn,

Den angeführten Regeln gemäß, läßt Home Gedankenreihen von verschiedener Art entstehen, indem sich die Vorstellungen bald nach dieser bald nach einer andern Regel erwecken. Dabei bemerkt er sehr richtig, daß dieses sowohl in ästhetischer als auch in praktischer Rücksicht sehr wichtig sey. Ich berühre bloß seine Idee über die Schnelligkeit in der Succession der Vorstellungen. Den mittlern Grad darin erkennt er in aller Absicht für den zuträglichsten. Folgen die Vorstellungen zu langsam auf einander; so entsteht das höchst unangenehme Gefühl der Langenweile: folgen sie zu schnell; so entsteht aus der Verwirrung und zu merkbaren Anstrengung ebenfalls ein unangenehmes Gefühl. Nur die mittlere Geschwindigkeit, als solche, ist mit Wohlgefallen begleitet. Dadurch werden wir unwillkühr-

kührlich angetrieben, auf der einen Seite unsre Seelenkräfte in Thätigkeit zu setzen, und sie also zu üben und zu stärken; auf der andern aber auch, den zu schnellen Fortgang der Vorstellnngen zu mäßigen. Das ist wichtig in praktischer Absicht. Den der letztre macht uns unvorsichtig, vorschnell im Urtheilen und unüberlegt im Handeln Eine zu langsame Succession der Vorstellungen dagegen macht uns träge, unthätig und unbrauchbar für die Welt. Auf die Verschiedenheit in der Association der Vorstellungen gründet sich, einem großen Theile nach, die Verschiedenheit des Kopfs und des Charakters der Menschen.

Sehr wahr! Zumal wenn man nicht bloß auf die Schnelligkeit in der Succession, sondern auch auf die Art der succedirenden Vorstellungen Rücksicht nimmt. Bei den meisten Menschen werden die meisten Urtheile und Handlungen durch Vorstellungen bestimmt, welche die Phantasie herbeiführt. Man setze, daß sich mit einem gegebenen Gegenstande A, in einer gegebnen Zeit, bei einem Subjekte die Vorstellungen b, c, d associiren, bei einem andern bloß b und c, und bei einem dritten ganz andre e, f, g; so werden alle drei Subjekte in der gegebnen Zeit sich gegen das Objekt A verschiedentlich benehmen. Das erstere wird eine gewisse Handlung wirklich ausüben: das andere nur eine nicht beschliessende Begierde dazu fühlen, und das dritte eine entgegenstehende Handlung thun.

§. 113.

§. 113.

In seinem Versuche über das Genie *) bemüht sich der Schottländische Gelehrte Alexander Gerard, zu beweisen, daß die Association der Vorstellungen auf die Wirkungen des Genies einen großen und mannichfaltigen Einfluß habe. Das führt ihn auf eine nähere Untersuchung der Materie. Seiner Meinung nach gründet sich die Vergesellschaftung 1) auf gewisse Verhältnisse, welche die Vorstellungen selbst gegen einander haben, und wodurch sie zur Association geschickt werden, und sodann 2) auf gewisse Zustände der Seele, wodurch es sehr oft bestimmt wird, warum vielmehr diese, als andre Vorstellungen hervorgerufen werden.

Aus dem erstern Punkte fliessen die Associationsregeln: 1) Die Regel der Aehnlichkeit; 2) die Regeln des Gegensatzes, und 3) die Regel der Verbindung der Dinge in Raum und Zeit.

Das allgemeine Gesetz, dem diese Regeln untergeordnet sind, hat Gerard nicht bemerkt, wohl aber den Fehler vieler seiner Vorgänger vermieden, die selbst in der Aufzählung der speciellen Regeln unbestimmt waren. So rechnet er die Regel: daß sich Vorstellungen von Ursache und Wirkung associiren, nicht für eine besondre Regel, sondern leitet sie ganz richtig aus der dritten, vorhin angegebenen her.

Die

*) Deutsch von Ch. Garve. Leipzig 1777.

Die Zustände der Seele, welche die Reihe der sich associirenden Vorstellungen bestimmen sollen, sind Gewohnheit und Leidenschaft. Von diesen soll es also zuweilen abhängen, daß mit der gegebnen Vorstellung a sich b vergesellschaftet. Wie aber Gewohnheit und Leidenschaft das bewirken, das sagt Gerard nicht, und konnte es auch nicht sagen. Denn es liegt bei dieser ganzen Behauptung, wenigstens in Absicht auf die Gewohnheit, ein Misverständniß zum Grunde. Soll der Grund von der Succession der Vorstellungen a, b, in der Gewohnheit liegen; so muß b schon öfter auf a gefolgt seyn. Denn nur dadurch konnte jene Gewohnheit entstehen. Diese setzt also schon voraus, daß b mit a associabel sey, und kann die Vergesellschaftung dieser Vorstellungen nicht erst begründen. Die Gewohnheit kann nur bestimmen, warum von mehrern mit a geselligen Vorstellungen b, c, d grade b und und keine andre erweckt wird. Gerard verwechselte hier den Grund der Association mit dem Grunde der Erweckung; war aber übrigens nahe daran, auf die Idee von einem Gesetze der Erweckung der associabeln Vorstellungen zu verfallen.

§. 114.

Der einzige, der die Geschichte der Lehre von der Association der Vorstellungen bearbeitete, (ohngefähr wie Brucker die der Begriffe, in seiner historia philosophica doctrinae de ideis),

war Hißmann *). Er fügte dieser Geschichte seine eigne Theorie kürzlich bei, die wir etwas genauer prüfen müssen, um den Geist darzustellen, der in seiner Geschichte herrscht, und besonders den Gesichtspunkt anzugeben, den er bei der Würdigung der ältern Systeme vor Augen hatte.

Hißmann ist der Meinung, daß es mehrere, einander zugeordnete Gesetze der Association gebe, und glaubt, daß man vor ihm zwei davon bereits richtig entdeckt und aufgestellt habe. Nämlich das Gesetz der Koexistenz, und das Gesetz der Aehnlichkeit (S. 86.).

Hierauf fährt er fort: „Für die Association unsrer innern Empfindungen und Leidenschaften könnte man mit Recht noch ein drittes Gesetz festsetzen, dessen Hauptstücke schon Malebranche vorgelegt hat, ich meyne das Gesetz der physischen Verbindung unserer innern Organe. Aus diesem Gesetz läßt sich allein erklären, wie es kömmt, daß uns eine Trauermusik bis zur tiefsten Bestürzung niederschlagen kann, selbst, wenn wir das Trauerstück nie mit einem traurigen Gegenstande zusammen empfunden, und da auch Töne und Leidenschaften nichts Aehnliches mit einander haben. Gerade diejenigen zärtlichen Präambula bei Kirchenmusiken setzen uns am meisten in Bewegung, die wir nicht mehr gehört haben

*) Geschichte der Lehre v. d. Assoc. d. Ideen Götting. 1777.

haben. Wahrscheinlich hat daher die Natur selbst in diesem Falle die Organe der Leidenschaften mit den Gehörorganen so verknüpft, daß die letztern auf eine bestimmte Weise nicht bewegt werden können, ohne daß die erstern zugleich mit erschüttert würden,

Ein dritter Grund also, welcher der Association unsrer Vorstellungen ein Gesetz vorschreibt, soll in einer gewissen, von Natur veranstalteten Verbindung der innern Organe liegen. Hieraus erhellet zuvörderst, daß Hißman denen beistimmte, welche die Association mechanisch zu erklären suchten. Wenn er dabei glaubte, daß er das eben angeführte Gesetz zuerst entdeckt habe, indem er (S. 85.) behauptet, man habe vor ihm nur zwei gekannt; so glaube ich dagegen, daß dasselbe mit dem, was Malebranche angab, völlig einerlei sey. Dieser behauptete buchstäblich auch: daß gewisse innere Organe schon von Natur verbunden seyn, und daß sich darauf gewisse Verknüpfungen der Gedanken gründen (103). Der ganze Unterschied liegt darin, daß Hißmann auf den angebornen Zusammenhang der Organe andre Associationen gründete, als Malebranche. Dieser wollte, daß diejenigen Vorstellungen dadurch herbei geführt würden, die in gegebnen Umständen zur Erhaltung unseres Lebens nöthig sind. Hißmann baut darauf die Erzeugung der Leidenschaften durch ihre natürlichen Ausdrücke.

Wie es mit dieser Erzeugung zugehen solle, das ist keinesweges verständlich erklärt. Hißmann spricht von Organen der Leidenschaften, die durch Wahrnehmung der natürlichen Zeichen der letztern in Bewegung gesetzt werden sollen. Was sind Organe der Leidenschaften? Leidenschaften sind Begierden oder Verabscheuungen. Sollen diese, gleich den Vorstellungen an Nervenfibern hängen? Aber dann können sie, ohne zum Grunde liegende Vorstellungen erregt werden, welches unmöglich ist! Oder sind bloß die Nerven gemeint, an welchen die Vorstellungen hängen sollen, wodurch Leidenschaften erregt werden?

Wenn das ist; so wäre das Problem dieses: wie können durch die Wahrnehmung der natürlichen Ausdrücke einer Leidenschaft Vorstellungen hervorgebracht werden, wodurch die Leidenschaft selbst erzeugt wird? Daß dieses aber möglich sey ohne alle Hülfe des Mechanismus im Gehirn, und wie es zugehe, das ist an einem andern Orte ausführlich gezeigt. (§. 41.).

Was insbesondre die Musik anlangt, auf welche sich Hißman bezieht, so wirkt sie auf eben dem Wege. Sie stellt die natürlichen Ausdrücke einer Leidenschaft dar, und es läßt sich keinesweges so gradehin behaupten: daß Töne und Leidenschaften nichts ähnliches mit einander haben. Vielmehr kann die Musik den Ton und den Rhythmus einer Leidenschaft nachahmen, ihr Werk also hierin dem Gemüthszustande ähnlich seyn, der

durch

durch die Leidenschaft bestimmt wird (S. 153. 154.).

Bloße Instrumentalmusik, als solche, erzeugt überdem nur den Gemüthszustand überhaupt, der zu einer Leidenschaft gehört (S. 157). Soll die Leidenschaft selbst entstehen; so müssen entweder durch die Sprache, oder durch andre Objekte, bestimmte Vorstellungen in uns erweckt werden.

Hißmann stößt dabei an, daß uns ein Tonstück rührt, das wir noch nie gehört, also noch nie mit dem zusammen empfunden haben, was dadurch in uns erweckt wird.

Allein, das ist nur eine Scheinschwierigkeit. Denn auf das Individuelle eines einzelnen Tonstückes kömmt es nicht an. Das Individuelle dabei, als solches, macht nicht den natürlichen Ausdruck der Leidenschaft aus, sondern das Allgemeine, was darin in concreto angeschaut wird, (wiewohl dieses immer geschehen muß, wenn Empfindung erregt werden soll). Es kann unzählige Tonstücke geben, die insgesammt von einander verschieden sind, und doch alle eine sanfte Betrübniß ausdrücken. Das würde unmöglich seyn, wenn es dabei auf das Individuelle, als solches, ankäme, und wenn es nicht gleichgültig wäre, ob das Stück aus Es oder As geht? ob die erste resolvirte Dissonanz ein Septimen- oder Quintsexten-Akkord ist?

Eine Musik kann also, um uns zu rühren, völlig neu seyn: es ist gar nicht nöthig, daß wir dieses einzelne Stück schon einmal gehört haben, wenn nur darin der Ton und der Rhytmus irgend einer Leidenschaft richtig dargestellt wird.

Hißmann gesteht selbst: die Musik wirke in den meisten Fällen so auf uns, daß die dabei vorkommende Association aus dem Gesetze der Aehnlichkeit und Koexistenz begreiflich sey. Er sagt (S. 88. ꝛc.): „Wahr ist es, daß die Musik die Stimmen der Leidenschaften, des Kummers, der Freude, der Liebe, des Zorns u. s. w. nachahmt, und uns dadurch entweder dieselbe Leidenschaft einflößt, oder in ähnliche Gemüthverfassung setzt. — Aus dieser Bemerkung ließe sich die Erfahrung sehr befriedigend erklären: wie es geschehen kann, daß eine Musik uns gewisse Leidenschaften einflößet, da doch Töne und Leidenschaften keine Aehnlichkeit haben? Allerdings ist die Musik in vielen Fällen der Ausdruck der Leidenschaften und ihrer Sprache. Sie ist die Schilderung leidenschaftlicher Aeusserungen, und weckt daher mehrentheils die Leidenschaften nach dem Gesetz der Aehnlichkeit und der Koexistenz auf.

Nur nicht immer soll die Musik auf diesem Wege wirken, und das soll uns berechtigen, eine angeborne Verknüpfung unter den Nervenfibern anzunehmen, um ihre Wirkung zu erklären. Es heißt S. 89: „Aber die Leidenschaften

lassen

lassen sich bei weitem nicht alle durch Töne musikalischer Instrumente ausdrücken, so wenig sie sich alle durch Sprache karakteristisch genug schildern lassen.„ Allein wo ist die Musik, die im Stande wäre, eine Leidenschaft zu erwecken, die sich nicht durch Töne ausdrücken läßt? Eine solche Musik ist ein wahres Unding, und kann uns also nicht berechtigen, die erwähnte angeborne Verknüpfung unter den Nervenfibern, und das darauf beruhende, vorgebliche Associationsgesetz anzunehmen.

Hißmann hat auch dieses Gesetz selbst wieder aufgegeben, oder es wenigstens vergessen. In der Abhandlung: über den Unterschied associirter und zusammengesetzter Begriffe und der Ideenreihen, welche er seiner Geschichte der Associationslehre beifügte, sagt er S. 138: „Zur Verkettung unserer Ideen in eine Reihe ist ebenfalls keine andre Ursache, als die, so der Grund von der Association überhaupt ist, nämlich Koexistenz und Aehnlichkeit der Vorstellungen.„

Ueberhaupt war Hißmann in der ganzen Theorie der Association schwankend und ungewiß. Er kannte kein höchstes und allgemeines Associationsgesetz, und da er seine aufgestellten Regeln nur von den vorkommenden Fällen abstrahirt hatte; so konnte er freilich nicht gewiß seyn, daß sie für alle mögliche Fälle hinreichen würden: wie man denn zu dieser Gewißheit schlechterdings nicht gelangen kann, wenn man nicht ein allgemeines

Gesetz a priori beweiset, und die speciellen daraus ableitet. Wie wenig Hißmann seiner Sache gewiß gewesen sey, sieht man aus einer Anmerkung, die er S. 90. macht, und die mir erlaubt seyn mag, ganz hieher zu setzen, weil überdem noch etwas dabei zu erinnern ist.

„Man darf, sagt er, überhaupt nicht erwarten, daß sich in allen Fällen die Ideen nach den genannten Associationsgesetzen ohne alle Ausnahme aufwecken sollten. Sobald die Fibern mit Associationen überladen sind, sobald wecken sich die Ideen, die nach dem Gesetz der Koexistenz und der Aehnlichkeit verbunden seyn müßten, nicht mehr auf. Der Briefträger, den wir an so unzählich viele Personen Briefe abgeben gesehen haben, kann unmöglich alle Ideen von jenen Personen in uns rege machen. Eben so verhält es sich mit der Verbindungspartikel, und, wie auch mit der Kopula in den Sätzen, ist. Nie wird uns die ungeheure Menge von Sätzen und Ideen beifallen, mit welchen diese alle Augenblik vorkommenden Wörter verbunden gewesen sind, wenn wir auch alle Mühe auf die Aufsuchung ihrer Associationen eines einzigen Tages verwenden wollten. Denn es scheint, als wenn die Fibern, in welchen solche gangbare Ideen liegen, letztlich durch Ueberladung mit Associationen gelähmt werden müssen, gerade wie ein äusseres Organ durch den Ueberfluß an Blut, wenn es die Gefäße zerreißt, gelähmt wird.„

Hißmann nimmt hier eine Lähmung der Fibern, woran die Wörter: und, ist, oder dergleichen hängen, darum an, weil von ihnen nicht alles erweckt wird, womit sie schon zusammen vorgestellt sind. Aber wo ist die Vorstellung, durch welche alles, womit sie associabel ist, wirklich wieder erweckt würde? wenigstens kann das nur sehr selten der Fall seyn. Ja! es ist aus psychologischen Gründen begreiflich, warum Wörter, wie die angeführten, nur sehr wenige, associable Vorstellungen aufwecken können. Denn 1) auf das gar zu Gewöhnliche wird die Aufmerksamkeit nicht gerichtet. 2) Jene Wörter erregen für sich keine Vorstellung von einem bezeichneten Objekte, mit der sich andre Vorstellungen associiren könnten, wie das bei andern Wörtern der Fall ist.

Doch genug von Hißmanns Theorie. Nun noch etwas von den Schriften über unsere Materie, die Hißmann noch nicht kannte.

§. 115.

In einem Jahre mit der Hißmannischen Geschichte der Associationslehre (1777) erschien die zweite Ausgabe der Schrift: Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen von K. F. v. Irwing. Die hieher gehörigen Gedanken des Verfassers sind folgende:

Es giebt eine zweifache Organisation im menschlichen Körper:

1) eine feinere: das ist das System der Nerven im Gehirne,

2) eine gröbere: das ist das System der Nerven auſſer dem Gehirne.

Wenn wir nun einen äuſſern Gegenstand empfinden; so wird zunächst die gröbere Organisation in Wirksamkeit gesetzt. Diese Wirksamkeit pflanzt sich fort bis auf die feinere Organisation, und hier wird sie von der Seele wahrgenommen. In sofern das geschieht, erhält die Seele eine Empfindungsidee (nach des Verfassers Ausdrucke, der durch Idee jede Vorstellung bezeichnet). Die nämliche Idee entsteht aber auch in der Seele, wenn die nämliche Wirksamkeit der feinern Organisation bei Abwesenheit des äussern Gegenstandes wirklich wird. Das Vermögen der Seele, auf diese Art Vorstellungen zu bekommen, ist ein bloß leidendes Gewahrnehmungsvermögen. Sie hat aber auch ein thätiges, welches ihre Denkkraft ausmacht (S. 377.) Dieses besteht darin, daß sie die Nerven in Wirksamkeit setzen kann, wodurch sie dann Gewahrnehmungen erhält.

Sind nun Empfindungen von mehrern Gegenständen (oder von mehrern Bestimmungen eines Gegenstandes) zugleich gewesen, oder auf einander gefolgt, oder einander ähnlich, und es wird eine von den dazu gehörigen Wirksamkeiten der feinern Organisation einmal wieder wirklich;

so

so erzeugt sie auch die übrigen, das heißt, die Mitwirksamkeit der Nerven, und darauf ganz allein beruht die Association der Ideen (S. 419. 420). Man vergleiche auch S. 66. 67. 397. 417.

Es giebt sonach dreierlei Gattungen der Association der Ideen (S. 28.), weil es Hauptgattungen der Mitwirksamkeit der Nerven giebt. Es vergesellschaften sich 1) die Einbildungen von zugleichseyenden Gegenständen, 2) von auf einander folgenden, 3) von ähnlichen.

Bei dieser Aufzählung der Associationsregeln ist es zu verwundern, wie es dem Betrachtungsgeiste des Verfassers entgehen konnte, daß sich auch kontrastirende Vorstellungen vergesellschaften. Diese Art der Association ist der des Aehnlichen koordinirt, und müßte also eben sowohl, wie diese, als eine besondre Gattung aufgeführt werden.

Unläugbar wird in diesem Systeme die bloß mechanische Erklärungsart der Association vertheidigt. Jedoch kömmt man zuweilen in Versuchung, es mit der Bonnetschen, oder vielmehr, mit der Hypothese zu vergleichen, die in dem oben genannten essay de psychologie vorgetragen, und worin der Seele eine Mitwirkung bei der Association zugestanden wird. So heißt es z. B. S. 75.: „Hiermit aber will ich nicht sagen, daß die Seele ganz und gar keine Gewalt über die Verbindung und Wiederhervorbringung unsrer

Ideen

Ideen ausübe. Im Gegentheil, ich werde selbst die Beweise davon in der Folge ausführen. Diese Gewalt der Seele ist nur eingeschränkt, und die Ursachen dieser Einschränkung liegen im Gehirn und in den Nerven.„

Noch mehr. S. 431. werden die Einbildungen in leidende und thätige eingetheilt, und darauf ein Unterschied der Phantasie und Einbildungskraft gegründet. „In sofern, heißt es S. 432, die Einbildungen nicht bloß leidend, und ein Werk der Phantasie sind, sondern die Thätigkeit der Seele dabei mit wirksam ist, in sofern ist die Einbildungskraft dabei mit geschäftig. Die Einbildungskraft besteht also, insoweit sie der Seele beigelegt wird, in nichts anders, als in derjenigen Richtung ihrer Thätigkeit, nach welcher sie in dem Verhältnisse auf die Vorstellungsnerven wirkt, nach welchem diese in Absicht der Einbildungen mit einander in Verbindung gerathen sind.„

Einige Einbildungen werden also durch die Thätigkeit der Seele erweckt. Das scheint aber dem entgegen zu seyn, wenn oben behauptet wurde, daß die Association aller Ideen von der Mitwirksamkeit der Nerven abhänge. Ich nehme also an, daß der Verfasser den Ausdruck, Association der Ideen (S. 420.), in einem engern Sinne als gewöhnlich genommen, und darunter nur die Succession der Einbildungen verstanden habe, die ohne Mitwirkung der Seele hervorgerufen werden sollen.

Von

Von dem Grunde aber, worauf die Mitwirksamkeit der Nerven, und folglich die Association der Einbildungen beruhen soll, gestehe ich, mir keinen deutlichen Begriff machen zu können. Der Verfasser unterscheidet sich von Hartley und Andern durch die Behauptung: daß die Nerven des Gehirns die Eindrücke oder Bilder, die sie vermittelst der Empfindungen empfangen haben, nicht aufbewahren (S. 423.). Das ist freilich sehr wahr; aber wie können sie dann durch eine gegebne Empfindung oder andre Vorstellung in eine solche Mitwirksamkeit gesetzt werden, daß dadurch die nämlichen Vorstellungen wieder entstehen, die ehemals durch ihre Wirksamkeit entstanden, und mit jener Vorstellung zusammen waren?

Der Verfasser erklärt sich S. 417 so: „der wundervolle Zusammenhang, der sich in dem feinern Nervenorganismus unseres Gehirns nach und nach entspinnet, bringt es mit sich, daß, sobald einige Nerven in Wirksamkeit gebracht werden, nicht allein diejenigen, die vormals mit diesen zusammen, sondern auch die, welche damals vor und nach ihnen wirksam gewesen, wiederum in ihre ehmalige Wirksamkeit gerathen, ohne daß weiter die geringste andere Veranlassung hinzukommen darf.“

Es soll also bloß der Zusammenhang unter den Gehirnnerven seyn, der das vorliegende

Phä-

Phänomen begründet. Von diesem Zusammenhange redet der Verfasser in der vierten Abtheilung des ersten Theiles, und sagt davon S. 61: „Bei solcher vielfachen Verbindung kann es nicht anders seyn, als daß, wenn einige Nerven von einem gewissen Eindrucke unmittelbar getroffen werden, zugleich auch noch andere bloß durch die Verbingungsnerven in Wirksamkeit gerathen. Man kann daher in einer jeden Empfindung zweierlei Arten der mitwirkenden Nerven unterscheiden: einige, die unmittelbar und hauptsächlich in Thätigkeit gesetzt werden, andre aber, die nur mittelbar und nebenbei darin gerathen. Gesetzt nun, bei einem Eindruck wirkten gewisse Nerven bloß mittelbar und nebenbei, welche bei einem andern Eindruck, der sie uumittelbar traf, als Hauptnerven wirkten; so wird die itzige Aeusserung ihrer Wirksamheit im Gehirn, ob sie gleich natürlicher Weise schwächer ist, als sie damals war, doch eine Aehnlichkeit mit ihrer vormaligen Aeusserung haben; folglich wird auch mit der itzigen Hauptempfindung, die in uns entsteht, zugleich eine gewisse Nebenidee von einer vormaligen Empfindung verknüpft seyn.“

Warum aber ist die Wirksamkeit, worin einige Nerven bei einer Empfindung nebenbei gesetzt werden, ihrer ehemaligen Wirsamkeit ähnlich? Davon habe ich keinen Grund finden können; zumal da die Nerven die erhaltnen Eindrücke nicht aufbewahren sollen. Vielmehr ließe

sich

sich ein Grund dagegen angeben. Der Verfasser behauptet an mehrern Orten selbst: Aehnliche Ursachen haben ähnliche; unähnliche Ursachen aber unähnliche Wirkungen. Nun seyen die unähnlichen Objekte A und B zusammen empfunden, a und b ihre Eindrücke auf die gröbern Organe, und α und β die Wirksamkeiten, die in den Gehirnnerven erzeugt werden; so sind b und α einander ganz unähnlich.

Wird nachher A wieder empfunden; so muß sich nach der ersten, oben angeführten Associationsregel, die Vorstellung von B damit vergesellschaften; also β muß durch α erregt werden. Das ist aber unmöglich. Denn vorher wurde β durch b hervorgebracht, und da b und α einander ganz unähnlich sind; so können sie nicht einerlei Wirksamkeit (β) in einem gewissen Gehirnnerven hervorbringen.

Gesetzt aber, dies wäre möglich, so frägt sich noch: Warum der nebenbei bewegte Nerve gerade in die Wirksamkeit β, und nicht in eine andere gesetzt werde? Denn er hat schon mehrere Wirksamkeiten ausgeübt, die mit α zugleich, oder unmittelbar vor, oder nach α wirklich gewesen sind. Wollte man eine größere Disposition des Nerven zu der Wirksamkeit β annehmen; so würde sich theils β mit α immer verbinden müssen, welches gegen die Erfahrung streitet, theils ließe sich dann behaupten: daß die Nerven

des

des Gehirns die erhaltenen Eindrücke aufbewahren, welches aber der Verfasser, wie schon bemerkt ist, ausdrücklich läugnet.

§. 116.

Mit vieler Gründlichkeit und ziemlich vollständig wird von den Wirkungen der Einbildungskraft gehandelt in den Philosophischen Versuchen über die menschliche Natur und ihre Entwickelung von J. N. Tetens, (Leipzig 1777). Doch scheint mir die Theorie der Association der Einbildungen weniger, als das übrige, ausgeführt zu seyn.

Nach einigen Aeusserungen sollte man glauben, Tetens habe das Wolfische Associationsgesetz in seinem ganzen Umfange anerkannt. So heißt es z. B. S. 85: „die Denkkraft wird durch eine partielle Vorstellung auf das Ganze gerichtet.“ Allein es ist doch nicht so. Tetens ist zwar weit entfernt, eine mechanische Erklärungsart zu billigen; aber er nimmt mehrere, einander zugeordnete Gesetze der Association an:

1) das Gesetz der Koexistenz. „Die ersten Empfindungsvorstellungen, heißt es S. 106, legen sich in der Seele in derselben Ordnung aneinander, in welcher sie nacheinander hervorgebracht sind. — Die Phantasie würde also bei der Reproduktion der Vorstellungen lediglich ihrer Koexistenz in den Empfindungen nachgehen, wenn

wenn nicht noch ein besonderer Grund hinzukäme, der ihre Richtung bestimmt." Das ist nämlich die Aehnlichkeit der Vorstellungen, und darauf beruhet

2) das Gesetz der Aehnlichkeit.

Der Sinn der ersten Regel ist entweder bloß: es associiren sich alle Vorstellungen, deren Gegenstände wir zugleich oder nacheinander empfunden haben, oder: es associiren sich alle Vorstellungen, die schon zusammen gewesen sind. Der erstere Sinn scheint aus den angeführten Worten unläugbar hervorzugehen; der andre aber hat eine Stelle (S. 109) für sich, wo die eigentliche Meinung des Associationsgesetzes erklärt werden soll. Hier heißt es: „Die Regel der Association will so viel sagen: Wenn die Seele von der Vorstellung A, die diesen Augenblick in ihr gegenwärtig ist, zu einer andern B in dem nächstfolgenden Augenblick unmittelbar übergeht, und diese letztre B nicht aus einer Empfindung hineingeschoben wird; so ist die Veranlassung dazu, daß eben B auf A folgt, entweder diese, weil beide vorher in unsern Empfindungen, oder auch schon in den Vorstellungen, so nahe mit einander verbunden gewesen sind, oder weil sie einander in gewisser Hinsicht ähnlich sind."

Ich bin also zweifelhaft, welchen Sinn die Regel der Koexistenz eigentlich haben soll. Un-

terdessen weiß ich weder mit dem ersten, noch mit dem andern auszukommen. Denn, nehme ich den ersten an; so sind die Associationsregeln viel zu unvollständig angegeben. Es können sich Vorstellungen associiren, die einander nicht ähnlich sind, und deren Gegenstände wir nie zusammen empfunden haben (§. 12.). Will ich den andern Sinn annehmen; so ist die Regel der Aehnlichkeit dem Gesetze der Koexistenz subordinirt. Das aber will T. nicht. Er stellt beide zusammen, und sagt ausdrücklich S. 106: „Das Gesetz der Association der Ideen ist daher zusammengesetzt. Die Vorstellungen werden aufeinander wieder erweckt nach ihrer vorigen Verbindung und nach ihrer Aehnlichkeit."

Endlich sind die Einschränkungen nicht zu übersehen, die T. dem Associationsgesetze beigefügt wissen will.

1) Das Associationsgesetz soll nur den Grund angeben, warum auf eine Vorstellung A gewisse andre folgen können; aber nicht, warum grade B wirklich darauf folgt (S. 111)).

Das ist in sofern wahr, als das höchste Associationsgesetz mehrere besondre Regeln unter sich begreift, und jede dieser Regeln wieder vieler Modifikationen fähig ist. Jede einzelne Vergesellschaftung (der B mit A) muß nach einer von den speciellen Regeln geschehen, weil diese die Glieder einer Disjunktion sind. Das allgemei-

ne

ne Gesetz aber kann das Eigenthümliche einer besondern Regel nicht angeben, indem es sonst nicht ein allgemeines Gesetz wäre. Es soll nur das ausdrücken, was alle specielle Regeln mit einander gemein haben. Wenn also von einer einzelnen Association die Frage ist: warum sich mit A (womit viele andre associabel sind) grade B vergesellschafte? so muß die Antwort des höchsten Associationsgesetzes, eben darum, weil es ein höchstes ist, nur einen unvollständigen Grund angeben. Zu diesem muß allemal noch etwas hinzukommen, was in einer besondern, und auf eine specielle Art modificirten, Regel ausgedrückt wird.

Also nicht bloß die Möglichkeit, sondern auch die Wirklichkeit der Succession der B auf A wird durch das höchste Associationsgesetz bestimmt; die letztere nur nicht hinreichend.

2) Daß Gesetz der Association soll nur die Ordnung bestimmen, wie die Vorstellungen aufeinander folgen, sofern die Phantasie allein wirkt; aber nicht die Ordnung, in welcher die Succession der Vorstellungen wirklich geschieht: weil allezeit noch andre Vermögen mitwirken (S. 110.).

Was keine Association ist, braucht auch dem Associationsgesetze nicht gemäß zu seyn. Wenn sich mit einer gegebnen Vorstellung A eine andre B verbindet, die aber nicht durch Vergesellschaf-

tung entsteht, sondern durch ein Vermögen ausser der Phantasie gewirkt wird; so muß die Succession der B auf A nach dem Gesetze dieses Vermögens geschehen, welches B wirkt, aber nicht nothwendig nach dem Gesetze der Vergesellschaftung. Denn dieses soll hier ja nur ein Gesetz der Phantasie seyn.

3) Besonders soll das Associationsgesetz keinesweges das Gesetz der bildenden Dichtkraft in sich enthalten. „Wo die letztere wirket, heißt es S. 110. und durch ihre Wirksamkeit neue Verbindungen hervorbringet, da reichet jenes Gesetz bei weitem nicht hin, den Grund der gesammten thätigen Association anzugeben.“

Und warum nicht? darüber erklärt sich der 9te §. S. 139 näher. Es heißt daselbst: „Es ist leicht zu begreifen, wie die Ideenbildende Kraft (das Dichtungsvermögen) die Folge der Reproduktionen verändern müsse, die sonst durch das obige Gesetz der Ideenassociation bestimmt ist. Wenn mehrere Vorstellungen, zufolge jener Regel wieder erwecket und gegenwärtig gemacht werden, und die dichtende Kraft mischt sich mit ihrer Wirksamkeit darunter; so müssen neue Produkte von einer neuen Form hervorkommen, welche Aehnlichkeiten mit Vorstellungen (haben) und sie nach dieser Aehnlichkeit erwecken, denen jene erstern bloß reproducirten nicht ähnlich waren, und die sie also auch in dieser Ordnung nicht wieder hervorgezogen haben wür-

würden. Der Uebergang von einer Idee zu der nächstfolgenden geschieht in einem solchen Falle, nicht wegen der Aehnlichkeit zwischen ihnen, noch wegen ihrer ehemaligen Verbindung, sondern deswegen, weil eine Fiktion dazwischen tritt, die wegen ihrer Beziehung auf die nachfolgende, diese zu erwecken Gelegenheit gab."

Ich kann hierin keine Succession von Vorstellungen entdecken, die nicht nach dem Associationsgesetze erfolgte. Zuvörderst sagt T. selbst: daß die Fiktion des Dichtungsvermögens aus Vorstellungen der Einbildungskraft hervorgehe, die nach jenem Gesetze hervorgerufen sind, und muß dies sagen, da das Dichtungsvermögen keinen andern Stoff hat, als den die eigentliche Einbildungskraft liefert. Durch die Fiktion des Dichtungsvermögens wird die folgende Einbildung erzeugt, und zwar „wegen der Beziehung, die beide aufeinander haben." Was ist das für eine Beziehung? Keine andre, als daß beide, ganz oder zum Theil Partialvorstellungen von einer Totalvorstellung sind. Also entsteht die folgende Einbildung wieder nach dem Associationsgesetze.

Soll nun die Fiktion des Dichtungsvermögens keine Einbildung heißen; so sind hier freilich zwei Einbildungen aufeinander gefolgt, die noch niemals zusammen waren. Aber sie folgten nicht unmittelbar aufeinander, indem eine Fiktion des Dichtungsvermögens dazwischen kam;

und das höchste Associationsgesetz redet ganz allein von der unmittelbaren Succession der Vorstellungen. Diese bleibt auch in dem angeführten Falle ihm gemäß.

§. 117.

In einerlei Jahre mit Tetens Versuchen erschienen auch die Untersuchungen über den Menschen von D. Tiedemann, (Leipzig 1777). In diesem Werke ist den „Ideen-Reihen" ein eignes Hauptstück gewidmet (S. 177), worin vorläufig der Begriff von Association der Vorstellungen auf folgende Art festgesetzt wird.

Es giebt einige Vorstellungen, die darum aufeinander folgen, weil die vorhergehende eine wirkende Ursache von der folgenden, oder von dem ist, was die folgende vorstellt. Das ist z. B. der Fall, wenn wir an das Krachen des Donners denken, und davon zu der Furcht übergehen, die wir bei einem Gewitter empfanden: denn die Vorstellung von dem Krachen des Donners ist die wirkende Ursache der Furcht.

Ausserdem aber giebt es noch eine andere Art des Ueberganges von einer Vorstellung zur andern, wenn die vorhergehende nicht als eine Ursache der folgenden, oder dessen, was sie vorstellt, angesehen werden kann. „Diesen Uebergang (S. 179) von natürlicher Weise nicht als Ursache und Wirkung verbundenen Ideen zu ein-

einander, ist man schon lange gewohnt, die Association der Ideen zu nennen."

Nach dieser vorläufigen Bestimmung des Begriffs werden die verschiedenen Arten der Vergesellschaftung angegeben. Doch hat der Verfasser keine strenge Vollständigkeit dabei beabsichtigt. Er sagt nur S. 180: „Folgende Fälle sind diejenigen, in welcher sie (die Association) am meisten bemerkt wird." Hierauf werden folgende genannt:

1) der Uebergang von einem Theile zum Ganzen. So denkt man z. B. bei dem Kleide eines Freundes an seine ganze Person.

2) Der Uebergang von einer gegenwärtigen Vorstellung zu einer ehemals gehabten, wenn beide gemeinschaftliche Theile haben. Die Vorstellung eines Buches z. B. erinnert uns an das, was wir ehmals darin gelesen haben.

3) Der Uebergang von einer gegenwärtigen Idee zu vielen ehmals gehabten, durch einen einzigen gemeinschaftlichen Theil. „Der Name Alexander macht, daß wir an Alexander den Großen, den Pabst Alexander den sechsten, den Ausleger des Aristoteles, Alexander, denken."

Ein Uebergang von der ersten Art gründet sich darauf, daß die Vorstellung eines Ganzen und seiner Theile unzertrennlich mit einander verknüpft sind; ein Uebergang von der zweiten und dritten Art aber auf Gewohnheit. (S. 181).

Auf diesen Grund werden nachher drei Gesetze der Association gebaut (S. 199). Diese sind:

1) Ein Theil einer zusammengesetzten Idee erneuert das Ganze, und also auch ein Theil einer einmal festgesetzten Ideen-Reihe erneuert das übrige.

2) Ein Theil successiver Vorstellungen erneuert die übrigen vorwärts und rückwärts.

3) Ein Stück gleichzeitiger Gedanken erneuert alle übrigen.

Hierbei sey mir folgende Bemerkung erlaubt. Zuvörderst ist klar, daß man die erste Regel, zufolge der vorhin angezeigten Gründe des Ueberganges, so verstehen müsse: Die Vorstellung eines Theiles erweckt die Vorstellung des Ganzen, wozu er gehört. Allein der Sinn der Regel scheint hier erweitert, und der Ausdruck, Ganzes, nicht sowohl auf das Objekt, als vielmehr auf die Vorstellung im Subjekte bezogen, die Meinung also diese zu seyn: Wenn mehrere Vorstellungen als Merkmale einer einzigen gedacht, dadurch also zu einem Ganzen vereinigt wurden; so weckt nachher eine die andre wieder auf. Etwas anderes weiß ich mir dabei nicht zu denken. Denn sollte ein Ganzes hier das bedeuten, was oben eine Totalvorstellung genannt ist; so wären die zweite und dritte Associationsregeln der ersten subordinirt und könnten ihr folglich nicht zugeordnet seyn.

Wenn

Wenn aber meine Auslegung richtig ist; so ist umgekehrt die erste Regel den beiden übrigen subordinirt. Denn die Theile eines Ganzen werden in der Vorstellung des letztern entweder zugleich, oder gleich nacheinander gedacht.

Vielleicht könnte man sagen: die Vorstellungen, die Theile eines Ganzen sind, associiren sich aus einem andern Grunde, als die bloß successiven oder simultanischen Vorstellungen, darum nämlich, weil sie, nach dem Obigen, unzertrennlich verbunden sind. Ich frage: Warum sind sie unzertrennlich verbunden? und was ist also eigentlich der Grund, warum sie sich vergesellschaften? Kein andrer, als weil sie schon zusammen vorgestellt sind. Denn eine bloß natürliche Verknüpfung, dergleichen Malebranche unter einigen Vorstellungen annehmen wollte, ist unter ihnen doch gewiß nicht anzutreffen. Ein Mensch kann eine Vorstellung von einem Theile eines gewissen Ganzen haben, ohne von den übrigen Theilen im mindesten etwas zu wissen.

Uebrigens, wenn gleich der Verfasser das höchste Associationsgesetz nicht ausdrücklich aufstellt; so hat er es doch eingesehen und anerkannt. Denn er sagt S. 225: daß man von einer Vorstellung nicht unmittelbar zu einer andern übergehen könne, wenn nicht beide vorher schon zusammen gewesen sind.

Die mechanischen Erklärungsarten der Vergesellschaftung verwirft er ganz, S. 189 —

198. Inzwischen räumt er dem Mechanismus des Gehirns einigen Einfluß auf den Fortgang der Vorstellungen ein. Worin er aber eigentlich bestehen solle, darüber erklärt er sich nicht bestimmt, oder vielmehr, er gesteht, daß sich gar nichts bestimmtes darüber sagen lasse: daß alle mechanische Erklärung auf bloß willkührlichen Hypothesen beruhe, indem man die vorausgesetzten Veränderungen im Gehirn mit keinen Thatsachen beweisen könne, und daß damit nichts gewonnen werde. Er sagt S. 196: „Aus diesen Betrachtungen folgt, daß wir von der Art, wie sich Ideen durch Gehirn-Bewegungen, oder Modifikationen, einander erneuern und hervorbringen, nichts befriedigendes wissen, und daß wir mit den mechanischen Erklärungen nicht weit reichen können."

Aus mehrern Stellen ziehe ich die Vermuthung, daß der Einfluß des Gehirns auf die Association nur so viel sagen solle: Da die Thätigkeit der Seelenkräfte von ihrem Instrumente, dem Gehirn, überhaupt abhängig ist; so gilt das auch von der Phantasie. Ihre Wirksamkeit kann durch den Einfluß des Gehirns vermehrt und vermindert, erweckt und gestört werden. Sofern also die Thätigkeit der Phantasie von dem Gehirn abhängig ist, hat es auch Einfluß auf die Association der Einbildungen.

In der Folge werden sehr interessante, praktische Bemerkungen über die Vergesellschaftung ge-

gemacht; und dabei wird, unter andern, auch das Verhältniß angezeigt, worin eine Reihe sich associirender Einbildungen gegen unsern Willen überhaupt genommen, stehen kann. Einige Reihen nämlich sind völlig unwillkührlich; andere aber willkührlich, und werden nach gewissen Absichten gelenkt. Bei den erstern wird die Seele von der Association beherrscht; bei den andern beherrscht sie umgekehrt die Association. Reihen von der erstern Art werden, nach dem Verfasser, unter folgenden Umständen wirklich:

1) Wenn man unbeschäftigt ist, und auch nicht Lust hat, sich ein gewisses Geschäft zu machen. Alsdann sieht man zu, wie sich die Ideen aufeinander reihen, ohne sie im geringsten zu leiten. Man giebt, sagt ein anderer Psychologe, seinen Gedanken Audienz:

2) Wenn eine äussere, oder innere Veranlassung unvorhergesehen eine Menge von angenehmen Vorstellungen erneuert. Denn alsdann reißt uns das Vergnügen hin, den Vorstellungen, wie sie eben entstehen, zu folgen:

3) In den meisten Träumen:

4) In einigen Krankheiten, als den hitzigen Fiebern, Melancholie, der Raserei. Denn da sind (nach dem Verfasser) die innern Bewegungen der Organe und Säfte zu stark, und zu unordentlich, als daß die Seele über ihre Ideen herrschen könnte:

5) In

5) In verschiedenen andern der Krankheit ähnlichen Zuständen, als, wenn man zu viel hitziges Getränk genossen hat.

Man könnte dem Verfasser einwenden: daß er dem Gebiete der unwillkührlichen Reihen der Einbildungen viel zu enge Gränzen gesteckt habe, indem sich eigentlich in eine jede viel Unwillkührliches mit einmische, ja! die Grundlage auch von der willkührlichsten Reihe dennoch unwillkührlich bleibe. Allein das läugnet er auch nicht. Er wollte nur die Arten von Vergesellschaftung namhaft machen, die bloß und allein unwillkührlich sind, und also den Namen der unwillkührlichen Reihen vorzugsweise verdienen.

In der Schrift über die Einbildungskraft, welche Leonard Meister im Jahre 1778 herausgab, wird die allgemeine Theorie dieses Vermögens, seiner Gesetze und seiner Wirkungsart vorausgesetzt, und bloß auf vorkommende Erscheinungen angewandt, um diese daraus zu erklären. Wenn S. 43 gesagt wird: „die Vergesellschaftung der Ideen ist entweder natürlich und nothwendig, oder bloß zufällig und willkührlich“; so läßt sich nicht recht einsehen, was diese Unterscheidung eigentlich sagen soll. Ich vermuthe aus dem folgenden, daß die natürliche Vergesellschaftung in einer Reihe von Einbildungen gesucht werde, die in eben der Ordnung auf einander folgen, in welcher ihre Gegenstände vorher empfunden sind.

§. 118.

Durch einen charakteristischen Zug unterscheidet sich die Theorie der Einbildungskraft, die J. F. Abel, in seinem Buche: über die Quellen der menschlichen Vorstellungen, vorgetragen hat. Sie enthält ein gewisses Koalitionssystem, wonach die Erweckung der Einbildungen zum Theil vom Körper, zum Theil von der Seele abhängt, doch so, daß die letztere das thätige Princip dabei ausmacht. Die Hauptgedanken sind folgende.

Die Empfindungen lassen im Gehirne gewisse Dispositionen zurück, oder es entstehen Fertigkeiten in demselben, ehemalige Bewegungen wieder hervorzubringen (S. 205). Dadurch kann ein Eindruck, der sonst durch einen äusserlichen Gegenstand entstanden war, nun ohne den letztern wieder erregt werden. (S. 209).

Ausserdem aber bleiben auch in der Seele gewisse Spuren von den Empfindungen zurück, (S. 214). Diese Spuren sind nichts anders, als Fertigkeiten der Seele, bestimmte Vorstellungen hervorzubringen (S. 219).

Unter den Theilen des Gehirns ist ein allgemeiner Zusammenhang; die aufgenommenen Impressionen aber werden in eine noch nähere Verknüpfung gebracht, und zwar zunächst in eben der Ordnung, in welcher die Sinneneindrücke geschehen sind (S. 212).

Wenn

Wenn nun die Frage ist: wodurch wird eine Vorstellung wieder erweckt, wenn der äussere Gegenstand abwesend ist? so sind, im Allgemeinen, drei Antworten möglich: Entweder durch den Körper, oder durch die Seele, oder durch beide. In beiden ist eine Spur von der gehabten Vorstellung zurück geblieben (S. 221. ꝛc.).

Die beiden ersten Meinungen werden verworfen, und die dritte vertheidigt (S. 234.). Diese letzte Meinung aber kann entweder so vorgestellt werden, daß man annimmt: einige Vorstellungen werden von dem Körper wieder erweckt; andre von der Seele: oder so, daß man behauptet: beide haben Antheil an der Erweckung einer jeden Vorstellung. Das letztre wird für wahr erkannt, und die Idee ist diese. In irgend einem Theilchen des Gehirns ist die Bewegung, wiewohl sehr schwach, noch zurück geblieben, welche durch einen vergangenen Eindruck entstand. Die Seele hat das Vermögen, diese Bewegung zu verstärken. Geschieht dies; so entsteht die nämliche Vorstellung wieder, die wir vorher hatten. (S. 235.).

Also die wirkende Ursache, wodurch eine Vorstellung wieder hervorgerufen wird, ist die Seele; das Gehirn und die darin aufbewahrten Impressionen, sind nur die condito, sine qua non.

Die Hypothese ist unläugbar sinnreich. Eine Schwierigkeit aber ist mir dabei aufgestoßen. In

den vorhergehenden Untersuchungen konnte nur behauptet werden, daß im Gehirn gewisse Dispositionen zu den Bewegungen, die durch sinnliche Eindrücke entstehen, zurük bleiben. Hier aber wird angenommen, daß diese Bewegungen selbst, wenn die Empfindung vorbei ist, fortgesetzt werden. Diese Behauptung wird S. 235. so vertheidigt: „Alle Körper, so auch alle Theile des Hirns, sind stäts in Bewegung: denn gewiß bewegen sich doch die zum Leben nothwendigen Theile immer, und diese sind mit einigen Theilen des Hirns; die Theile des Hirns aber alle unter sich im Zusammenhange.„

Wenn man dies alles gelten läßt; so folgt doch nur, daß jeder gegebne Theil des Gehirns a beständig in Bewegung sey; aber warum gerade in derjenigen, die durch den Eindruck des Gegenstandes A entstand, und die jetzt nöthig ist, wenn die Vorstellung von A wieder erweckt werden soll? Ueberdem müßte man hierbei noch annehmen: daß für jeden sinnlichen Eindruck ein besondres Theilchen des Gehirns vorhanden sey, worin die entstandne Bewegung zurück bleibe. Denn sonst müßten einem und demselben Theilchen mehrere von einander verschiedne Bewegungen zu gleicher Zeit zukommen, welches unmöglich ist.

Der Grund von der Association der Einbildungen ist, im Allgemeinen, kurz folgender. Die im Gehirn zurück gebliebenen Impressionen, oder eigentlich, die durch die Empfindungen in gewisse

Be-

Bewegungen gesetzten Gehirntheilchen sind in einer gewissen Verknüpfung mit einander. Die Seele verstärkt ihre Bewegungen und geht dabei von einem Theilchen zum andern über, so wie sie zunächst mit einander verbunden sind. In dieser Folge also associiren sich die Einbildungen.

Bestimmtere Erklärungen finden sich über die Gründe der Vergesellschaftung nicht; vielmehr ist die Theorie in diesem Punkte etwas schwankend. Man erfährt nicht, ob die Seele aus psychologischen Gründen von einem Gehirntheilchen zum andern fortgeht, und seine Bewegung verstärkt, oder ob sie dazu durch den Mechanismus des Gehirns angetrieben wird. Dies erhellet besonders bei dem ersten Gesetze der Association. Es werden nämlich derer drei aufgestellt:

1) Das Gesetz der Aehnlichkeit. Dabei heißt es S. 236.: „Man bemerkt: daß ähnliche Bewegungen auch bei Saiten sich gegenseitig erwecken, und dies zwar nicht blos um der Nachbarschaft, sondern selbst um der homogenen Natur willen. Es mag diese Analogie auf das Hirn angewandt werden können, oder nicht; so ist doch in allen Fällen gewiß, daß ähnliche Ideen einander erwecken.„ Das wird meine vorige Bemerkung bestätigen.

2) Das Gesetz des Kontrastes (S. 238.).

3) Das Gesetz der Koexistenz (S. 240.).

Der

Der Grund, worauf das allgemeine Gesetz der Vergesellschaftung beruhet, ist dem Verfasser entgangen. Denn sonst könnte er nicht sagen (S. 240): „Zwei Ideen, die man zu gleicher Zeit, oder nach einander empfunden, wecken sich — vielleicht um unbekannter Ursachen willen, gegenseitig auf.“

§. 119.

J. A. H. Reimarus, in seiner vortreflichen Schrift über die Gründe der menschlichen Erkentniß und der natürlichen Religion, beweiset unter andern: daß es allen vernünftigen Gründen gemäß sey, die Wirklichkeit äusserer Gegenstände für gewiß zu halten. Das zeigt er aus dem Unterschiede zwischen der Succession einer solchen Reihe von Vorstellungen, die wir dem Eindrucke äusserlicher Gegenstände zuschreiben, und solcher, die bloß durch subjektive Gründe hervorgerufen werden. Dies leitet ihn auf eine Betrachtung des höchsten Gesetzes der Association, und er hat es nicht allein mit der Präcision, die von seinem Scharfsinne zu erwarten war, angegeben, sondern auch das Verhältniß desselben zu den speciellern Regeln genau eingesehen. Er sagt (S. 66): „Daher werden einzelne Vorstellungen, die zugleich oder gleich nach einander wahrgenommen sind, und also einen Theil einer ehemaligen zusammengefaßten Vorstellung ausmach-

ten, wieder eine durch die andere hervorgerufen.“

Alsdann setzt er hinzu: „Dies ist das eigentliche Gesetz der Gesellung, und des Rückrufs der Ideen, wozu man ohne Grund mehrere Schlüssel gesucht hat. Weder die Verwandtschaft (Aehnlichkeit), noch das Gegentheil der Empfindungen, führt uns an nnd für sich von der einen Vorstellung auf die andre, sondern, wenn dies geschieht; so ist es nur deswegen, weil, wie es häufig im Leben vorfällt, diese Vorstellungen ehemals verbunden worden sind.“

Reimarus urtheilt also (wie ich das nämliche oben bewiesen habe): daß die Regeln der Aehnlichkeit, des Gegensatzes u. s. f. durch das allgemeine Gesetz der Association nicht bloß unter einen gemeinschaftlichen Titel gebracht, sondern ihm auf eine reelle Art untergeordnet sind, so, daß das letztre den gemeinschaftlichen Grund enthält, wodurch die Association in allen den Fällen zu Stande gebracht wird, welche die speciellern Regeln, die der Aehnlichkeit u. s. f. angeben.

Der Grundriß der Seelenlehre von C. Meiners erschien mit Reimarus Schrift zugleich (wenn ich nicht irre, denn er ist ohne Jahrzahl gedruckt). Hierin werden wieder mehrere Gesetze der Association angenommen. Es heißt S. 41: „Ideen verbinden sich und wecken sich gegenseitig nach mehrern Gesetzen auf: nach dem

Gesetze der Aehnlichkeit, — ferner nach dem Gesetz der Gleichzeitigkeit, — und endlich nach dem Gesetze des Kontrastes. Vielleicht muß man ausser den angeführten Gesetzen der Association noch ein viertes annehmen, welches Malebranche ein wenig unbequem das Gesetz des Willens des Schöpfers nannte." Jedoch läugnet Hr. Meiners nicht, daß sich diese speciellen Gesetze auf ein allgemeines zurückführen lassen. Wenigstens erklärt er sich darüber nicht.

Auf eine ähnliche Art urtheilt Hr. Pr. Ulrich in seinen Instit. log. et metaph. §. 61. Er nimmt zwei Gesetze der Vergesellschaftung an: das Gesetz der Aehnlichkeit und der Koexistenz. Dabei behauptet er, daß sich manches von dem erstern auf das andere sehr gut zurück fahren lasse, nur nicht alles bequem.

Diese beiden Gesetze der Association hatte schon vorher Hr. Pr. Feder in seiner Logik vertheidigt, deren Werth man, beiläufig gesagt, sehr verkennt, wenn man ihr die psychologischen Betrachtungen, die sie enthält, zum Vorwurfe macht. Diese Betrachtungen sind als Vorbereitung anzusehen, und sollen dazu dienen, dem Anfänger die Operationen des Verstandes, mit deren Gesetzen es die Logik zu thun hat, vorläufig kenntlich zu machen, und sie ihn von den Wirkungen der übrigen Seelenvermögen unterscheiden zu lehren. Wie nützlich dieses dem An-

fänger in der Logik sey, könnte ich aus Erfahrungen bestätigen.

Auch über die Grade des Zusammenhanges unter vergesellschafteten Vorstellungen hat H. F. Winke gegeben, die man in vielen weitläuftigen Abhandlungen über die Einbildungskraft vergeblich sucht. Er sagt (Log. und Metaph. 6. A. §. 27): „Von den unzählichen Vorstellungen, die auf diese Weise mit einander verknüpft sind, müssen vorzüglich diejenigen erweckt werden, die gröſsere Aehnlichkeit haben, oder genauer mit einander verknüpft worden sind, durch oftmalige Verbindung, oder durch ein besonderes Bestreben, sie mit einander zu verknüpfen, oder eine andere Ursache: ferner diejenigen, die überhaupt mit gröſserer formellen Vollkommenheit in der Seele vorhanden sind, oder zu dem Gemüthszustande, in welchem sich die Seele itzo befindet, am besten sich schicken."

§. 120.

Im Jahre 1786 gab Hr. D. Marcus Herz seinen scharfsinnigen Versuch über den Schwindel heraus. Die Theorie dieser Krankheit nöthigte ihn, einige Schritte in die Psychologie zu thun, und besonders die Ursachen aufzusuchen, von denen der schnellere oder langsamere Fortgang der Seele von einer Vorstellung zur andern, auch wenn es Empfindungen sind, abhängt. Er zeigte, daſs dieser Fortgang, im

allgemeinen, um so schneller sey, je leichter er ist. Daher suchte er die Gründe, wovon diese Leichtigkeit abhängt, und fand sie, unter andern in gewissen Verhältnissen, worin die Vorstellungen gegen einander stehen (S. 20). Dahin gehören

1) Einerleiheit und Verschiedenheit. Sind die Vorstellungen a und b einerlei; so kann die Seele leicht von einer zur andern übergehen; schwerer, wenn das nicht ist (S. 21).

2) Aehnlichkeit und Abstechung (S. 22).

3) Ordnung und Unordnung (S. 33).

4) Seltenheit, Neuheit, Gewohnheit (S. 36).

5) Das Kausalverhältniß (S. 39.)

Die erwähnte Leichtigkeit des Ueberganges ist nun auch das Princip, woraus Hr. Herz das allgemeine Gesetz der Association herleitet. Er sagt S. 56: „Ist es ausgemacht, daß die Seele eine Reihe gegenwärtiger Dinge, die sich einander gleich ähnlich, oder sonst verwandt sind, schneller durchläuft, als wenn sie sich ungleich, unähnlich sind, oder in keiner Verwandtschaft stehen; so muß sie auch, ungelenkt vom Willen, sich selbst überlassen, von jeder Vorstellung, die in ihr entsteht, auf eine solche, die mit diesem in einem der erwähnten Verhältnisse steht, zu welcher ihr also der Uebergang am leichtesten ist, eher geleitet werden, als auf eine solche, die

mit der gegenwärtigen gar nicht verwandt ist, und zu deren Uebergang sie mehr Anstrengung bedarf."

Ohnstreitig wollte Hr. Herz die hierauf gebaute Regel nicht für das allgemeine Gesetz der Association gehalten wissen. Denn wenn er sagt: daß die Seele von einer gegebenen Vorstellung a am ersten zu einer andern, b, übergehe, wozu ihr der Uebergang am leichtesten ist; so wird dabei 1) schon vorausgesetzt, daß der Uebergang von a nach b möglich sey. Aber warum ist er möglich? Das soll eben aus dem höchsten Gesetze der Association erhellen. Auch wird 2) vorausgesetzt: daß die Seele noch zu andern Vorstellungen, ausser b, übergehen könne. Aber zu welchen? Was sind das für Vorstellungen, zu denen die Seele von a übergehen kann? Das soll gleichfalls von dem obersten Gesetze der Vergesellschaftung angegeben werden.

Hr. Herz macht den Psychologen vor ihm den Vorwurf: daß sie das Gesetz der Vergesellschaftung bloß aus Beobachtung angenommen, sich aber um den Grund, worauf es beruhet, nicht bekümmert hätten. Er sagt (S. 57. 58): „Alle Schriftsteller, die über die Lehre von den vergesellschafteten Begriffen Untersuchungen angestellt, von Locke bis auf Hißmann, haben sich bloß begnügt, dieses Gesetz gleichsam als ein oberstes Grundgesetz in der Seele zu bemerken. — Ich finde nirgend eine Untersuchung über den

Grund,

Grund, warum die Seele diesem Gesetze unterworfen ist."

Das scheint unbillig zu seyn. Denn unläugbar hat Wolf diese Untersuchung angestellt, und sich bemüht, das Gesetz der Vergesellschaftung a priori zu beweisen (Psych. rat. §. 223. 224.). In wie weit es ihm gelungen sey, das gilt hier gleich.

Vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen die: Anweisungen zum regelmäßigen Studium der empirischen Psychologie, von Ferdinand Ueberwasser. (Münster 1787). In der Lehre von der Einbildungskraft werden zuvörderst einzelne, unläugbare Facta aus der Erfahrung aufgestellt, und daraus die Begriffe von Einbildung, Einbildungskraft und von ihren verschiedenen Wirkungen, so wie die nöthigen Lehrsätze abstrahirt, und erst nachher kömmt das Räsonnement hinzu: eine Methode, die der Verfasser durchgängig beobachtet und die sehr empfehlungswerth ist. Seine Theorie der Einbildungskraft ist kürzlich folgende.

Von den Empfindungen bleiben Spuren im Gehirn, und in der Seele zurück (S. 98). Nachher kann das Gehirn seine Spuren mechanisch wieder hervorziehen. Daher die Association der Vorstellungen, die sich uns wider unsern Willen aufdringen (S. 99). Aber auch die Seele bringt ihre Spuren aus eigner Kraft wie-

der hervor, und eine erneuert die andere (S. 102). Also in einigen Fällen werden die sich associirenden Vorstellungen durch die Seele, in andern durch den Körper reproducirt.

Das allgemeine Gesetz der reproducirenden Kraft (der Association der Einbildungen) lautet (S. 105): „Wenn ein Theil eines empfundenen Zustandes in der Empfindung oder Vorstellung zurück kömmt; so wird der ganze mit ihm verbundene Zustand wieder geweckt, bis die Kette der Reproductionen durch andere eintretende Ursachen unterbrochen wird.“

Dies ist das Wolfische Associationsgesetz, nur etwas ander ausgedrückt. Sehr gut begegnet der Verfasser den Einwürfen, die dagegen gemacht werden könnten, und besonders dem, der von der (scheinbar) unmittelbaren Verknüpfung solcher Vorstellungen hergenommen ist, die noch nicht zusammen gewesen sind (§. 124. 125).

Von §. 126. an werden die specialen Gesetze der Association aufgezählt. Hierunter aber finden sich einige, die einander untergeordnet sind, z. B. das dritte: Vorstellungen, die durch Zeit und Ort mit einander verbunden sind, wecken sich, und das vierte: Vorstellungen der Ursachen wecken die Vorstellungen ihrer Wirkungen und umgekehrt.

Nachher §. 144. ꝛc. werden im mehrern Regeln diejenigen Empfindungen angezeigt, die leich-

ker, klärer und lebhafter pflegen wieder erweckt zu werden. Hierin scheint der Verfasser ganz Baumgarten gefolgt zu seyn. Er nennt

1) diejenigen Empfindungen, die im hohen Grade klar und stark waren §. 146 (Vergl. Baumg Met. deutsch. Ueb. §. 422. Nr. 1)

2) diejenigen, welche vor kürzerer Zeit in der Seele gewesen sind §. 150. (Baumg. a. a. O. Nr. 4)

3) diejenigen, die öfters vorhanden gewesen sind, §. 152 (B. a. a. O. Nr. 2)

4) die, wobei alle fremde Empfindungen vermieden werden. §. 155. (B. a. a. O. Nr. 6)

5) die, wobei mehrere gleichartige Empfindungen, oder Vorstellungen, oder solche Empfindungen und Vorstellungen, die mit den wieder zu erweckenden entweder als innigst verbundne Theile, oder auf eine andere Art nächst vergesellschaftet gewesen sind, entweder bereits in der Seele vorhanden sind, oder doch erweckt werden §. 157 (B. a. a. O. Nr. 7.)

6) endlich wird hinzugesetzt: „Empfindungen werden leichter, klärer und stärker geweckt, wenn die Seele ihre thätige Kraft auf die mit ihnen verbundnen Vorstellungen, oder Empfindungen, oder auf die schon hervorgezognen Vorstellungen derselben im höhern Maaße wendet.“

§. 121.

Die Psychologie von G. E. Schulze (s. dessen Grundriß der philosophischen Wissenschaften. I. B. Wittenberg und Zerbst. 1788.) enthält folgende Gedanken über die Association der Vorstellungen.

Es giebt vier Gesetze der Jedeenassociation (S. 100. 101):

1) das Gesetz der Aehnlichkeit, 2) des Kontrastes, 3) der Gleichzeitigkeit, 4) der Ordnung: Vorstellungen, die aufeinander gefolgt sind, wecken sich nachher wieder auf.

Der Grund, worauf diese Gesetze beruhen, oder durch welchen eigentlich die Vergesellschaftung der Vorstellungen bewirkt wird, läßt sich, nach S. 102, schwer angeben. Man kann ihn entweder in die Verbindung der Gehirnnerven setzen, und die Association der successiven, und gleichzeitigen Vorstellungen ließe sich daraus vielleicht erklären: oder in die Seele, wozu die Vergesellschaftung der ähnlichen und kontrastirenden berechtigt, oder endlich in beide zugleich, und dies scheint am wahrscheinlichsten zu seyn. (S. 103).

Uebrigens wird nicht näher angegeben, was das eigentlich heißen soll: Ob die Meinung sey: die Vergesellschaftung einiger Vorstellungen werde durch die Seele, und anderer durch den Mechanismus des Gehirns bewirkt? oder: der Körper

und

und die Seele haben an jeder Association gemeinschaftlich Antheil? etwa so, wie Abel die Sache vorstellte.

Jedoch scheint auf die mechanische Erklärungsart nur wenig gerechnet zu werden. Es heißt S. 103: „Genau betrachtet ist die Erklärung der Association aus dem Mechanismus des Gehirns wenig lehrreich, und beruht überhaupt nur auf figürlichen und analogen Vorstellungen."

§. 122.

Zu Stuttgart hielt J. F. Strdhlin, im Jahre 1788, eine philosophische Rede über die Associationsgesetze unserer Begriffe. Die Absicht der Rede ist aber eigentlich nicht, eine abstrakte Theorie zu liefern, sondern vielmehr nur die Anwendung und Wichtigkeit jener Gesetze, vorzüglich in Moral und Pädagogik, vor Augen zu legen. Zur Theorie gehören folgende Gedanken. 1) Wir abstrahiren die Gesetze der Vergesellschaftung aus der Erfahrung (S. 8.). 2) Es ist dem Verfasser zweifelhaft, ob die Association auf dem Mechanismus des Gehirns, oder bloß auf psychologischen Gründen, oder auf beiden beruhe (8.). 3) Die Gesetze der Association sind: Das Gesetz der Aehnlichkeit, der Gleichzeitigkeit (der Vorstellungen), und der Verbindung der Dinge in Raum und Zeit.

Ganz der mechanischen Erklärungsart der Association zugethan ist J. L. Gosch, in seinen Fragmenten über den Ideenumlauf. (Kopenhagen 1789.) Nach ihm werden gewisse Bewegungen der Fibern des Gehirns immer von gewissen Veränderungen der Seele begleitet (S. 67.). Entsteht die Gehirnbewegung, die durch eine Empfindung erzeugt wurde, nachher in Abwesenheit des äussern Gegenstandes wieder; so bekommen wir auch wieder dieselbe Vorstellung. Das kann sie aber. Denn die Gehirnfiber bekömmt durch die Empfindung eine Tendenz zu der Bewegung, worin sie versetzt wurde. Ueberdem ist unter den Fibern des Gehirns eine solche Verbindung, daß die Bewegungen, die zu gleicher Zeit entstanden sind, sich auch nachher einander wieder erneuern, oder sich wechselseitig hervorbringen.

Daher lautet das Gesetz der Association: Alle Vorstellungen, die zugleich entstanden sind, vergesellschaften sich mit einander. (S. 70.).

So unvollständig diese Theorie ist, so werden doch sehr richtige Folgerungen aus der Associationslehre gezogen, vorzüglich zu Gunsten des natürlichen Ursprunges des Sprachen. (S. 71. ꝛc.).

In den Versuchen uber einige psychologische Fragen von Villaume (1789) finden sich einige Abhandlungen „über die Träume, über die Frage: werden wir uns im künftigen Leben des

jetzi-

jetzigen erinnern? und über das Bonnetsche System von der Organisation des Gehirns„ worin gleichfalls die mechanische Erklärungsart der Vergesellschaftung der Vorstellungen vertheidigt wird. Neue Gründe für diese Hypothese hat Hr. B. nicht beigebracht, und auch selbst einiges gegen Bonnet erinnert.

Zuweilen glaubt er dem Mechanismus zu huldigen durch Schwierigkeiten genöthigt zu seyn, die sich in jedem Systeme mit leichter Mühe heben lassen, wie z. B. wenn sich im Traume zwei klare Vorstellungen zunächst verbinden, die wir im Wachen noch nicht mit einander verknüpft haben (S. 17. 18.). Von den Träumen sagt er S. 5.: „Die bekannte und, meines Wissens einzige Theorie, wodurch man die Träume zu erklären pflegt, ist, daß sie eine Fortsetzung der Vorstellungen sind, die den Menschen bei wachenden Augen beschäftigt haben.„ Das ist keinesweges die einzige Theorie, nicht einmal die gewöhnliche. Schon Aristoteles erklärte den Ursprung der Träume aus dem Gefühle von dem Zustande unserer innern Organe (S. περι ενυπν. κ. β, γ.), und Wolf bewies: daß die Träume von einer Empfindung während des Schlafs anfangen, und dann von der Phantasie fortgesetzt werden: daß sie oft aus mehrern, für sich unverknüpften Reihen von Einbildungen bestehen, wenn mehrere Empfindungen während des Schlafes appercipirt werden, daß sie folglich mit den

voraufgegangenen Vorstellungen im Wachen, der Regel nach, gar nichts zu thun haben. (Psych. emp. §. 123. etc.). Baxter schrieb die Träume sogar dem Einflusse gewisser Geister zu. (Inquir. int. th. nat. of. hum. s. vol. II. Sect. I.).

Hr. Pr. A. J. Dorsch in Mainz gab 1788 eine Abhandlung: „Ueber Ideenverbindung und die darauf gegründeten Selenzustände„ heraus. Er ist der Meinung, daß die Gründe von der Erweckung und Association der Vorstellungen theils im Körper, theils in der Seele liegen, weil dies am besten zu der genauen Harmonie unter beiden zu passen scheine (S. 35. 36.). Die Art aber, wie sich der Körper dabei wirksam bezeigt, läßt sich nicht angeben, weil uns der Mechanismus des Gehirns zu unbekannt ist (39. 46.). Eben so verborgen ist uns die Art und Weise, wie die Seele auf die Association wirkte (49.).

Man sieht hieraus, daß Hr. D. kein Princip kannte, woraus sich ein allgemeines Gesetz der Vergesellschaftung, dergleichen er doch anzunehmen geneigt ist (S. 31.), ableiten ließe. Daher ist es auch begreiflich, wie er so zweifelhaft seyn konnte, ob es ein solches allgemeines Gesetz gebe, oder nicht? Er sagt S. 31.: „Die Gesetze der Ideenverbindung lassen sich vielleicht alle auf ein einziges, das der Koexistenz, zurükbringen.„ Und S. 34.: „Ohne uns in die Untersuchung einzulassen, ob diese Redukzion die Forderungen eines strengen Systems befriedige, behalten wir die Un-

Unterscheidung der vier Adsoziationsgesezze der Deutlichkeit wegen bei.„

S. 25. empfiehlt er das Gesetz des unveränderlichen Willens Gottes, welches Malebranche angab, als eine sehr annehmungswürdige Hypothese.

§. 123.

Von Platners neuer Anthropologie für Aerzte und Weltweise erschien der erste Band im Jahre 1790. In diesem vortreflichen, an schätzbaren Untersuchungen so reichen Werke, findet sich über die Vergesellschaftung der Vorstellungen kürzlich folgende Theorie.

Von den Vorstellungen der Sinne sowohl, als auch von denen, die innerhalb der Phantasie erzeugt werden, bleiben gewisse materielle Ideen in dem Werkzeuge des Gedächtnisses zurück. (§. 387.). Diese materiellen Ideen sind zunächst Bewegungen des Nervengeistes in den Gehirnfibern, welche durch äussere Eindrücke auf die Sinnenwerkzeuge entstehen (374. 375.). Jedoch, was von innen zurück bleibt, sind bloß Fertigkeiten zu den nämlichen Bewegungen, so daß die letztern auf irgend eine Veranlassung (auch in Abwesenheit des äussern Gegenstandes) wiederum erneuert werden können (§. 388.).

Von den materiellen Ideen verknüpfen sich 1) die, welche zugleich entstehen, 2) die ähnlichen 3) die,

welche in einer gewissen Ordnung nach einander erregt werden (§. 447. 448.). Daher werden sie auch diesem Zusammenhange gemäß wieder erneuert, wenn die äusserlichen Gegenstände abwesend sind, und daher associiren sich die Vorstellungen nach eben dieser Ordnung.

Damit aber soll keinesweges eine bloß mechanische Erklärungsart der Association vertheidigt werden. Vielmehr wird der wirkende Grund von der Wiedererweckung und Vergesellschaftung aller Vorstellungen der Phantasie in die Seele gesetzt. Im 1169sten §, wo von dem „Ideengange innerhalb der Phantasie„ die Rede ist, heißt es: „Die Bewegungen der Gehirnfibern, durch welche die Aufeinanderfolge der materiellen Ideen bewirket wird, können angesehen werden theils wie willkührliche, theils wie unwillkührliche Bewegungen. Willkührliche Bewegungen sind sie zwar ganz vorzüglich bei dem eigentlichen sogenannten Nachdenken; jedoch auch überhaupt da, wo wir uns bei dem Ideengang einer Mitwirkung unseres Verstandes bewußt sind. Unwillkührliche Bewegungen sind sie 1) in allen Arten des träumenden Zustandes 2) da, wo sich die Seele bloß als eine leidentliche Zuschauerin des Schauspiels der Phantasie fühlt, und, nach der Redensart des gemeinen Lebens, ihren Gedanken freien Lauf läßt. Jedoch sind die materiellen Ideen auch da, wo sie als unwillkührliche Bewegungen der Gehirnfibern angesehen werden müssen, nichts

desto weniger Seelenwirkungen: niemals sind sie bloß das Werk des Mechanismus.„

§. 124.

Viele brauchbare Erfahrungen und Bemerkungen über einzelne Phänomene, die von der Einbildungskraft abhängen, finden sich gesammelt in Hr. Pr. Moritz Magazin zur Erfahrungsseelenkunde. Die Absicht dieses Werkes ist es bekanntlich nicht, allgemeine Theorien über die Kräfte, oder Vermögen der menschlichen Seele aufzustellen, sondern nur Materialien zu liefern, durch derer Benutzung die wissenschaftliche Psychologie bereichert und nach und nach weiter vorwärts gebracht werden könnte. Daher darf man auch keine allgemeine Untersuchungen über das Wesen und die Gesetze der Phantasie darin suchen; wohl aber Aufsätze, welche die Wirkungsart derselben in einzelnen Fällen sehr gut erläutern.

Ich zeichne davon nur einige aus. Von der Geschäftigkeit der Einbildungskraft bei Träumen und verwandten Zuständen handeln z. B. 4. B. 3. St. S. 79.: 5. B. 1. St. S. 60.: 6. B. 3. St. Nr. 2.: 7. B. 1. St. S. 74.: 7. B. 2. St. S. 58: 8. B. 3. St. S. 17.: 9. B. 1. St. Nr. 2.: 9. B. 2. St. Nr. 2., wovon die vierte und siebente Stelle vorzüglich lesenswürdig sind.

Ueber die Heftigkeit der Wirkungen der Phantasie s. 4. B. 1. St. S. 70. ꝛc. 122. ꝛc.: 5. B. 1. St. Nr. 4.

Ueber den Einfluß der Empfindungen auf die Association, und einige besondere Uebergänge im Traume 5. B. 2. St. Nr. 2. 3.

Ueber die Wirkung der Phantasie bei Visionen, und Verrückung 4. B. 3. St. S. 43.: 6. B. 1. St. Nr. 5.

Ueber die Erscheinung: daß man im Traume oft eine Handlung durchaus nicht zu Ende bringen kann, die beim Wachen gar keine Schwierigkeit zu haben pflegt 5. B. 1. St. S. 72.

Ueber die Mitwirkung des Verstandes im Traume, besonders in Absicht auf das oben erwähnte Phänomen, daß man oft einen gesuchten Gedanken nicht selbst findet, sondern einem andern in den Mund legt. 4. B. 2. St. S. 88.: 7. B. 1. St. S. 21. ꝛc.

In dem dritten Stücke des 7. Bandes findet sich ein Aufsatz, der überschrieben ist: Beitrag zur Bestätigung des Satzes, daß die Einbildungskraft und das Gedächtniß mehr dem Körper, als der Seele zugehören.

In diesem Aufsatze werden einige Beispiele von Personen erzählt, die durch eine Verletzung des Gehirns, oder durch Krankheit ihr Gedächtniß ganz oder zum Theil verloren. Wenn man

aus

aus solchen Erfahrungen folgert: Daß Einbildungskraft und Gedächtniß, größtentheils wenigstens, dem Körper angehören; so ist dieses das bekannte und sehr gewöhnliche Sophisma: cum hoc, ergo propter hoc.

In den Denkwürdigkeiten aus der philosophischen Welt von Hr. Prof. Cäsar in Leipzig (5. B. 1787.) lieferte Hr. Pr. Heydenreich: Bemerkungen über den Zusammenhang der Empfindung und Phantasie. Unter andern entwikkelte er hierin einige Arten des Einflusses, den die innern Empfindungen, Vergnügen und Mißvergnügen auf die Vergesellschaftung der Vorstellungen in der Einbildungskraft äussern, (S. 190. ꝛc.) und machte lehrereiche Anwendungen davon.

§. 125.

Die beiden neuesten Werke über die empirische Psychologie sind folgende:

1) Hr. Pr. E. Schmids empirische Psychologie (1791), und

2) Hr. Pr. Jakobs Grundriß der Erfah. rungs- Seelenlehre (1791.).

Von jener ist bis jezt nur der erste Band erschienen. Dieser aber enthält bloß allgemeine Untersuchungen. Die Lehre von den besondern Kräften und Erscheinungen der menschlichen Seele soll, wie aus einer Anmerkung zu ersehen ist, erst in dem zweiten Bande vorkommen.

In

In dem Jakobschen Grundrisse wird von der Wirksamkeit der Phantasie überhaupt §. 181. gesagt: „Daß die Wirksamkeit der Einbildungskraft an materielle Bedingungen oder an ein Organ gebunden sey, scheint keinem Zweifel unterworfen zu seyn, da sie von dem Zustande des Körpers so sehr abhängt, und von demselben auf so mannichfaltige Art modificirt, erhöht und geschwächt werden kann. Aber aus der Natur dieses Organs die Erscheinungen und Gesetze der Einbildungskraft erklären zu wollen, war ein zu sanguinisches Unternehmen.„

Vorher wird über die Association der Vorstellungen §. 175. bemerkt: „Wir finden in den Anschauungen vornehmlich einen dreifachen Grund der Verknüpfung: 1) Die Aehnlichkeit, 2) Die Gleichzeitigkeit, oder die Verknüpfung der Vorstellungen durch einen Raum, und 3) die Succession, oder die Verknüpfung der Vorstellungen durch die Zeit. Daher die bekannten drei Gesetze der Association der Vorstellungen.„

Eine ausführliche Entwickelung dieser Materien ließ die gedrängte Kürze eines Grundrisses nicht zu.

Gedrukt bei Fr. Wilh. Michaelis.

Bei den Verlegern dieses Versuchs sind die Ostermesse 1792 auch noch folgende Artikel herausgekommen:

Briefe eines Engländers über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Litteratur und besonders der Philosophie, an seinen Freund in Edinburg. Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von H. v. B.

Gemählde des menschlichen Herzens in Erzählungen von Miltenberg. Erstes Bändchen. Der Naturmensch. Mit einem Titelkupfer. (Dieses Werkchen ist auch einzeln unter dem Titel: Der Naturmensch, zu haben.)

F. C. Laukhards, vorzeiten Magisters der Philosophie, und jezt Musketiers unter dem von Thaddenschen Regiment zu Halle, Leben und Schicksale von ihm selbst beschrieben, und zur Warnung für Eltern und studirende Jünglinge herausgegeben. Mit einem Titelkupfer. Ein Beitrag zur Charakteristik der Universitäten in Deutschland.

Xx 9/96

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Maass, Johann Gebhard Ehrenreich, / Bispink, Franz Heinrich, / Michaelis, Friedrich Wilhelm.

Versuch über die Einbildungskraft

Halle 1792

Ph.sp. 519
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10043815-7
VD18 11549130